DER SPIEGEL

Nr. 34/22.8.11
Deutschland: 4,– €

4 190700 704004 34

GELDUNTERGANG

Die zerstörerische Macht der Finanzmärkte

PRINTED IN GERMANY

Österreich € 4,30
Schweiz sfr 7,30
BeNeLux € 4,50
Dänemark dkr 43,–
Finnland € 6,70
Frankreich € 5,20
Griechenland € 5,70
Großbritannien £ 4,99
Hongkong HK$ 79,–
Italien € 5,20
Japan (inkl. tax) Yen 1.680,–
Malta € 5,60
Norwegen NOK 60,–
Polen (ISSN 00387452) Zł 29,–
Portugal (cont.) € 5,20
Schweden skr 61,–
Slowakei € 6,20
Slowenien € 5,20
Spanien € 5,20
Spanien / Kanaren € 5,40
Thailand Baht 430,–
Tschech. Republik Kc 175,–
Türkei TL 13,50
Ungarn Ft 1.550,–

www.spiegel.de

Mit WLAN unterwegs.

Audi
Vorsprung durch Technik

Unterwegs zu sein bedeutet nicht, außer Reichweite zu sein. Dank optionalem Audi Bluetooth-Autotelefon online hält die Welt von Audi connect Einzug in den neuen Audi A6 Avant. Mit der Audi MMI Navigation plus können Online-Informationen wie z.B. Navigation mit Google-Earth-Bildern oder Online-Verkehrsinformationen genutzt werden. Es ist also egal, wo sie gerade sind: Sie sind auf dem neuesten Stand.

Der neue Audi A6 Avant mit Audi ultra Leichtbautechnologie.

Kraftstoffverbrauch in l/100 km: kombiniert 8,2–5,0; CO_2-Emission in g/km: kombiniert 190–132.

UNSCHLAGBAR GUT!
DAS NEUE WARSTEINER ALKOHOLFREI.

DAS EINZIG WAHRE WARSTEINER®

Das neue WARSTEINER Alkoholfrei ist das ideale Getränk für alle, die nach dem Sport eine erfrischende Alternative suchen, denn es ist vitalisierend und isotonisch. Perfekt zum Genießen und Regenerieren. Das neue WARSTEINER Alkoholfrei: ein weiterer Beweis höchster WARSTEINER Braukultur.

www.warsteiner.de

DER SPIEGEL
DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

Hausmitteilung

22. August 2011 **Betr.: China, Tourismus, SPIEGEL WISSEN**

Fünf Wochen musste Auslandskorrespondentin Susanne Koelbl, 45, warten, bis ihre Bitte um ein Gespräch mit der chinesischen Vize-Außenministerin Fu Ying, 58, erfüllt wurde. Die Anfrage wuchs in der Regierung zum Politikum. Fu Yings engste Berater – über die China-Berichterstattung des SPIEGEL en detail informiert – rieten ihr entschieden ab, sich Koelbls Fragen zu stellen; kritische Artikel über das Reich der Mitte schätzen sie nicht. Immerhin: Die Mongolin, die in England studiert hat und später dort und in Australien Botschafterin war, setzte sich durch. Erst ließ Fu Ying zum Frühstück im Südflügel des Außenministeriums Tofusuppe, gedünsteten Baby-Mangold, Brötchen und Omelett servieren, dann griff sie den Westen im SPIEGEL-Gespräch scharf an.

KATHARINA HESSE / DER SPIEGEL

Koelbl, Fu Ying in Peking

STEFAN KIEFER / DER SPIEGEL

Follath, Dalai Lama in Toulouse

Wenig erfreut dürfte Chinas Führung auch darüber sein, dass der Dalai Lama, 76, der von den Tibetern als Gottkönig verehrt wird, im Westen viel Gehör findet. Im Gespräch mit SPIEGEL-Reporter Erich Follath, 62, kündigte der Exilant im französischen Toulouse an, auch nach seinem Rückzug von politischen Ämtern nicht schweigen zu wollen. Süffisant kommentierte er die bizarren Pläne Pekings, einen eigenen Nachfolger für den Dalai Lama zu installieren: „Ich bete jeden Tag für die kommunistischen Herrscher“ (Seiten 87, 90).

Vor 150 Jahren erfand der Brite Thomas Cook das moderne Reisen – jetzt war SPIEGEL-Reporter Georg Diez, 42, unterwegs, um eine vorläufige Bilanz zu ziehen. Er staunte über die verschiedenen Welten, in denen Reisende unterwegs sind: Im Business-Terminal des Flughafens von Doha in Katar, zum Beispiel, gibt es einen Kindergarten, eine Arztpraxis und drei Restaurants voller Amerikaner und Europäer. Noch luxuriöser warten die Scheichs im separaten First-Class-Terminal auf ihren Flug. Ein anderes Niveau fand Diez auf Mallorca vor, wo er es im „Ballermann“ nur kurz unter gelangweilten Gogo-Tänzerinnen und grölenden Gästen aushielt. Spaß wiederum machte dem SPIEGEL-Mann die Einreise nach China. Auf dem Flughafen Guangzhou sollte er per Knopfdruck die Arbeit der Grenzer bewerten. Als eine attraktive Uniformierte ihm zuvorkommend Einlass gewährt hatte, drückte Diez prompt die Taste für „sehr gut“ (Seite 118).

Für ihre Kinder wollen Eltern zumeist das Beste. Oft aber sind sie ratlos, was das sein könnte. Im SPIEGEL WISSEN über „Die Kunst der Erziehung“ geben Psychologen, Ärzte und Erziehungswissenschaftler Hilfestellung bei wichtigen Fragen: Gehören Dreijährige schon in den Musikunterricht? Wie geht man mit einem hyperaktiven Kind um? Was sollten Eltern ihrem Nachwuchs zu Themen wie Sex, Alkohol und Drogen sagen? Wie leiden Scheidungskinder? Wie Kinder in anderen Ländern erzogen werden, beschreiben Reportagen aus Russland, Kenia und Abu Dhabi. Das Heft erscheint an diesem Dienstag.

COMMERZBANK

Das kostenlose Girokonto.* Jetzt mit Extra-Vorteil.

Nur für kurze Zeit: 50 € Startguthaben plus 25 € Aral SuperCard.*

Nur für kurze Zeit
75 € Vorteil*
50 € Startguthaben + 25 € Aral SuperCard

Mit dem Konto-Umzugsservice wird Ihr Wechsel zu unserem kostenlosen Girokonto völlig unkompliziert. Und Sie sichern sich nicht nur einen Extra-Vorteil, sondern auch die kompetente Beratung und die umfangreichen Services von Deutschlands Hausbank für anspruchsvolle Privatkunden.

Vereinbaren Sie jetzt einen Termin unter **0180 2/10 20 20** (6 ct/Anruf Festnetzpreis, Mobilfunkhöchstpreis 42 ct/Min.).
www.commerzbank-girokonto.de

*Kostenlose Kontoführung, nur für private Nutzung bei monatlichem Geldeingang ab 1.200 €, bei geringerem Geldeingang monatlich 8,90 €. Startguthaben von 50 € und Aral SuperCard i. H. v. 25 € einmalig für alle, die noch kein Zahlungsverkehrskonto bei der Commerzbank führen, und bei Kontoeröffnung bis 30.09.2011. Gutschrift Startguthaben und Versand Aral SuperCard 3 Monate nach Kontoeröffnung.

Gemeinsam mehr erreichen

In diesem Heft

Titel

Die unkontrollierte Gier der Finanzmärkte bedroht die globale Gesellschaft 60

Deutschland

Panorama: Die Linke lobt Castro / Deutsche Elitetruppe GSG 9 in Libyen / Evangelische Kirche setzte sich für Holocaust-Organisator Adolf Eichmann ein 17
CDU: Angela Merkel entgleitet die Partei 22
Währung: Die Regierung diskutiert über Vor- und Nachteile der Euro-Bonds 24
SPD: SPIEGEL-Gespräch mit Fraktionschef Frank-Walter Steinmeier über die Macht der Finanzmärkte und die Strategie seiner Partei in der Euro-Krise 26
Innovationen: Wie Deutschland aus der grünen Gentechnik aussteigt 30
Verbrechen: Ein V-Mann wollte über die sogenannte Döner-Mordserie auspacken 32
Steuern: Vom Urteil des Bundesfinanzhofs profitieren nur wenige Studenten und Auszubildende 34
Kfor: Der deutsche Generalmajor Erhard Bühler über den schwierigen Kosovo-Einsatz ... 36
Gesundheit: Sind deutsche Kinder wirklich so krank, wie Studien behaupten? 38
Kriminalität: Die neue Strategie der Hamburger Polizei gegen Autobrandstifter 40
Schleswig-Holstein: Zwischen privater Irrlichterei und parteipolitischer Intrige – der Fall des Christian von Boetticher 44

Gesellschaft

Szene: Wie ein Amerikaner mit einem Selbstauslöser-Foto den „National Geographic“-Fotowettbewerb gewann / Die Gesichter der 180 Nationen des Ruhrpotts 47
Eine Meldung und ihre Geschichte – warum ein Milchbauer mit einer Plastikkuh durch Deutschland zog 49
Justiz: Die Anwälte der Kriegsverbrecher 52
Ortstermin: Warum Klaus Wowereit im Berliner Wahlkampf konkurrenzlos ist 57

Wirtschaft

Trends: Karstadt kontrolliert seine Kontrolleure / Rechnungshof fordert von Krankenkassen mehr Transparenz / Vente-Privée verärgert Schnäppchenjäger 58
Euro: SPIEGEL-Streitgespräch zwischen den Wirtschaftswissenschaftlern Henrik Enderlein und Hans-Werner Sinn über den richtigen Weg aus der Schuldenkrise 69
Immobilien: Kleinanleger mussten für das Tourismusparadies Land Fleesensee teuer bezahlen 72
Gesundheit: Wie die Helios-Kliniken an Privatpatienten verdienen 74
Luftfahrt: Wurde Air-Berlin-Chef Joachim Hunold weggemobbt? 75

Ausland

Panorama: Eskalation der Gewalt im Süden Israels / Wie die Republikaner US-Präsident Barack Obama den Urlaub verderben 76
Europa: Die Nöte der reichen Nordländer 78
Interview mit dem niederländischen Finanzminister Jan Kees de Jager über seinen Euro-Kampf 80
Syrien: Blutiger Ramadan 84

IMAGO (GR.); TRAGO / GETTY IMAGES (KL.)

Europas unwillige Helfer

Seite 78

Wie in Deutschland wächst auch in den anderen Geberländern die Furcht, viele Südeuropäer führten ein bequemes Leben auf ihre Kosten. Doch auch die mächtige Achse Berlin–Paris sorgt für erheblichen Unmut.

Der leise Abschied von der CDU

Seite 22

Merkels Modernisierungskurs droht zu scheitern. Die Alten proben den Aufstand, die Basis läuft weg. Mit Regionalkonferenzen will die Kanzlerin ihre Partei wieder in den Griff kriegen. Doch die Erfolgsaussichten sind ungewiss.

Untergang an der Waterkant

Seite 44

Wer hat Schleswig-Holsteins CDU-Spitzenmann Christian von Boetticher mit der Lolita-Affäre auffliegen lassen? In der intrigenerprobten Partei suchen nun alle den Maulwurf. Dabei ist Boetticher vor allem an sich selbst gescheitert.

Feuerterror auf den Straßen

Seite 40

ACTION PRESS

Brennendes Auto in Hamburg

Autobrandstifter in Berlin und Hamburg bringen immer wieder Menschen in Lebensgefahr. Allein in der Hauptstadt wurden vergangene Woche über 60 Fahrzeuge abgefackelt. In Hamburg versucht die Polizei, den schon jahrelang andauernden Feuerterror mit einer neuen Strategie einzudämmen: Zivilfahnder setzen bei Hausbesuchen verdächtige Jugendliche unter Druck.

Der Irrsinn der Finanzmärkte Seite 60

An den Börsen herrscht Panik, der Euro wackelt, und die Banken stecken voller Risiken: Die Finanzmärkte sind außer Kontrolle geraten, sie gefährden die Wirtschaft, den Wohlstand und die Gesellschaft.

Leben und Sterben in Syrien Seite 84

Seit fünf Monaten gehen sie gegen den Assad-Clan auf die Straße, fast 2000 Tote haben sie bereits zu beklagen. Doch die Demonstranten sind entschlossen weiterzumachen – friedlich und ohne militärische Hilfe des Westens.

Alles, was Precht ist Seite 136

Der Philosoph Richard David Precht ist zur intellektuellen Allzweckwaffe im deutschen Mediengeschäft geworden. Doch wie wird man eigentlich zur gefragten Koryphäe? Ein nicht ganz ernst gemeinter Ratgeber in zehn Schritten.

Bhagwan in Bayern Seite 130

Die Kinokomödie „Sommer in Orange“ zeigt den seltsamen Alltag einer Bhagwan-Kommune in einem bayerischen Dorf Anfang der achtziger Jahre. Zwischen den Anhängern des indischen Gurus leben auch zwei Kinder. Der Film beruht auf den Erinnerungen der Geschwister Ursula und Georg Gruber, die in einer solchen Kommune aufwuchsen: „Wir waren die Außenseiter im Dorf.“

MAJESTIC FILM

Szene aus „Sommer in Orange“

China: SPIEGEL-Gespräch mit Pekings Vize-Außenministerin Fu Ying über den Aufstieg ihres Landes und Vorurteile des Westens 87
Tibet: Wer folgt auf den Dalai Lama? 90
Global Village: Entwicklungsminister Dirk Niebel im kenianischen Flüchtlingslager Dadaab 98

Sport

Szene: Fan-Vertreter Marco Blumberg über die Hoffenheimer Schallattacke auf Dortmund-Fans / Debatte über Todesfälle beim Triathlon 99
Leichtathletik: Der Prothesen-Sprinter Oscar Pistorius startet bei der WM gegen Athleten mit gesunden Beinen 100
Rudern: Wie der Deutschland-Achter wieder zum schnellsten Boot der Welt wurde 103

Wissenschaft · Technik

Prisma: Väter wollen keine gehorsamen Kinder / Was bringen Schock-Bilder auf Zigarettenpackungen? 104
Linguistik: Mit Computern erstellen Hamburger Wissenschaftler ein Wörterbuch der Deutschen Gebärdensprache 106
Medizingeschichte: Landen die weltberühmten Präparate der Berliner Virchow-Sammlung auf dem Sondermüll? 109
Internet: Wenn die Intelligenz vom Rechner ins Netz wandert 111
Kriminalistik: Roboter-Detektive sollen Ladendiebe fangen 112
Tiere: Genetiker entschlüsseln das Erbgut von Wanzen, Mücken und Bienen 114

Kultur

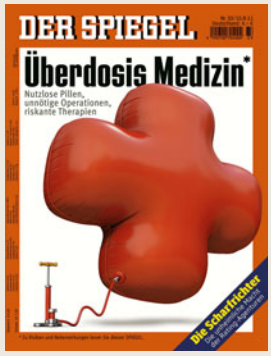
Szene: Der amerikanische Autor Hal W. Vaughan über die Nazi-Kollaborateurin Coco Chanel / Matthias Schweighöfers Debüt als Filmregisseur 116
Zeitgeist: Wie der Massentourismus das Reisen verändert hat 118
Widerstand: Der Franzose Adolfo Kaminsky fälschte Tausende Dokumente und rettete so Juden vor dem Holocaust 125
Bestseller 127
Essay: Ulrich Beck über die Identitätskrise Europas 128
Kino: Die Komödie „Sommer in Orange“ über eine Bhagwan-Kommune in Bayern 130
Buchkritik: Die grandiose Bildergeschichte „Asterios Polyp“ von David Mazzucchelli 132

Medien

Trends: Interview mit ARD-Star Reinhold Beckmann über die neuen Talkshows im Ersten / Prüfbericht wirft „Netzwerk Recherche“ Fehler vor 135
Karrieren: Der Aufstieg von Richard David Precht – wie man zur intellektuellen Allzweckwaffe werden kann 136

Briefe 8
Impressum, Leserservice 140
Register 142
Personalien 144
Hohlspiegel / Rückspiegel 146

Titelbild: Foto Imago Stock & People
Umklapper: Foto Axel Martens für den SPIEGEL



SPIEGEL-Titel 33/2011

„Die Entscheidung eines jungen Arztes ist weiterhin: ‚Will ich ein guter Arzt für die Patienten sein oder ein (finanziell) erfolgreicher Arzt?‘ Beides gleichzeitig ist in Deutschland nicht möglich.“

Dr. Martin Frank aus Berlin zum Titel „Überdosis Medizin“

Nr. 33/2011, Überdosis Medizin: Nutzlose Pillen, unnötige Operationen, riskante Therapien

Spiel mit dem Leben

Ihr Beitrag spricht unsere medizinische Überversorgung so ausgewogen an, dass ich ihn durchaus einigen Patienten vorlegen werde, wenn ich eine Lebensverlängerung um jeden Preis vermeiden möchte. Auch wenn mir in einer rein privatärztlichen allgemeinmedizinischen Praxis genügend Zeit für die „sprechende Medizin“ zur Verfügung steht, ist es oft schwer, einem Todkranken eine (sehr teure) Chemotherapie auszureden. Der Patient denkt womöglich: Bin ich meinem Arzt so viel nicht mehr wert?

Waldbronn (Bad.-Württ.) Dr. Heinz Oehl-Voss

Leider erwähnt der Artikel nicht, dass eine Vielzahl von Untersuchungen dazu dient, häufig leitliniengerecht, auch unwahrscheinliche Erkrankungen auszuschließen, und dass dies auch zur Absicherung des behandelnden Arztes erfolgen muss.

Toronto (Kanada) Prof. Daniel Müller

Ihr Beitrag spricht mir aus dem Herzen. Der Satz, den ich im Studium nicht ganz ernst gemeint mit auf den Weg bekam, scheint immer noch zu gelten: „Wenn uns auch das fünfte Röntgenbild, das dritte MRT und die zehnte Sonografie nicht weitergebracht haben, sollten wir uns doch mal den Patienten ansehen!“ Leider haben viele Ärzte verlernt, sich auf ihre fünf Sinne zu verlassen. Leider ist dies eine Kunst, die den Medizinstudenten nur unzureichend vermittelt wird.

Niederwiesa (Sachsen) Cornelia Katzorke
Fachärztin für Kinder- und Jugendmedizin

Ihr überfälliger Artikel ist jedem Mediziner als Pflichtlektüre zu empfehlen. Die treibende Kraft hinter diesem Spiel mit dem Leben von Menschen ist nicht nur die platte Geldgier, sondern vor allem eine gewaltige kriminelle Energie, die ausdrücklich beim Namen genannt werden sollte.

Ronnenberg (Nieders.) Dr. Ahmad Hussein

Wenn Chirurgen am Ende ihres Berufsweges zu der Erkenntnis kommen, dass viel zu viel operiert wird, dann ist das sehr löblich. Sie sollten jedoch nicht verschweigen, dass sie als leitende Ärzte jahrzehntelang diese Entwicklung gefördert und sehr stark von ihr profitiert haben. Daher kann ich nicht verstehen, warum sie ihren Zweitmeinungs-Service den

BERTRAM SOLCHER / LAIF

Operation an der Bandscheibe
Verlernt, sich auf die fünf Sinne zu verlassen

Patienten nun wieder für teures Geld anbieten. Wenn es ihnen wirklich um die Sache ginge, würden sie ihre Expertise umsonst oder gegen eine geringe Aufwandsentschädigung zur Verfügung stellen – quasi als Wiedergutmachung.

Salzburg Dr. Jochen Schuler

Trotz aller Kritik an der Überversorgung: Wir haben hier das beste Gesundheitssystem der Welt. Warum wollen wohl alle in den ADAC-Flieger und nach Deutschland zurück, wenn sie krank werden?

Berlin Dr. Roland Reininghaus

Zur kontroversen Diskussion über die Aussagekraft vom PSA-Wert nur so viel: Er ist und bleibt ein Frühindikator eines eventuellen Prostatakarzinoms. Eine Biopsie gibt dann den endgültigen Befund. Und hier ist die Ultima Ratio die OP, denn lieber leicht inkontinent als tot!

Würzburg Rainer Münsterer

Die Kassen stöhnen, aber zahlen und sorgen dafür, dass es so bleibt. Als Reha-Mediziner mit Schwerpunkt Manuelle Medizin behandle ich viele Patienten, die anderweitig wohl unters Messer geraten würden. Die deshalb erhöhten Ausgaben für Krankengymnastik führen zum existenzgefährdenden Regress; im Beschwerdeausschuss wird im Prinzip anerkannt, dass ich Operationen vermeide, praktisch aber zählt für die Kassen der Durchschnitt: Wer wie ich drüberliegt, ist per definitionem unwirtschaftlich.

München Dr. Artur Dietz

Nr. 32/2011, Die Pille nach Maß – Heilsbringer oder hohles Versprechen?

Zeugen eines radikalen Wandels

Wir Krebspatienten sind in der Praxis heute Zeugen eines radikalen Wandels: vom unspezifisch wirkenden Chemotherapeutikum, unter dem alle litten, von dem aber nur ein kleiner Teil profitierte, hin zu Therapien, die die spezifische Funktionsweise eines Tumors erkennen und diese gezielt blockieren. Die Behandlung der Chronischen Myeloischen Leukämie oder des HER2-positiven Brustkrebses sind erst die Vorboten davon, dass die therapeutische Steinzeit der groben Keule gegen Krebs bald endet. Dies sind keine leeren Versprechen, sondern heutige Realität – leider noch nicht für den Großteil der Krebspatienten.

Riemerling (Bayern) Jan Geissler
LeukaNET/Leukämie-Online

Mein Mann bekam mit 38 Jahren die Diagnose Chronische Myeloische Leukämie. Ohne diese „teuren Pillen“ ein Todesurteil in absehbarer Zeit. Dank der Pillen hat er nur zehn Tage im Job gefehlt, alles in allem eine komplette Win-win-Situation für diesen Staat und unsere Familie!

Kelkheim (Hessen) Claudia Kuhn

Diskutieren Sie im Internet

www.spiegel.de/forum und *www.facebook.com/DerSpiegel*

- **Titel** Hat die Politik noch Einfluss auf die Finanzmärkte?
- **Vandalismus** Sind brennende Autos ein Zeichen von Protest?
- **Religion** Papst oder Dalai Lama – wer ist eher ein Vorbild?

Windows®. Leben ohne Grenzen.
Toshiba empfiehlt Windows 7.

Professionelles Arbeiten

Windows 7

> EINFACH PERFEKT

Die wunderbar leichte, elegante und professionelle R-Serie von Toshiba.

Jede Komponente der neuen R-Serie wurde mit außergewöhnlicher Liebe zum Detail konzipiert, gestaltet und gefertigt. Alles fügt sich zusammen zu einer hervorragenden Kombination aus Leistung, Design und Mobilität. Wählen Sie zwischen drei Bildschirmgrößen Ihr perfektes Business Notebook.

www.toshiba.de/geschaeftlich

TOSHIBA
Leading Innovation >>>

Intel, das Intel Logo, Intel Inside, Intel Core und Core Inside sind Marken der Intel Corporation in den USA und anderen Ländern. Microsoft und Windows sind eingetragene Warenzeichen der Microsoft Corporation in den Vereinigten Staaten und/oder anderen Ländern. Änderungen von Produktspezifikationen vorbehalten. Abweichungen von Produktdesigns, Farben und Produktmerkmalen sowie Irrtümer vorbehalten.

1&1 DSL: DAS

Starten Sie jetzt mit 1&1 DSL in das beste WLAN aller Zeiten! Gemeinsam mit den Profis von AVM hat 1&1 den 1&1 HomeServer der nächsten Generation entwickelt. Er ist DSL-Modem, WLAN-Router und Telefonanlage in Einem, als zentrale Schnittstelle für Ihre kabellose Kommunikation in allen Räumen. Und er bietet mehr Power, mehr Sicherheit und mehr Komfort als je zuvor!

HIGHSPEED-WLAN!

Mit bis zu 300 MBit/s und optimaler Frequenzwahl wird kabelloses Surfen zum echten Highspeed-Erlebnis!

BESTE REICHWEITE!

Dank MIMO Mehrantennentechnik findet der 1&1 HomeServer stets die beste Verbindung zu Ihren Geräten. Für optimale Reichweite und besten Datendurchsatz.

ECO-MODE!

Der 1&1 HomeServer funkt nur, wenn er aktiv ist und Daten überträgt. Das heißt für Sie: geringstmöglicher Stromverbrauch.

SICHERHEIT!

Die TÜV-geprüfte Firewall und die spezielle WPA2-Verschlüsselung des 1&1 HomeServers gewährleisten höchste Sicherheit.

WPS! (WI-FI PROTECTED SETUP)

Zur Einrichtung neuer WLAN-Geräte, die ebenfalls WPS unterstützen, drücken Sie einfach den WLAN-Knopf am 1&1 HomeServer – die Eingabe spezieller Zugangscodes ist nicht mehr notwendig!

GAST-ZUGANG!

Das gibt's nur beim 1&1 HomeServer: Bieten Sie Besuchern einen eigenen WLAN-Zugang (z. B. für Netbooks, Smartphones) – natürlich getrennt von Ihrem Heimnetzwerk zum Schutz Ihrer Daten.

100 GB SPEICHER!

Nutzen Sie 100 GB Online-Speicherplatz in einem der 1&1 Hochleistungs-Rechenzentren für Ihre Dateien, Bilder, Musik etc. Mit passwortgeschütztem Zugriff von zu Hause oder von unterwegs übers Internet.

GELD ZURÜCK!

Wir sind sicher, dass Sie von der Leistungsfähigkeit der 1&1 WLAN-Technik begeistert sein werden! Sollte das nicht der Fall sein, rufen Sie uns einfach an und schicken Sie uns den 1&1 HomeServer zurück. Ihr 1&1 DSL-Vertrag endet dann umgehend und wir zahlen Ihnen Ihr Geld zurück. Fairer geht's nicht!

Internet made in Germany

*1&1 Surf-Flat 6.000 für 24 Monate 19,99 €/Monat, danach 24,99 €/Monat. Telefonie (Privatkunden): für 2,9 ct/Min. ins dt. Festnetz, Anrufe in alle dt. Mobilfunknetze 19,9 ct/Min. Hardware-Versand einmalig 9,60 €. In den meisten Anschlussbereichen verfügbar. 24 Monate Mindestvertragslaufzeit.

BESTE WLAN!

INTERNET & TELEFON

19,99 €/Monat*

Für volle 24 Monate,
danach 24,99 €/Monat.

Inklusive 1&1 HomeServer der nächsten Generation!

NEU!

Auszeichnungen der
1&1 HomeServer-Familie

1. Platz connect DSL-TK-Anlagen des Jahres 2011
www.connect.de

Computer Bild 03/2011
FRITZ!Box Fon WLAN 7390
„Der derzeit beste WLAN-Router“

1&1

Jetzt informieren und bestellen: 0 26 02 / 96 90

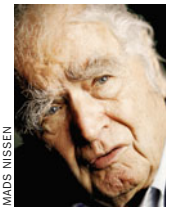
www.1und1.de

Es klingt schon mehr als zynisch, nämlich schlicht obszön, dass für einen todkranken Menschen Kosten von circa 3000 Euro pro Monat als zu hoch erscheinen. Mein Mann hat ein inoperables Bronchialkarzinom mit einer Prognose von wenigen Monaten. Dank eines neuen Medikaments ist er im 18. Monat progressionsfrei! Ja, er hat mit dieser Therapie nach 35 Jahren Einzahlung seine geleisteten Kassenbeiträge aufgebraucht, aber er schämt sich trotzdem nicht dafür.

Biesenthal (Brandenb.) Claudia Gildemeister

Nr. 30/2011, Bestseller

Das kommt nicht vor!



MADS NISSEN

In der Notiz, mit der Sie mein Buch „Muttersohn“ auf Ihrer Bestseller-Liste vorstellen, heißt es, meine Romanfigur „behauptete“, ohne Vater zur Welt gekommen zu sein. Auf 500 Seiten kommt das nicht vor! Dieser Percy „behauptet“ nichts, sondern teilt mit, was ihm seine Mutter gesagt hat, und er erwartet nicht, dass ihm das jemand glaube!

Überlingen Martin Walser

Nr. 32/2011, Familienpolitik: Anreize der Bundesregierung verpuffen

Rückständige Verhältnisse

Ministerin, Generalsekretärin, Sängerin und Schauspielerin, eben ein repräsentativer Querschnitt der deutschen Arbeitswelt. Kein Buchstabe über unbezahlte Praktika oder sonstige prekäre Beschäftigungen. Junge Leute brauchen verlässliche Arbeitsmöglichkeiten mit anständiger Bezahlung und bezahlbaren Wohnraum. Warum sollen Menschen im reproduzierfähigen Alter Kinder in die Welt setzen, wenn keine planbaren Lebensgrundlagen geboten werden?

Berlin Rudolf Klimesch

Geht es im kinderlosen Land Deutschland nicht doch, wie Sie jetzt fragen, um etwas anderes, um etwas, was politisch nicht so leicht zu fassen ist, um ein Klima, eine Atmosphäre im Land? Und steht diese Atmosphäre nicht letztlich auch dem im Wege, was als Problemlösung bedenkenswert ist?

Waltrop (NRW) Walter Stach

Sämtliche politischen Programme und gutgemeinten Reden mit dem Ziel der Bekämpfung der Kinderarmut werden zu nichts führen, weil die meisten Menschen trotz aller Mentalitätsunterschiede und unterschiedlicher religiöser Anschauungen letztlich Hedonisten sind.

Baesweiler (NRW) Günter Pesler

MICHAEL REICHEL / ARI

Kindertagesstätte in Thüringen
Starke Zweifel an der Vereinbarkeit

Als einstiges DDR-Kind bin ich von den rückständigen Verhältnissen in der Bundesrepublik schockiert. Und wenn ich die Wahl habe zwischen einem Vollzeitjob, als für mich tiefes Bedürfnis, und einem Kind, das für mich Existenzunsicherheit bedeutet – ich wähle Ersteres. Sollte sich an dem System der Unsicherheit nichts ändern, werden sich auch viele meiner Kommilitoninnen meiner Wahl anschließen.

Halle/Saale Annika Köhler

Obwohl hier in Italien die Familienstruktur völlig anders ist als in Deutschland und Mütter zum Beispiel bei Scheidung besser geschützt sind, ist die Geburtenrate ähnlich niedrig wie in Deutschland. Woran liegt es also wirklich?

Ponte Buggianese Magdalena Richter

Mit der Geburt eines Kindes wird aus Frau Meyer stante pede Mutter Meyer, die als Sand im Getriebe der meisten Arbeitgeber wahrgenommen wird. Dass es zwar einen Rechtsanspruch auf einen Kindergartenplatz für über Dreijährige gibt, die Betreuungszeiten einer Vollzeitstelle aber nicht gerecht werden, lässt an der politischen Ernsthaftigkeit einer Vereinbarkeit von Familie und Beruf stark zweifeln.

Willich (NRW) Norma Frentzel

Alles Geld der Welt könnte uns nicht dazu bringen, Eltern zu werden. Und genauso, wie Paaren nichts zu viel ist, ein Kind zu bekommen, würden auch wir keine Kosten und Mühen scheuen, um kinderlos zu bleiben. Also traut doch den Leuten zu, ihr Leben selbst zu bestimmen, und gebt das Geld sinnvoller aus.

Balje (Nieders.) Hans Reinhardt

Geradezu als Diffamierung verantwortlicher Familienplanung empfinde ich die Aufforderung, „ein bisschen weniger zu denken“. Verantwortlich denkende junge Menschen können diese „Leichtigkeit“ eben nicht mehr haben: Ihre Anstellungen sind meist befristet, die Einstiegslöhne minimal. Trotzdem wird absolute Mobilität verlangt, was häufig zu Wochenendbeziehungen führt – auch nicht gerade optimal für Zeugung und Kindererziehung.

Auenwald (Bad.-Württ.) Walter Schieber

Nr. 32/2011, Bundesrichter fordern die Moderne ein – ein Urteil wider die Realität

Sind wir in Frankreich?

Endlich wagt es jemand, das neue Unterhaltsrecht zu kritisieren und es in Verbindung zu bringen mit der weiterhin sinkenden Geburtenrate in Deutschland.

Prüm (Rhld.-Pf.) Walburga Weinbrenner

Ein schöner Kommentar, besonders die Gedanken über das notwendige Umdenken der Väter. Da dieses vermutlich nicht so ohne weiteres stattfinden wird, wäre es nur gerecht, wenn parallel zum neuen Unterhaltsrecht ein Gesetz in Kraft treten würde, das den nichtbetreuenden Elternteil dazu verpflichtet, sich an zwei Nachmittagen in der Woche um seinen Nachwuchs zu kümmern. Vorzugsweise an jenen Nachmittagen, an denen Termine beim Logopäden oder zum Schwimmkurs anstehen. Die Diskussionen mit den Vorgesetzten wären sicherlich spannend.

Düsseldorf Ina Stender

Sie haben ja so recht, möchte man rufen. Was ist denn das für ein Wahnsinn vom Bundesgerichtshof? Die Richter tun so, als seien wir in Frankreich oder Schweden.

Berlin Dr. Astrid Schreyögg

Nr. 32/2011, Interview mit Entwicklungshilfeminister Dirk Niebel

CHRISTIAN THIEL / DER SPIEGEL

Entwicklungshilfeminister Niebel
Ist dieser Mann noch zu retten?

Politische Großmäuligkeit

Warum greift Niebel mit völlig unsinnigen Vorwürfen seine Vorgängerin an? Wenn er ehrlich wäre, müsste er einräumen, dass die FDP im Unrecht war und das Entwicklungsministerium wichtig für die gerechte Gestaltung der Globalisierung war und ist.

Berlin Petra Bauer

Nicht nur, dass Niebel erklärt, „Entwicklungszusammenarbeit ist nichts Altruistisches“, er diffamiert auch die Grundlagen der Entwicklungszusammenarbeit und propagiert unverfroren das „Globalisierungsministerium von Dirk Niebel“. Ist dieser Mann noch zu retten?

Enanger Langvind (Schweden) Rainer Jerosch

Stiftung Warentest
test

GUT (1,8)

Im Test:
10 Elektrische Zahnbürsten
Qualitätsurteil:
1 sehr gut (1,5)
6 gut

Umwelteigenschaften
sehr gut (1,1)

Ausgabe 05/2011

Philips Sonicare – ausgezeichnet von Stiftung Warentest*

Erleben Sie ein völlig neues Gefühl einer perfekten Zahnpflege.

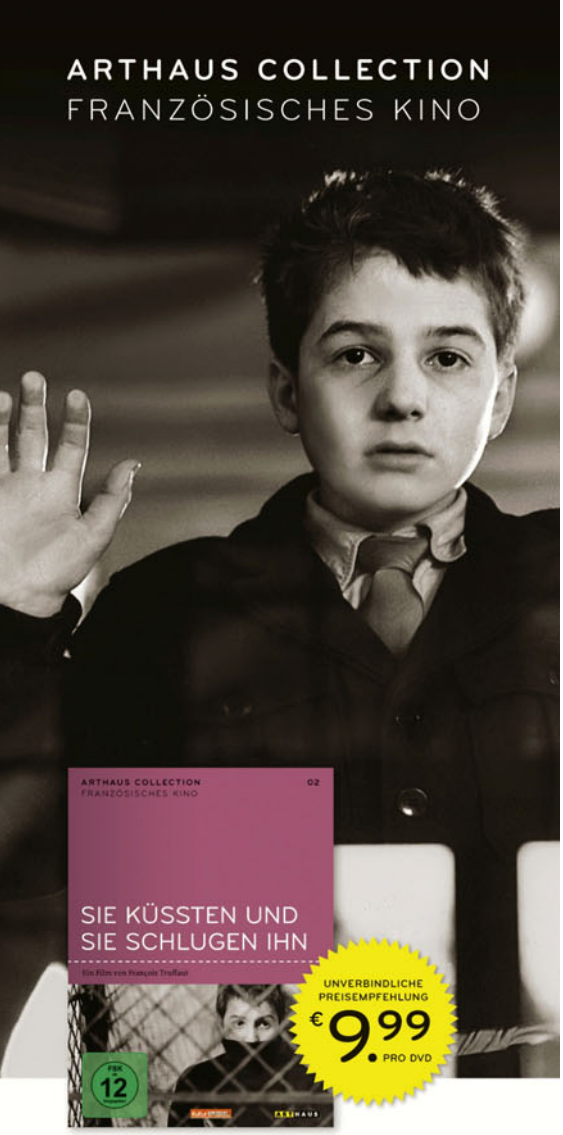
Philips hat eine elektrische Zahnbürste entwickelt, die mehr Plaque entfernt als jede Handzahnbürste. Die patentierte Schalltechnologie der Philips Sonicare FlexCare sorgt mit 31.000 Bürstenkopfbewegungen in der Minute für eine dynamische Flüssigkeitsströmung, die bis tief in die Zahnzwischenräume reicht. So überrascht es nicht, dass Philips Sonicare die von Zahnärzten weltweit am häufigsten empfohlene Schallzahnbürstenmarke ist. Und auch Stiftung Warentest hat unsere Zahnbürste ausgezeichnet. Freuen Sie sich auf das einzigartige Gefühl einer effektiven Zahnpflege.

Mehr Informationen auf www.philips.de/sonicare

PHILIPS
sonicare
sense and simplicity

*Getestet: Sonicare FlexCare HX6902/02, Test 05/2011.

ARTHAUS COLLECTION
FRANZÖSISCHES KINO



Zehn der besten französischen Filme aller Zeiten. Ausgewählt und präsentiert von KulturSPIEGEL
Deutschlands größtes Kultur-Magazin

Jede DVD in edlem Bucheinband mit einem 12-seitigen Booklet.

JETZT IM HANDEL UND IM SPIEGEL SHOP WWW.SPIEGEL.DE/SHOP

ARTHAUS BESONDERE FILME WWW.ARTHAUS-COLLECTION.DE

Gerade unter Heidemarie Wieczorek-Zeul war Entwicklungspolitik globale Strukturpolitik, was ihr Nachfolger jetzt als seine Entdeckung preist. Tatsächlich macht er die Rolle rückwärts zum Klein-Klein der Projekthilfe und zur Außenwirtschaftsförderung. So viel politische Großmäuligkeit war selten!

Aachen — Dr. Reinhard Hermle

Danke, dass der SPIEGEL Dirk Niebel eine Plattform geboten hat, sich selbst zu demontieren. Dass er fehlende Fachkenntnis durch Schnodderigkeit und Forschheit ausgleicht, ist nicht ganz neu. Wenn er aber ein angesehenes Ministerium, das er zunächst abschaffen wollte, dann als Almosen bekam, nun als „Almosenministerium“ bezeichnet, das geht zu weit.

Aachen — Heinzbernd Krauskopf

Nr. 32/2011, SPIEGEL-Gespräch mit Charlotte Roche über ihr Buch „Schoßgebete“

Der Duft von Nymphen

Arme Charlotte, trotz aller Tabubrüche und der Fähigkeit, hinter die Kulissen zu schauen, geht sie dem medialen Einfluss vom längst bizarren Bild der Idealfrau zeitweise magersüchtig auf den Leim. Schonungslos ehrlich und unentwegt auf einer destruktiv-pathologischen Jagd nach Aufmerksamkeit und ewigen Superlativen, ist sie am Ende doch immer wieder nur eine gefühlte Verliererin.

Bad Buchau (Bad.-Württ.) — Susanne Kneissle

Großartig! Mögen der „hartnäckigen Bestsellerautorin“ ihre „schwarzen Hunde im Souterrain“, mal wild, mal zahm, erhalten bleiben, und möge deren sinnlich-intellektuelle, aufrichtige Lockerheit auf die vielen Schoßgebete im Rest der Republik positiv abstrahlen.

Betzenstein (Bayern) — Volker Naumann

Man kann sich kein mächtigeres Marketinginstrument vorstellen als ein kleines Mädchen, das sein Sexualleben ausbreitet. Sprache und Botschaft dürfen (sollen) dabei durchaus infantil, dürftig und armselig sein. Diese verkaufsfördernde Trash-Kultur unterstützt nun auch der SPIEGEL. Wissend und kalkulierend, dass es Voyeure, deren Sinne sich bis hin zur Lächerlichkeit verwirren, wenn ihnen der Duft von Nymphen in die Nase steigt und das Gehirn vernebelt, nicht nur im bildungsfernen Milieu gibt.

ALBRECHT FUCHS / DER SPIEGEL

Autorin Roche
Destruktiv-pathologische Jagd

Fröndenberg (NRW) — Michael Eichert

Die Krönung der „Autorin“ ist die Aussage, dass sie sich mit ihrem Ehemann eine Art Wettbewerb liefert mit dem Ziel: Wer ist noch zotiger und noch krasser. Und das als Mutter zweier Kinder!

Hettstadt (Bayern) — Roland Landes

Nr. 32/2011, Oldtimer-Schwemme auf deutschen Straßen

Hart erkämpfte Freiheiten

Mit Artikeln wie diesem schütten Sie Wasser auf die Mühlen der Gegner der hart erkämpften Freiheiten des H-Kennzeichens. Für diese Gruppe ist das pünktliche Wegwerfen und Neukaufen das einzig Richtige. Mit der Abwrackprämie wurde der Nachschub an H-Kennzeichen-fähigen Fahrzeugen bereits empfindlich dezimiert.

Oldtimer Datsun Laurel
Autos der Achtziger haben noch Charakter

Karlsruhe — Philipp Mechau

Welche Autos erhaltenswert sind und welche nicht, ist keine Geschmackssache. Über für ihre Epoche typische, kunststoffbeplankte Allerweltskaleschen auf der Straße, auch über eine Handvoll übrig gebliebene R9 oder Fiat Ritmo wird man sich in 30 Jahren genauso freuen wie heute über die wenigen übrig gebliebenen Allerweltautos der Fünfziger und Sechziger.

Biel (Schweiz) — Frank Wagner

Es gibt auch Menschen, die bewusste Abgrenzung zum heutigen automobilen Mainstream suchen. Autos der Achtziger haben noch Charakter, wer macht Sie zum Richter über den Geschmack der Fahrer solcher Autos?

Hannover — Stefan Röllgen

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de

In einer Teilauflage befindet sich im Mittelbund ein achtseitiger Beihefter der Firma Karstadt, Essen.

P'INC.

Formensprache Starke Lösungen sprechen für sich selbst – USM Möbelbausysteme formulieren außerdem die Haltung einer Arbeitsweise.

Fragen Sie nach detaillierten Unterlagen oder besuchen Sie unsere Showrooms.

Deutschland: USM U. Schärer Söhne GmbH, D-77815 Bühl, Tel. +49 72 23 80 94 0, info@usm.com
Schweiz: USM U. Schärer Söhne AG, CH-3110 Münsingen, Tel. +41 31 720 72 72, info@usm.com
Showrooms: Berlin, Bern, Düsseldorf, Hamburg, New York, Paris, Tokio
www.usm.com

USM
Möbelbausysteme

„FAMILIE UND BERUF?

ICH KRIEGE ALLES IN EIN PAKET.“

Michaela S. ist seit 4 Jahren für Hermes auf 400-€-Basis im Einsatz. Das gibt ihr die Möglichkeit, zeitlich flexibel zu arbeiten und trotz Familie und Kindererziehung noch eigenes Geld dazuzuverdienen. Neben dem finanziellen Aspekt motiviert sie vor allem der enge und herzliche Kontakt zu ihren Kunden. Michaela S. ist eine von rund 13.000 Zustellern, die jeden Tag alles für Sie geben.

Vielleicht sind wir deshalb Deutschlands bester Paketdienst.*

Treten Sie gerne mit uns in Kontakt unter
www.hermesworld.com

Hermes

*Testsieger bei der Stiftung Warentest, Ausgabe 12/2010; geprüft wurden 10 Paketdienste im Service von Privat an Privat.

FRANKLIN REYES / AP

LINKE

Hymne auf Castro

Die Vorsitzenden der Partei Die Linke, Gesine Lötzsch und Klaus Ernst, haben dem Kubaner Fidel Castro überschwänglich zum 85. Geburtstag gratuliert. In einem Brief vom 13. August loben sie den „lieben Genossen“ für ein „kampferfülltes Leben“ und „erfolgreiches Wirken“. Die beiden Vorsitzenden versichern „unverbrüchliche Freundschaft und Solidarität“ ihrer Partei und loben die Vorbildwirkung des sozialistischen Inselstaats: „Kuba war und ist auf diese Weise Beispiel und Orientierungspunkt für viele Völker der Welt.“ Über Verletzungen der Menschenrechte und die Unterdrückung von Opposition verlieren die Linken-Chefs kein Wort. Die kritikfreie Hymne auf Castro von Ernst und Lötzsch dürfte die innerparteiliche Diskussion über das Verhältnis der Linken zur Vergangenheit befeuern. Auf einer Klausursitzung der Bundestagsfraktion diese Woche in Rostock soll unter anderem das jüngste Verhalten mehrerer Genossen am 50. Jahrestag des Mauerbaus diskutiert werden. Auf dem Landesparteitag in Mecklenburg-Vorpommern hatten sich einige Delegierte geweigert, zum Gedenken an die Mauertoten aufzustehen.

HANNIBAL HANSCHKE / DPA

Castro-Plakat auf Kuba, Ernst, Lötzsch

„Die Errungenschaften des sozialistischen Kuba mit seiner Beispielwirkung für so viele Völker der Welt werden immer und zuerst mit Deinem Namen verbunden sein.“ (Geburtstagsgruß der Linken an Fidel Castro)

VORRATSDATEN

Geschützte Kinderschänder

Für eine bittere Schlappe im Kampf gegen Kinderschänder macht der Präsident des Bundeskriminalamts (BKA), Jörg Ziercke, die fehlenden Möglichkeiten zur Vorratsdatenspeicherung verantwortlich. Der Bundesregierung präsentierte Ziercke jüngst das Ergebnis einer Fahndung nach mutmaßlichen Mitgliedern eines internationalen Kinderpornorings, der Anfang August dieses Jahres in den USA aufgeflogen war. Demnach habe das FBI dem BKA die IP-Adressen von 15 aus Deutschland stammenden Verdächtigen mitgeteilt. Das BKA habe aber in keinem Fall ermitteln können, wer sich hinter den IP-Adressen verberge, da die Unternehmen, über die der Internetzugang erfolgte, ihre Nutzungsdaten bereits gelöscht hatten. Mit seinen Äußerungen erhöht Ziercke den Druck auf die FDP. Während die Union die Speicherung aller Internetverbindungsdaten für mindestens ein halbes Jahr fordert, lehnen die Liberalen dies ab. Sie plädieren stattdessen für das sogenannte Quick-Freeze-Verfahren, bei dem die Daten nach einem Anfangsverdacht eingefroren werden können.

ZEITGESCHICHTE

„Gütiges Herz“

Für den Holocaust-Organisator Adolf Eichmann hat sich der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) bei der Bundesregierung unter Konrad Adenauer 1960 eingesetzt. Das geht aus Akten im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes (AA) hervor. Darin findet sich ein Schreiben des Linzer Superintendenten Wilhelm Mensing-Braun an das kirchliche Außenamt in Frankfurt am Main. Der Superintendent bescheinigte dem im österreichischen Linz aufgewachsenen Massenmörder eine „grundanständige Gesinnung“ , ein „gütiges Herz“ und „große Hilfsbereitschaft“. Mensing-Braun konnte sich „nicht vorstellen“, dass der ehemalige SS-Obersturmbannführer „je zu Grausamkeit oder verbrecherischen Handlungen fähig gewesen wäre“. Eichmann war kurz zuvor von den Israelis aus Argentinien nach Israel entführt worden. Seine Geschwister wollten erreichen, dass ein internationaler Gerichtshof und nicht ein israelisches Gericht den Fall verhandelte. Sie hatten daher Mensing-Braun um Hilfe gebeten. Tatsächlich leitete Bischof Hermann Kunst, Vertreter der EKD bei der Bundesregierung, das Schreiben Mensing-Brauns an das AA mit dem Hinweis weiter, das Votum sei „mindestens interessant“. Doch der Vorstoß war erfolglos. Eichmann wurde 1962 in Jerusalem verurteilt und hingerichtet.

M. MILNER

Eichmann 1961

HENNING SCHACHT / ACTION PRESS

Roth, Trittin, Künast

GRÜNE

Geplatzte Träume

Die Grünen verabschieden sich von wichtigen Elementen ihrer finanzpolitischen Programmatik, weil sie diese selbst für unrealistisch halten. Das geht aus dem Entwurf eines Abschlussberichts der Finanzkommission der Fraktionsvorsitzenden von Bund und Ländern hervor. In Frage gestellt werden etliche prognostizierte Mehreinnahmen, mit denen Reformvorhaben finanziert werden sollten. So rechnen die Grünen nicht mehr wie bisher mit zehn Milliarden Euro zusätzlich durch eine ökologische Umgestaltung des Steuersystems, etwa durch die Beschneidung des Dienstwagenprivilegs. Ein „großer Erfolg“ wären schon fünf Milliarden. Die langjährige Forderung, die Steuerverwaltung von den Ländern auf den Bund zu übertragen, wird aufgegeben. Mit dieser Reform wollte die Partei bisher bis zu elf Milliarden Euro zusätzlich generieren. Auch den Glauben an eine neue Finanztransaktionsteuer legen die Grünen auf Eis. Die könnte zwar bis zu zwölf Milliarden Euro bringen, ihr Zustandekommen sei aber ungewiss: „Wir sollten haushaltspolitisch nicht mit dieser Steuerquelle planen“, heißt es in dem von Bundestagsfraktionschef Jürgen Trittin und dessen Berliner Amtskollegen Volker Ratzmann verfassten Bericht, der diese Woche beschlossen werden soll.

SUIZIDE

Abschied im Netz

Katja Rauchfuss, 33, von der länderübergreifenden Stelle für Jugendschutz im Netz (www.jugendschutz.net) über die Verherrlichung von Selbstmord in Internetforen

SPIEGEL: In der vergangenen Woche fand die Polizei im Emsland die Leichen von drei jungen Frauen, die sich zum Freitod verabredet hatten. Welche Rolle spielt der Austausch von Suizidgedanken im Netz?

Rauchfuss: Es gibt etliche Foren, in denen über Selbstmord diskutiert wird. Manche sind die letzte Rettung für lebensmüde Menschen, bisweilen wird ein Suizid aber auch regelrecht gepriesen. Da geht es mitunter nur um die Frage: Welche Methode wähle ich? Dort kann man auch nach Partnern für den Freitod suchen und seinen Abschiedsbrief online verfassen.

SPIEGEL: Was unternehmen Sie gegen solche Angebote?

Rauchfuss: Wir wenden uns zunächst an den Betreiber oder den entsprechenden Provider. Im Einzelfall wird wegen Verstoßes gegen den Jugendschutz ein Bußgeld fällig. In zwei Drittel der Fälle gelingt es uns, dass die entsprechenden Seiten gelöscht werden. Wichtig wäre es, an dieser Stelle ein professionelles Beratungsangebot zu verlinken. Die Menschen, die ein solches Suizidforum besuchen, brauchen ja Hilfe. Leider gibt es aber dafür bei den Providern zu wenig Verständnis.

SPIEGEL: Nimmt die Zahl kollektiver Selbstmorde bei Jugendlichen zu?

Rauchfuss: In England gab es vor einiger Zeit eine Häufung, in Deutschland sind es bisher zum Glück nur Einzelfälle. Es besteht aber die Gefahr der Nachahmung. Deshalb ist es problematisch, wenn die Medien so detailliert über den Fall in Niedersachsen und die gewählte Methode berichten.

WHISTLEBLOWER

WikiLeaks-Daten zerstört

Der frühere WikiLeaks-Sprecher Daniel Domscheit-Berg hat nach eigenen Angaben mehr als 3500 unveröffentlichte Dateien zerstört, die von unbekannten Informanten eingesandt worden waren und nun offenbar unwiderruflich verloren sind. Dabei handelt es sich um Dokumente, die bis zum Spätsommer 2010 auf dem WikiLeaks-Server lagerten und die eine Gruppe um Domscheit-Berg bei ihrem Verlassen der Organisation mitgenommen hat. Er habe die Dateien „in den letzten Tagen geschreddert, um sicherzustellen, dass die Quellen nicht gefährdet werden“, so Domscheit-Berg. WikiLeaks-Gründer Julian Assange könne keinen sicheren Umgang mit dem Material garantieren. In dem Datenbestand befand sich unter anderem die sogenannte No-Fly-Liste der US-Regierung, auf der die Namen von Verdächtigen notiert waren, denen das Betreten eines Flugzeugs untersagt ist. Assange sagte, zu dem Material hätten auch Insiderinformationen aus 20 rechtsextremistischen Organisationen gehört. Domscheit-Berg wollte das nicht bestätigen. Assange fordert seit Jahresanfang die Herausgabe der Daten.

FDP

Lieber positiv

Eine Neuausrichtung der liberalen Innen- und Rechtspolitik fordert der FDP-Bundestagsabgeordnete Hartfrid Wolff. Er kritisiert damit indirekt den Kurs von Justizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger. Bislang definiere sich seine Partei in diesem Feld „über die stete Verneinung“, moniert Wolff in einem Strategiepapier über die „Liberalen Grundsätzen für eine neue deutsche Innenpolitik“. Die FDP habe „jahrzehntelang einen Abwehrkampf gegen zu große staatliche Zugriffe geführt“. Dies sei nach wie vor richtig, es sei aber Zeit für eine positive Definition eines liberalen Rechtsstaates. „Wenn wir die innenpolitische Ausgestaltung immer nur den anderen überlassen, überlassen wir denen auch die Deutungshoheit.“ Seine Vorschläge für eine „neue liberale Sicherheitsarchitektur“ sehen neben einer verstärkten Kriminalprävention, die schon bei Kindern und Jugendlichen ansetzen soll, auch die Zusammenlegung der Zollvollzugsbehörde mit der Bundespolizei sowie des Zollkriminalamts mit dem Bundeskriminalamt vor – um Doppelstrukturen abzubauen. Er wünsche sich in den Innenstädten mehr Fußstreifen der Polizei und damit wieder „Sicherheit mit menschlichem Gesicht“. Wolff will seine Thesen nun in den Fachausschüssen vorstellen und beim nächsten Parteitag als Antrag einbringen.

RONALD BONSS / PICTURE-ALLIANCE / DPA

ULRICH BAUMGARTEN / VARIO IMAGES

Mitglieder der GSG 9

LIBYEN

GSG 9 in Bengasi

Die Spezialeinheit der Bundespolizei GSG 9 ist in Libyen im Einsatz. Die Elitepolizisten des Bundes wurden zum Schutz deutscher Diplomaten entsandt. Die Beamten haben die Sicherheitsberatung des deutschen Verbindungsbüros in der Rebellenhochburg Bengasi übernommen, das Bundesaußenminister Guido Westerwelle (FDP) im Mai einrichten ließ. Im Jahr 2005 war eine private deutsche Sicherheitsfirma mit ehemaligen GSG-9-Angehörigen in Libyen tätig. Sie bildete damals kurzzeitig libysche Sicherheitskräfte im Antiterrorkampf aus. Der Bundesnachrichtendienst war über den Einsatz informiert.

SPD

Kritik an Nahles

SPD-Generalsekretärin Andrea Nahles bekommt aus dem eigenen Lager heftigen Gegenwind. Der linke SPD-Bezirk Hessen-Süd übt scharfe Kritik an ihrem Vorhaben, Nichtmitglieder künftig an der Auswahl von Kandidaten für öffentliche Ämter und Mandate zu beteiligen. Dies „halten wir für nicht sinnvoll“, heißt es in einem Papier des Bezirksvorstands: „Ein solches Verfahren ist anfällig für Manipulationen und birgt die Gefahr, dass der Wert der Mitgliedschaft herabgesetzt wird.“ Zudem würden dadurch Vorwahlkämpfe entstehen, bei denen nur die Erfolg hätten, „die auch finanziell dazu in der Lage sind“. Das sei mit dem „Demokratieverständnis“ der SPD nicht vereinbar. Der Plan, Nichtmitglieder bei der Aufstellung von Kandidaten mitentscheiden zu lassen, ist Bestandteil der von Nahles und Parteichef Sigmar Gabriel angestrebten Parteireform.

HANNIBAL HANSCHKE / PICTURE ALLIANCE / DPA

Nahles, Gabriel

SCHULPOLITIK

„Erschöpft und frustriert“

Fünf Jahre nach dem Brandbrief der Berliner Rütlischule schlagen Lehrer im Problembezirk Neukölln erneut Alarm. In einem Schreiben an Berlins Bildungssenator Jürgen Zöllner (SPD) berichtet das Kollegium der Neuköllner Heinrich-Mann-Schule über eine „zunehmende Respektlosigkeit, Gewaltbereitschaft und Gewaltausübung“ vieler Kinder. Es gebe eine „gesteigerte Missachtung gegenüber der Institution Schule (Zerstören von Mobiliar, Müll auf den Boden werfen, Urinieren in Aufgängen)“. Außerdem seien eine „geringe Lernbereitschaft“ und „mangelhafte Sprachkenntnisse“ selbst bei deutschstämmigen Schülern zu beobachten. Jahrelang habe sich die Schule um ein verbessertes Image bemüht und dabei auch Erfolge erzielt. Doch jetzt seien „sowohl Kraft- als auch Personalressourcen am Ende“, die Kollegen fühlten sich zunehmend „erschöpft und frustriert“ – und auch gefährdet: Erst im April wurde ein Lehrer von einem Schüler „mehrfach beleidigt und körperlich bedroht“. Auch baulich ist die Schule in schlechtem Zustand, die Pädagogen klagen unter anderem über „unerträgliche Temperaturen“ und fordern die „Wiederherstellung der vollen Funktionstüchtigkeit der Fenster“. Fürs neue Schuljahr wünschten sich die Lehrer in ihrem vor den Ferien verschickten Brief die „Einstellung von Schulpsychologen und weiteren Sozialarbeitern“. Zumindest eine Forderung des Kollegiums wurde inzwischen erfüllt: Erstmals seit November 2009 gibt es jetzt wieder einen Schulleiter. Er soll die Wende einleiten.

DAMALS

„Eine Pkw-Maut ohne Mehrbelastung für deutsche Autofahrer ist so wahrscheinlich wie die Existenz des Osterhasen. Deshalb wird die FDP die Pläne verhindern.“

FDP-Generalsekretär **Christian Lindner** am 24. April in der „Bild am Sonntag“

... UND HEUTE

„Ich bin dafür, die Kfz-Steuer abzuschaffen und durch eine Maut zu ersetzen.“

Die stellvertretende FDP-Vorsitzende **Birgit Homburger** am 14. August gegenüber der Nachrichtenagentur dpa

WIE HART WÄRE DIE WELT OHNE WEICHES PVC?

Produkte aus modernem Weich-PVC machen das Leben komfortabler. Schon die farbige und transparente Luftmatratze aus Weich-PVC beweist, dass dieses Material Stabilität, Flexibilität und Strapazierfähigkeit optimal verbindet. Mit diesen Eigenschaften ist Weich-PVC heute der Werkstoff für viele Produkte, die im Alltag neue Trends setzen und vielseitig einsetzbar sind. Von der »it-Bag« aus weichem PVC-Kunstleder über leichte Sommersandalen bis hin zu Schwimmflügeln setzt Weich-PVC Maßstäbe für Sicherheit, Qualität und Ästhetik. Mehr Informationen unter: ***www.weich-pvc.com***

Herbst der Diskussionen

Seit Angela Merkel mit Schwarz-Gelb regiert, kassieren die Christdemokraten eine Wahlniederlage nach der anderen. Mit Regionalkonferenzen will die Kanzlerin die Partei befrieden, doch die Kritik an der Modernisierung wächst. Die Basis versteht ihre Kanzlerin nicht mehr.

Wenn Angela Merkel in den Wahlkampf zieht, sieht das so aus: Einzug zu Techno-Musik, kurze Rede, Geschenkübergabe, Deutschlandlied. Der Auftritt hat keine 45 Minuten gedauert, da ist die Kanzlerin schon wieder auf dem Weg zum Hubschrauber.

Die Menschen in Güstrow, einem bonbonfarben restaurierten Örtchen im mittleren Mecklenburg, bleiben ratlos zurück. Hat Zentralbank-Chef Jean-Claude Trichet nicht gerade von der „schwersten Krise seit dem Zweiten Weltkrieg“ gesprochen? Sind die Aktienkurse an diesem Donnerstag nicht erneut dramatisch eingebrochen? Doch von Merkels Vortrag bleibt nur der eine Satz hängen: „Der Euro ist eine richtig gute Währung.“

Eine Partei fremdelt mit ihrer Vorsitzenden. Merkel und die CDU, das war mal eine deutsch-deutsche Liebesbeziehung. Die Partei berauschte sich an ihrem Mut, eine ostdeutsche Physikerin zur Vorsitzenden gekürt zu haben. Und Merkel galt als die Begründerin einer moderneren, großstädtischeren Christenunion. Es ist noch gar nicht lange her, da sonnte sich die CDU in dem Ruf, die letzte verbliebene Volkspartei des Landes zu sein.

Doch je mehr Landtagswahlen die Partei verliert, desto schneller droht die einst so erfolgreiche Verbindung in den Zustand der Zerrüttung überzugehen. Die

CHRISTIAN THIEL / DER SPIEGEL

Basis grummelt über Merkels abrupte Kursschwenks bei Atom, Wehrpflicht und Hauptschule, altgediente CDU-Granden wie Erwin Teufel und Kurt Biedenkopf mahnen eine Rückbesinnung auf die Stammwähler an, in der Provinz wächst die Unzufriedenheit mit der Arbeit der Berliner Parteizentrale. Die Zahl der Mitglieder ist auf einen neuen Tiefststand von 498 000 gesunken, das Durchschnittsalter liegt bei 57 Jahren.

Christdemokraten Merkel, Gröhe
Zahl der Kernwähler ist kleiner als gedacht

Tatsächlich ist die Lage der CDU noch viel schlimmer, wie jüngste Wähleranalysen zeigen, die im Konrad-Adenauer-Haus kursieren. Danach sterben die Anhänger der Partei regelrecht weg, zugleich ist die Kernwählerschaft kleiner als bislang gedacht. Richtig gerechnet liegt die Zahl der treuen Unionswähler längst bei unter 30 Prozent.

Um aus dem Tief herauszukommen, will Merkel nun eine Kommunikationsoffensive starten. Nach dem Herbst der Entscheidungen, mit dem sie im vergangenen Jahr zahlreiche schwarz-gelbe Regierungsprojekte vorantreiben wollte, soll es nun einen Herbst der Diskussionen geben, mit Kongressen, Regionalkonferenzen, Wahlkampfauftritten. Am Montag ist es so weit, da lädt Bundesforschungsministerin Annette Schavan in Hamburg zur ersten Bildungskonferenz.

Doch viele Christdemokraten zweifeln, ob die Strategie angesichts des Ansehensverlusts ihrer Chefin aufgeht. „Wir müssen besser und schneller erklären, warum wir was tun“, sagt der hessische Ministerpräsident Volker Bouffier. Und manche erinnern gar an das Schicksal der SPD, die mit ihrer Agendapolitik das Vertrauen der eigenen Mitglieder verlor. „Wenn die Euro-Rettung schiefläuft, ist das für die Union schlimmer als Hartz IV für die SPD“, sagt der Chef der CDU-Fraktion im nordrhein-westfälischen Landtag, Karl-Josef Laumann.

Ein sonniger Vormittag, Dienstag vergangener Woche. Thomas Dörflinger hat eben noch seine E-Mails gelesen, jetzt sitzt er bei einem Kaffee in der Fußgängerzone von Waldshut-Tiengen an der Schweizer Grenze.

Über der Stadt fliegen Jets den Zürcher Flughafen an, der Wahlkreis des Abgeordneten ist von Berlin weiter entfernt als die Sprengel der meisten Parlamentskollegen. Die Sommerdebatte um den Kurs der CDU verfolgt Dörflinger trotzdem so intensiv wie möglich. Er teilt Teufels Kritik, will aber auch Lösungen anbieten.

Monatelang hat er an einem Konzept gefeilt, auf 29 Seiten seine Anregungen zusammengefasst. Nach der Niederlage in Baden-Württemberg steckte er das Papier in einen Umschlag und schickte es Generalsekretär Hermann Gröhe. Seitdem hat er nichts gehört. „Ich hätte wenigstens eine Eingangsbestätigung erwartet“, schimpft der Abgeordnete. „Das gehört doch zur Hausordnung.“

Wie Dörflinger geht es derzeit vielen in der Union. Sie beklagen, dass die Partei fortwährend traditionelle Positionen räumt, ohne die Basis auch nur zu informieren; und sie fürchten, dass Merkels Modernisierungsstrategie nicht aufgeht.

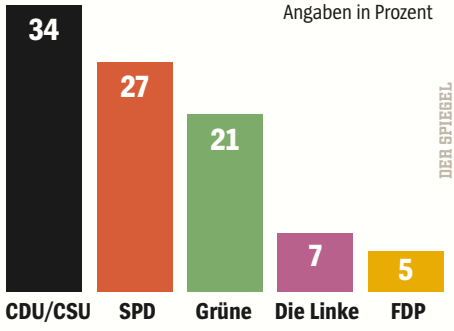
Die Sorge ist nicht unbegründet. Die CDU verliert ihre Stammwähler, wie Zahlen des Demoskopen Matthias Jung von der Forschungsgruppe Wahlen belegen. In seiner Analyse rechnet er vor, dass der Union zwischen den Wahlen 2005 und 2009 eine Million älterer Stammwähler einfach weggestorben sind. Jeder vierte Unionswähler von 1990 lebt heute nicht mehr, das sind 5,3 Millionen Wähler, die die Union eigentlich neu hinzugewinnen müsste.

Doch das gelingt nicht, so zeigen es die Daten des Meinungsforschungsinstituts Forsa. Zwar liegt die Union seit Monaten bei rund 32 bis 34 Prozent und damit in etwa bei ihrem Bundestagswahlergebnis. Doch das hat sie allein der Zahl der FDP-Wähler zu verdanken, die in den vergangenen Monaten in Scharen von den Liberalen zur Union gewandert sind. Zugleich aber haben einst treue CDU-Wähler der Partei den Rücken gekehrt, so dass die bürgerliche Koalition insgesamt deutlich an Prozentpunkten eingebüßt hat.

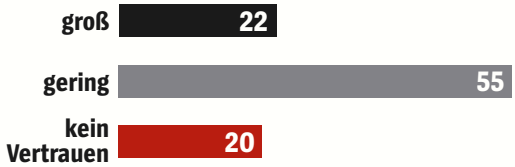
Werden die Wechselwähler von der FDP herausgerechnet, liegt die Union damit gerade mal bei 28,5 Prozent – inklusive der CSU in Bayern, die derzeit in Umfragen weit besser abschneidet als die CDU.

Die Parteizentrale ist alarmiert. Doch anstatt die eigenen Anhänger über die anstehenden Entscheidungen mitdiskutieren zu lassen, werden sie weiterhin erst hinterher um ihre Meinung gebeten, wie bei der Atomwende oder bei der Euro-

Sonntagsfrage
„Welche Partei würden Sie wählen, wenn am kommenden Sonntag Bundestagswahl wäre?“



„Wie groß ist Ihr Vertrauen, dass Bundeskanzlerin Merkel die Entwicklung einer neuen Wirtschafts- und Finanzkrise verhindern könnte?“



Infratest dimap für ARD-Morgenmagazin vom 16. und 17. August; 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: Sonstige/„weiß nicht“/keine Angabe

Hohe Hürden

Euro-Bonds sind mittlerweile populär, aber schwer zu realisieren.

Mit gemeinsamen Anleihen der Euro-Staaten halten es Bundeskanzlerin Angela Merkel und ihr Finanzminister Wolfgang Schäuble (beide CDU) wie Radio Eriwan. Im Prinzip sind sie dagegen, aber nur im Prinzip.

Tatsächlich lehnen beide die umstrittenen Euro-Bonds nicht so vehement ab, wie sie glauben machen wollen. Merkel zumindest hätte keine Scheu, ohne Rücksicht auf den Koalitionspartner FDP Gemeinschaftsanleihen aufzulegen, wenn davon das Überleben der Währungsunion abhinge. Schäuble wäre bereit, das Wagnis einzugehen, wenn die Mitgliedsländer der Euro-Zone auf große Teile ihrer Souveränität verzichteten und sich einem gemeinsamen wirtschafts- und finanzpolitischen Regime unterwürfen.

WIKTOR DABKOWSKI / PICTURE-ALLIANCE / DPA

Euro-Retter Schäuble, Juncker: *Eher draufzahlen*

Euro-Bonds, die unter anderem vom Chef der Euro-Gruppe, Luxemburgs Premierminister Jean-Claude Juncker gefordert werden, sind umstritten, weil ihre Wirkung zweischneidig ist. Profitieren würden ausgerechnet jene Länder, die derzeit hohe Zinsen zu zahlen haben, weil ihr Haushalt in Schieflage ist. Die neuen Papiere hätten niedrigere Zinsen, weil auch Länder mit guter Bonität Risiken übernähmen.

Das ist der Grund, warum solide wirtschaftende Länder wie Deutschland eher draufzahlen würden. Schäubles Experten haben schon einmal ausgerechnet, wie hoch die Belastung für den Bundeshaushalt ausfallen würde. Für die Anfangsjahre kommen sie auf vergleichsweise überschaubare Größenordnungen. Im ersten Jahr hätte der Bund mit Mehrbelastungen von bis zu 2,5 Milliarden Euro zu rechnen. Im zweiten Jahr wären sie doppelt so hoch. Nach zehn Jahren würden die Mehrkosten für die Kreditaufnahme zwischen 20 und 25 Milliarden Euro betragen.

Die Finanzministerialen unterstellen dabei, dass die Zinsen für Euro-Bonds verglichen mit Bundesanleihen um rund 0,8 Prozentpunkte steigen. Abwegig ist die Überlegung nicht. Die Anleihen, die die EU-Kommission derzeit verkauft, um ihren Anteil am europäischen Rettungsschirm zu finanzieren, liegen in ähnlicher Größenordnung über dem deutschen Zinsniveau. Für diese Papiere bürgen alle Mitgliedstaaten gemeinsam.

Vor ihrer Einführung müssten Euro-Bonds einige rechtliche Hürden nehmen. Mit dem bislang existierenden Regelwerk, so ergab eine erste juristische Prüfung im Finanzministerium, ließen sich die Gemeinschaftsanleihen nicht verwirklichen.

Die EU funktioniert nach dem Prinzip der „limitierten Kompetenzüberführung“. Im Vertrag von Lissabon ist abschließend aufgeführt, was die EU-Kommission und der Europäische Rat dürfen und was nicht. Die Ausgabe von Euro-Bonds zählt nicht dazu.

Was den europäischen Institutionen nicht erlaubt ist, ist ihnen verboten. Zu diesem Ergebnis kommt auch ein Gutachten der Wissenschaftlichen Dienste des Bundestags. Euro-Bonds verstießen gegen die sogenannte No-Bail-out-Klausel des Lissabon-Vertrags. Sie untersagt ausdrücklich, dass die EU oder ein Mitgliedstaat für ein anderes EU-Mitglied haftet.

Diese Vorgaben ließen sich auf zwei Weisen aus der Welt schaffen. Zum einen könnten die Mitgliedstaaten EU-Kommission und EU-Rat umgehen, indem sie untereinander verabreden, Gemeinschaftsanleihen aufzulegen. Diese sogenannte intergouvernementale Variante birgt aber einen Nachteil. Es fehlt eine übergeordnete Institution, die verhindert, dass unsolide wirtschaftende Länder Euro-Bonds missbrauchen, um billig an noch mehr Geld zu kommen.

Bleibt die Möglichkeit, die Anleihen zu legalisieren. Dazu braucht es eine Änderung des Lissabon-Vertrags. Nach aller Erfahrung dauert das lange. Im Finanzministerium wird mit mindestens zwei Jahren gerechnet.

Zum ähnlichen Ergebnis kommen auch Experten des Auswärtigen Amts. Sie rechnen mit langjährigen Verhandlungen. Selbst dann wäre die Ratifizierung in den Mitgliedstaaten ungewiss, heißt es. Deshalb prüft das Außenamt, wie weit sich Haushalts- und Finanzpolitik der Euro-Staaten weiter zusammenführen ließen, ohne den Lissabon-Vertrag zu ändern. Ihre Erkenntnis: nicht weit genug, um die Bonds einzuführen.

Deutschland hätte zudem eine besonders hohe Hürde zu nehmen. Euro-Bonds kollidieren nach Einschätzung von Regierungsexperten mit dem Grundgesetz. Der Bundestag könne sein Haushaltsrecht nicht einmal teilweise an eine europäische Institution übertragen. Das verbiete das Urteil des Bundesverfassungsgerichts zum Lissabon-Vertrag.

Einziger Ausweg wäre, dass sich das deutsche Volk eine neue Verfassung gibt. Artikel 146 des Grundgesetzes sieht eine solche Möglichkeit ausdrücklich vor. Ein Spitzenbeamter ist allerdings skeptisch: „Ich sehe nicht, wie wir ein entsprechendes Referendum gewinnen könnten.“

RALF NEUKIRCH, CHRISTIAN REIERMANN

Rettung. Sonderparteitage auf Bundesebene werden nicht einberufen, auf eine Grundsatzrede Merkels müssen die Mitglieder bis zum November warten. Mittlerweile gibt es nicht mal mehr einen regelmäßigen Informationsdienst, der alle Mitglieder erreicht.

Das Parteimagazin „Union“ musste aus Kostengründen als Gratiszeitung eingestellt werden, seitdem werden die Parteifreunde mit E-Mails auf dem Laufenden gehalten. Doch die Botschaften kommen oft nicht an, weil das älter werdende Parteivolk vielfach nicht mit Computer und Internet umgehen kann. Interne Erhebungen zeigen zudem, dass ein Großteil der CDU-Rund-Mails ungelesen gelöscht werden.

Nicht nur die Organisation ist schuld, dass die Bindung von Basis und Parteispitze bröckelt. Immer weniger finden Merkel und ihre Getreuen eine Sprache, die einfache Mitglieder verstehen können.

Als im CDU-Präsidium, dem obersten Führungsgremium der Partei, vor kurzem Finanzminister Wolfgang Schäuble einmal mehr über die Wirrnisse der Euro-Rettung berichtet, wird es Hessens Premier Bouffier zu bunt. Vokabeln wie Haircut und Abkürzungen wie EFSF fliegen durch den Raum, Schäuble redet und redet, wie schon seit Monaten. Bevor die Diskussion weitergeht, meldet sich Bouffier, einer der vier Stellvertreter Merkels, und klagt: „Glaubt ihr denn im Ernst, dass die normalen Parteimitglieder draußen noch wissen, wovon wir hier sprechen?“

Auch die geplanten Regionalkonferenzen, die sich die chronisch klamme CDU 400 000 Euro kosten lässt, werden das gegenseitige Verständnis wohl kaum verbessern.

Der CDU-Haushälter Klaus-Peter Willsch etwa kritisiert, dass die Basistreffen ganz auf die Kanzlerin zugeschnitten seien. Mitglieder fragen, Merkel redet. Es gibt keine Beschlüsse, am Ende ist nichts verbindlich. „Da wird nicht mit gleich langen Spießen gekämpft“, sagt Willsch. Regionalkonferenzen „fehlt die Legitimation durch die Mandatsträger“, bemängelt auch der Chef des CDU-Wirtschaftsrats Kurt Lauk. „Sie können eine Debatte auf dem Bundesparteitag weder vorwegnehmen noch ersetzen.“

Das sieht auch Baden-Württembergs CDU-Chef Thomas Strobl so. Als Bundesbildungsministerin Schavan ihm vor kurzem vorschlug, ihr umstrittenes Bildungskonzept auf einer Regionalkonferenz vorzustellen, habe er abgewinkt, sagt Strobl. „Über wichtige Fragen müssen die Mitglieder auf einem Parteitag entscheiden.“ Jetzt hält ausgerechnet der CDU-Landesverband, der den Bildungsplänen der Parteispitze am kritischsten gegenübersteht, Mitte Oktober einen Sonderparteitag ab – zur Bildung.

Zur Debatte ums Format kommt der Streit um die Inhalte, zum Beispiel in der Schuldebatte. Nachdem die Parteispitze die Hauptschule in Frage gestellt hat, ist der Unmut riesig, gerade im Süden. „Die Art und Weise, wie die Parteiführung das Thema Hauptschule und Bildung kommuniziert hat, ist ein Desaster“, sagt Landeschef Strobl. Auch der Bundes-Vize Bouffier ist verärgert. „Wir werden auf dem Parteitag ganz sicher keine Abstimmung haben: Hauptschule – ja oder nein. Eine Partei, die ihr Selbstverständnis vom christlichen Menschenbild herleitet, muss für die Vielfalt von Bildungsangeboten stehen und kann nicht alle Kinder in eine Schulform stecken.“

Stattdessen rückt der Euro in den Mittelpunkt. Parteichefin Merkel hat sich inzwischen entschieden, die Themen Währung und Europa beim Parteitag auf die Agenda zu setzen. Sie weiß, wie heikel das Thema für die Union ist. „Wir bekämen in der CDU ein massives Problem, wenn der Eindruck entstünde, dass Deutschland bedingungslos für die Schulden anderer Länder zahlt“, sagt Saarlands neue Regierungschefin Annegret Kramp-Karrenbauer.

An der Basis aber ist die Verunsicherung nach wie vor groß: Wie soll sich die CDU positionieren – als Europapartei oder als harter Vertreter der Interessen deutscher Steuerzahler? Der Streit ist nicht entschieden, aber die Vorbehalte gegen den Merkel-Kurs werden größer. „Für die Wähler war die CDU immer die Partei, die aufs Geld aufpassen konnte“, sagt NRW-Fraktionschef Laumann. „Dieser Ruf darf durch die Euro-Krise nicht gefährdet werden.“

Wenn sie am Dienstag aus dem Urlaub zu einer Sondersitzung nach Berlin kommen, erwarten die Abgeordneten der Unionsfraktion Antworten. Es geht um so komplizierte Dinge wie den neuen aufgestockten europäischen Rettungsschirm, und doch um eine ganz einfache Frage: Hatten all jene, die schon bei der Einführung des Euro auf die Risiken der Gemeinschaftswährung hingewiesen hatten, schlicht recht?

Vergangenen Freitag, beim Parteitag der niedersächsischen CDU, lieferte die Kanzlerin schon mal einen Vorgeschmack, wie sie der Kritik begegnen will – mit einem Gegenangriff. Angela Merkel hält das Plädoyer einer leidenschaftlichen Europäerin, sie verteidigt das Erbe Helmut Kohls und legt Pathos in ihre Stimme, eine Seltenheit. „Mit der CDU darf es nie Bestrebungen geben, Europa in Frage zu stellen.“

Die Partei klatscht. Aber ohne Begeisterung. Laura Gitschier, Peter Müller, Christian Wermke

MICHELE DANZE / DAPD / DDP IMAGES

CDU-Landeschef Strobl: *„Ein Desaster“*

GYARMATY

Christdemokrat Teufel: *Besinnung auf die Stammwähler*

MAURICE WEISS / DER SPIEGEL

Sozialdemokrat Steinmeier: *„Natürlich haben einzelne Mitgliedstaaten unverantwortliche Budgetpolitik betrieben“*

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Keine Große Koalition mehr“

SPD-Fraktionschef Frank-Walter Steinmeier, 55, über die Grenzen der Kooperation mit Angela Merkels schwarz-gelber Koalition, die Ohnmacht der Politik im Kampf mit den Finanzmärkten und die Zukunft der Europäischen Union

SPIEGEL: Herr Steinmeier, Sie haben eine 15-jährige Tochter. Was sagen Sie ihr, wenn sie mit ihrem Taschengeld nicht auskommt?

Steinmeier: Das Taschengeld geht am Monatsanfang auf ihr Konto. Und damit muss sie auskommen. Neuverschuldung ist nicht vorgesehen.

SPIEGEL: Also sagen Sie Ihrer Tochter nicht, dass Papa schon einspringen wird, wenn’s mal wieder nicht reicht?

Steinmeier: Dann würde die ganze Sache doch keinen Sinn mehr machen.

SPIEGEL: In der großen Politik verfechten Sie aber genau dieses Prinzip, wenn Sie für Euro-Bonds werben.

Steinmeier: Falsch.

SPIEGEL: Würden diese gemeinsamen Anleihen herausgegeben, würde Deutschland für die unsolide Wirtschaftspolitik anderer Euro-Länder mithaften.

Steinmeier: Wenn die Welt so einfach wäre, hätten Sie recht.

SPIEGEL: Dann erklären Sie uns die Welt.

Steinmeier: Weil die Bundesregierung gezögert und gezaudert hat, musste die Europäische Zentralbank einspringen und für annähernd hundert Milliarden Euro Anleihen aufkaufen. Für die haften wir schon jetzt gemeinsam. Deshalb hat diese Regierung kein Recht, vor den Risiken gemeinsamer Haftung zu warnen.

SPIEGEL: Das macht die Euro-Bonds doch nicht besser.

Steinmeier: Erstens müssten sie an scharfe Bedingungen geknüpft sein. Zweitens ist gar nicht erwiesen, ob auf Deutschland überhaupt mehr Zinsen zukämen. Drittens hat niemand gesagt, dass Euro-Bonds die allein seligmachende Lösung sind.

SPIEGEL: Den Eindruck kann man aber zuweilen bekommen, wenn man der SPD in diesen Tagen zuhört.

Steinmeier: Wir werden Europa nur stabilisieren, wenn die überschuldeten Staaten ihre Ausgaben in den Griff bekommen und sich disziplinieren. Trotzdem müssen wir gleichzeitig Wachstumsimpulse in den

Notlageländern setzen. Dafür brauchen wir Geld, und auch deshalb müssen wir endlich die Finanzmärkte besteuern.

SPIEGEL: Dennoch – wie wollen Sie den Bundesbürgern erklären, dass hierzulande gespart werden muss, weil andere Länder unsolide gewirtschaftet haben?

Steinmeier: Natürlich haben einzelne Mitgliedstaaten unverantwortliche Budgetpolitik betrieben. Und natürlich hat das einen entscheidenden Anteil an der gegenwärtigen Krise. Aber wir müssen uns auch von einigen europäischen Lebenslügen befreien. Eine davon ist, dass die Europäische Union keine Transferunion wäre. Sie ist das schon seit langem.

SPIEGEL: Wie bitte?

Steinmeier: Ja, in einem anderen Sinn, als Sie den Begriff verstehen. Über viele Jahre haben wir von der wirtschaftlichen Schwäche der südeuropäischen Länder profitiert. Das hat zu einem Wohlstandstransfer in unsere Richtung geführt. Und dagegen hatten wir nichts. Wir waren immer die Nutznießer, jetzt stehen wir vor einer grundlegenden Entscheidung.

SPIEGEL: Vor welcher?

Steinmeier: Entweder entsteht jetzt das, was alle an die Wand malen, also eine endgültige unbegrenzte Transferunion. Das würde bedeuten, dass wir vollkommen ungeregelt Geld in Länder pumpen, die in Schwierigkeiten geraten sind. Oder die Währungsunion bricht auseinander; das kann auch keiner wollen. Beide Möglichkeiten stehen also nicht wirklich zur Debatte, deshalb müssen wir uns Regeln für die Solidarität untereinander geben.

SPIEGEL: Wie sähe solch ein Europa aus?

Steinmeier: Wir brauchen endlich eine gemeinsame Wirtschafts- und Finanzpolitik. Und wenn sich Mitgliedstaaten künftig nicht mehr aus eigener Kraft finanzieren können, wenn also die Gemeinschaft haften muss, dann werden sie Einschränkungen ihrer Souveränität hinnehmen müssen.

SPIEGEL: Wie soll das gehen? Das Haushaltsrecht ist das Königsrecht der nationalen Parlamente.

Steinmeier: Länder, die ohne fremde Hilfe zurechtkommen, sollen dieses Recht auch ohne Einschränkung behalten. Anders sieht es aus, wenn Staaten die Hilfe der Gemeinschaft in Anspruch nehmen. Für diese Fälle müssen wir Eingriffsmöglichkeiten schaffen, wie sie der Internationale Währungsfonds hat. Das ist auf europäischer Ebene im Lissabon-Vertrag nicht vorgesehen. Deshalb muss das neu geregelt werden.

SPIEGEL: Die Bundeskanzlerin und der französische Staatspräsident haben gerade zwei Ihrer Forderungen erfüllt. Sie wollen eine europäische Wirtschaftsregierung und eine Finanztransaktionsteuer.

Steinmeier: Spät genug, aber richtig. Trotzdem zielen die Vereinbarungen des jüngsten Gipfels an der Realität vorbei. Euro-Bonds werden weiter tabuisiert, und das verstehe ich nicht. Sie werden sowieso kommen, denn nur so werden die europäischen Krisenstaaten in der Lage sein, sich weiter Geld zu beschaffen. Dann sollte die Bundeskanzlerin doch lieber versuchen, Einfluss auf die Gestaltung von Euro-Bonds zu nehmen, statt sich um das Problem zu drücken.

SPIEGEL: Innerhalb der Regierungskoalition gibt es breiten Widerstand gegen Euro-Bonds. Auch bei einer Ausweitung des Rettungsschirms ist die Skepsis groß. Kann Angela Merkel sich denn der Stimmen der SPD sicher sein?

„Frau Merkel braucht die eigene Mehrheit, sonst war es das mit ihrer Kanzlerschaft."

Steinmeier: Wenn sich die Kanzlerin endlich entschließt, das Notwendige zu tun, um die Europäische Union wieder zu festigen, wird sich die SPD nicht verweigern. Ob Frau Merkel das tut, wissen wir, wenn wir sehen, was sie dem Kabinett am Monatsende vorlegt.

SPIEGEL: Das klingt reichlich verklausuliert. Was sind Ihre Bedingungen?

Steinmeier: Wir werden keiner Show-Veranstaltung zustimmen, deren erste Priorität die Bewahrung des Koalitionsfriedens ist. Unter anderem sollte die Bundesregierung endlich unseren Vorschlag annehmen, der seit mehr als einem Jahr auf dem Tisch liegt und vorsieht, die Finanzmärkte zu besteuern.

SPIEGEL: Die Sache ist doch einfach. Die SPD will eine Finanztransaktionsteuer, die Kanzlerin will sie inzwischen auch, nur die FDP will sie nicht. Sie sollten über eine Große Koalition sprechen.

Steinmeier: Ach, lassen wir dieses Geplänkel. Es gibt eine gewählte Regierung. Die ist zwar unfassbar schlecht, aber sie ist im Amt. Koalitionsfragen oder gar ein Wechsel der Koalition stehen nicht an. Und wenn Sie mich fragen: Es wird im Bund auf absehbare Zeit keine Große Koalition mehr geben.

SPIEGEL: Warum verweigern Sie Frau Merkel dann nicht im Bundestag Ihre Stimme? In diesem Fall wäre sie gezwungen, eine eigene Mehrheit aufzubieten.

Steinmeier: Ob wir mitstimmen oder nicht, macht doch für die Zukunft dieser Regierung keinen Unterschied. Käme die Mehrheit nur mit Hilfe der Opposition zustande, wäre die Koalition am Ende. Frau Merkel braucht die eigene Mehrheit, sonst war es das mit ihrer Kanzlerschaft.

SPIEGEL: Wie alle anderen lesen auch Sie täglich in den Schlagzeilen: Die Märkte honorieren dies, die Märkte bestrafen das. Fühlen Sie sich als Politiker manchmal ohnmächtig?

Steinmeier: Eine deutsche Regierung, egal wer sie bildet, ist keine Weltregierung. Deshalb ist der Handlungsspielraum begrenzt. Umso mehr müssen wir international gemeinsam handeln. Wir dürfen die Drohungen der Märkte nicht zum Maßstab unseres Handelns in der Politik werden lassen.

SPIEGEL: Das sind sie doch längst.

Steinmeier: Ich unterschätze die Macht ihres Einflusses nicht. Aber sie zerstören langfristig auch die Grundlagen ihrer eigenen Existenz. Wer rücksichtslos maximiert, wer soziale Balance für überflüssig hält, wer den Primat der Politik zu beseitigen sucht, der delegitimiert sicher zuerst die Demokratie, auf lange Sicht aber auch die Marktwirtschaft selbst.

SPIEGEL: Sind die Krawalle von London, die Sozialproteste in Israel und die brennenden Autos in Berlin ein Ausdruck davon?

Steinmeier: Es gibt in jedem Land noch einmal spezielle Ursachen. Aber wir können ja nicht die Augen davor verschlie-

JOHANNES EISELE / DDP

Regierungspartner Franz Müntefering, Merkel 2006: *„Ein Wechsel steht nicht an"*

MAURICE WEISS / DER SPIEGEL

Abgeordneter Steinmeier*: *„Wir waren immer die Nutznießer“*

ßen, dass in weiten Teilen Europas eine Jugend ohne Perspektive heranwächst. Wir müssen sie ihr zurückgeben, indem wir die Interessen der vielen wieder gegen die Gier von wenigen stellen.

SPIEGEL: Rot-Grün hat die Finanzmärkte einst dereguliert und damit zu ihrer Entfesselung beigetragen.

Steinmeier: Sie wissen selbst, dass das so nicht stimmt. Deutschland ist keine Insel. Natürlich haben wir uns nicht völlig abkoppeln können von den Veränderungen in der Welt. Aber die Meinungsmacher in diesem Land waren damals doch ganz verliebt in die angloamerikanischen Wirtschaftsmethoden. Denen waren wir noch viel zu zögerlich. Schauen Sie das SPIEGEL-Archiv um die Jahrtausendwende doch mal selbstkritisch durch.

SPIEGEL: Frank Schirrmacher, Mitherausgeber der konservativen „Frankfurter Allgemeinen“, hat gerade in einem aufsehenerregenden Aufsatz festgestellt, dass die Linke mit ihren düsteren Aussagen über den bösen Kapitalismus wohl recht gehabt habe. Er zitierte dabei ausgiebig den ebenfalls konservativen britischen Publizisten Charles Moore. Warum kommt zu solch grundsätzlichen Fragen nichts aus der SPD?

Steinmeier: Das ist eben das Missverständnis. Wir haben nie aufgehört, vom sozialen Zusammenhalt dieser Gesellschaft zu reden und dafür Politik zu machen. Als es wirtschaftlich nur aufwärtsging in den letzten Jahren, haben das viele als Sozialklimbim abgetan. Aber wenn sich niemand um die soziale Balance in unserer Gesellschaft kümmert, dann ist mehr gefährdet als die Höhe von Sozialleistungen, dann ist Demokratie in Gefahr.

SPIEGEL: Was macht Sie so sicher, dass Ihre Fraktion am Ende tatsächlich für weitere Rettungsmaßnahmen stimmt?

Steinmeier: Die SPD hat eine besondere Verantwortung. In der Erfahrung von zwei Weltkriegen hat sie für dieses Europa gekämpft und dafür gearbeitet, dass europäische Integration gelingt. Sie wird sich jetzt nicht in die Furche legen, nur weil gerade mal die Schönwetterzeiten vorbei sind. Vor allem aber verbitten wir uns das Gerede von den faulen Griechen und den faulen Spaniern – genauso wie das Trompeten vom Rausschmiss des einen oder anderen aus der EU.

SPIEGEL: Genau solche Töne werden Ihre Abgeordneten aber im Wahlkreis zu hören bekommen.

Steinmeier: Wir dürfen die europäische Währungsunion schon aus eigenen Interessen nicht aufs Spiel setzen. Wer sich die Deutsche Mark zurückwünscht, der muss wissen, dass sie in der derzeitigen Situation durch die Decke schießen würde, mit katastrophalen Folgen für deutsche Unternehmen und Arbeitsplätze. Ich sehe die öffentlichen Vorbehalte, und ich verstehe manche Skepsis. Aber dieses Europa hat uns 60 Jahre Frieden und Wohlstand gebracht, das sollten wir nicht vergessen. Und deshalb stelle ich mich der Überzeugungsarbeit, wo nötig, auch in den eigenen Reihen.

MAURICE WEISS / DER SPIEGEL

Steinmeier, SPIEGEL-Redakteure*
„Gehen Sie selbstkritisch Ihr Archiv durch“

SPIEGEL: Solche Überzeugungsarbeit mussten Sie als Minister nie leisten.

Steinmeier: Das unterschätzen Sie. Mandate für Auslandseinsätze waren nie Selbstläufer in der eigenen Partei, und das ist ja auch gut so. Aber es stimmt, ich habe annähernd 20 Jahre mit unterschiedlichen Aufgaben in der Exekutive zugebracht. Das war nie ohne Anstrengung, aber die gegenwärtigen Anstrengungen sind andere.

SPIEGEL: Sie haben anfangs arg gefremdelt mit Ihrem neuen Job.

Steinmeier: Jedenfalls mussten wir uns aneinander gewöhnen: die alten Hasen in der Fraktion und der Neuling als Vorsitzender.

SPIEGEL: Der sich das Amt noch am Wahlabend gleichsam im Handstreich gesichert hatte.

Steinmeier: Ach Quatsch. Ich lege schon Wert darauf, dass ich gewählt worden bin. Aber nach zwei Jahren kann ich nicht nur sagen, dass mir die Aufgabe Freude macht. Ich finde, wir können stolz sein, dass uns etwas gelungen ist, womit nicht viele gerechnet hätten.

SPIEGEL: Wir sind gespannt.

Steinmeier: Viele haben doch prognostiziert, dass sich der Laden nach elf Jahren Regierung in der Opposition erst einmal richtig austobt und auseinanderfällt. Und von Fröhlichkeit und Optimismus war die Stimmung in den ersten Monaten nach dem Wahlsonntag 2009 tatsächlich nicht geprägt. Das hat sich geändert. Es ist eine geschlossene Fraktion, es gibt neues Selbstbewusstsein, und keiner richtet sich in der Rolle der Opposition ein.

SPIEGEL: Werden Sie am Ende noch zum Fraktionschef aus Leidenschaft?

Steinmeier: Ich gebe zu, am Anfang war ich mir nicht ganz so sicher. Aber nach zwei Jahren als Fraktionsvorsitzender weiß ich, dass ich in diesem Amt auch in Oppositionszeiten viel bewegen kann und es mir große Freude macht.

SPIEGEL: Sie klingen ja fast schon so verliebt in das Amt wie Ihr Vorgänger Peter Struck. Der war allerdings zu Regierungszeiten Fraktionschef.

Steinmeier: Ich räume ein, das ist mal eine ganz kreative Einleitung der K-Frage. Aber die Kanzlerkandidatur werden wir rechtzeitig zum Ende nächsten Jahres entscheiden. Jetzt steht die Wahl zum Fraktionsvorsitzenden an. Und da kandidiere ich erneut.

SPIEGEL: Herr Steinmeier, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Oben: beim Besuch einer Holzwerkstatt in Brandenburg; unten: Christoph Hickmann, Christoph Schwennicke in Berlin.

ANZEIGE

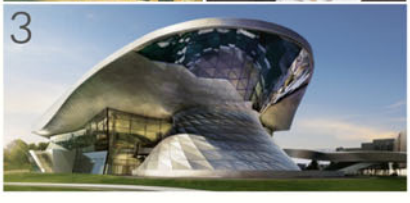
DIE BMW 6er ERLEBNISTOUR.

GEWINNEN SIE EINE UNVERGESSLICHE KURZREISE VON MÜNCHEN ÜBER ÖSTERREICH NACH ITALIEN – MIT DEM NEUEN BMW 6er COUPÉ.

Lassen Sie sich von BMW entführen – auf eine exklusive Reise von München über Innsbruck und Südtirol durch das Piemont nach Mailand. Entdecken Sie kulturelle Höhepunkte, dinieren Sie in erlesenen Restaurants und verbringen Sie die Nächte in den schönsten Hotels – und das mit einem Automobil, das selbst Exklusivität verkörpert: das neue BMW 6er Coupé.

Ihre Reise beginnt im Herzen Münchens: Bei einem Dinner im renommierten 5-Sterne-Hotel „Bayerischer Hof“[1] können Sie sich auf den Austausch mit dem Autor und Kolumnist Louis Lewitan[2] freuen. Am nächsten Morgen startet die BMW 6er Erlebnistour mit einem Blick hinter die Kulissen der BMW Welt[3]. Hier lernen Sie das neue BMW 6er Coupé kennen, dessen dynamische Eleganz Sie die folgenden Tage begleitet.

Machen Sie sich auf den Weg nach Innsbruck und erleben Sie einmalige Sportlichkeit und Fahrdynamik, bevor Sie Ihre Reise nach Südtirol führt.



Im 5-Sterne-Hotel „vigilius mountain resort“[4] werden Sie vom Hoteleigentümer Ulrich Ladurner begrüßt und verbringen einen einzigartigen Abend in 1.500 Metern Höhe mit Blick auf die Gipfel Südtirols.

Erleben Sie die pure Ästhetik des neuen BMW 6er Coupé auf der Tour nach Verona, bevor Sie die beeindruckende Innenstadt erkunden. Im „Byblos Art Hotel Villa Amistà“[5] erwarten Sie hinter der klassischen Fassade Möbel und Kunstklassiker des 20. Jahrhunderts, u. a. Bilder von Damien Hirst, Möbel von Eero Aarnio und Ron Arad sowie Fotos von Vanessa Beecroft.

Genießen Sie die klassische Eleganz und den einmaligen Fahrkomfort des neuen BMW 6er Coupé auf der Fahrt durch die malerische Umgebung des Piemonts. Gehen Sie mit einem Trifulau des Hotels „La Villa“[6] auf Trüffelsuche[7] und genießen Sie am Abend ein exklusives Trüffelmenü und die Übernachtung im traumhaft gelegenen Hotel „La Villa“.

Auf Ihrer letzten Etappe erleben Sie noch einmal die pure Dynamik des Automobils und lassen sich in der Modestadt Mailand vom Top-Fotografen Ruggero Gabbai[8] verewigen. Damit Ihre Traumreise genauso faszinierend und elegant endet, wie sie begann, werden Sie zum Flughafen chauffiert – selbstverständlich im neuen BMW 6er Coupé.

JETZT ANMELDEN UND GEWINNEN:
www.bmw.de/6er-tour

- Seien Sie einer von sieben Gewinnern der exklusiven BMW 6er Erlebnistour – Ästhetik und Dynamik mit dem neuen BMW 6er Coupé
- Reisen Sie vom 26. bis 30.10.2011 mit einer Begleitperson von München durch Österreich und Italien
- Anmeldung und Teilnahmebedingungen unter **www.bmw.de/6er-tour** (Anmeldeschluss: 22.09.2011)

BMW EfficientDynamics
Weniger Verbrauch. Mehr Fahrfreude.

Bild 2: © Stefan Nimmesgern

DANNY GOHLKE / DDP IMAGES / DAPD

Protest gegen Gentechnik im mecklenburg-vorpommerschen Bütow 2010: *„Bio ist cool, Gen ist scheiße“*

INNOVATIONEN

Der nächste Ausstieg

Die Bundesregierung sieht in Gentech-Pflanzen weiter Zukunftsprodukte. Doch die Anbauflächen schrumpfen, Bundesländer lehnen die grüne Gentechnik ab. Firmen und Forscher flüchten.

Vorsichtig zieht Hans-Jörg Jacobsen seinen Schatz aus dem Regal. Der unscheinbare Karton enthält die Früchte langjähriger Arbeit: Erbsen mit besonderen Eigenschaften. Würde man sie einpflanzen, könnten einige von ihnen einem Pilz widerstehen, der herkömmlichen Erbsen den Garaus macht. Andere sind viel resistenter gegen Fraßinsekten als ihre unmanipulierten Verwandten.

Jacobsen, Professor am Institut für Pflanzengenetik der Universität Hannover, hat die neuartigen Hülsenfrüchte mit Hilfe der Gentechnik entwickelt – erst im Labor, dann im Gewächshaus. Der nächste Schritt wäre der Test unter realen Bedingungen, draußen auf den Feldern des Instituts.

Doch der 62-jährige Forscher muss die Erbsen im Karton lassen. Ausgesät werden sie in Deutschland wohl nie. Zu streng fallen die staatlichen Auflagen aus, zu groß ist das Risiko, dass radikale Gentechnikgegner die teuren Versuchsflächen zerstören. „Freilandversuche sind hier einfach nicht mehr machbar“, sagt der Wissenschaftler.

Wer in Deutschland gentechnisch veränderte Pflanzen anbauen will, muss mit jeder Menge Widerstand rechnen, nicht nur in Hannover. Eine große Mehrheit der Deutschen steht der Technik reserviert gegenüber. Kein Landwirt sät noch Getreidesorten oder Feldfrüchte aus, deren Erbgut gentechnisch verändert ist, Pflanzenzüchter verlagern ihre Forschung ins Ausland. Umweltverbände setzen darauf, dass Deutschland nach der Atomkraft bald auch aus der grünen Gentechnik aussteigt.

Im Jahr 2008 bauten deutsche Landwirte noch auf 3168 Hektar gentechnisch veränderte Pflanzen an. Auch das war nicht viel bei 12 Millionen Hektar Ackerfläche. Inzwischen sind es aber nur noch zwei Hektar, und die wachsen in einem Schaugarten im Auftrag der Industrie. Auch die Forschungsfläche nimmt ab – von 36 Hektar im Jahr 2008 auf heute nur noch 7,3 Hektar. Das Gesamtareal für Gentech-Pflanzen in Deutschland ist nur noch halb so groß wie die Binnenalster in Hamburg. Unter den 29 Nationen, die kommerziell genveränderte Pflanzen anbauen, belegte Deutschland 2010 den letzten Platz.

Dabei hat die schwarz-gelbe Bundesregierung bei ihrem Start die grüne Gentechnik als „wichtige Zukunftsbranche für Forschung, Wirtschaft und Landwirtschaft“ gepriesen. Genveränderte Pflanzen hätten ein „großes Potential“, sagt Bundesforschungsministerin Annette Schavan (CDU) unverdrossen. Ihre „Nationale Forschungsstrategie BioÖkonomie 2030“, in die 1,4 Milliarden Euro fließen, weist der Pflanzenbiotechnologie eine zentrale Rolle für Welternährung und Bioenergie zu – in der Praxis aber sieht es anders aus.

Schon Bundeskanzler Gerhard Schröder (SPD) hatte versucht, den Deutschen die Gentech-Pflanzen näherzubringen. Trotz des Widerstands der Grünen machte Schröder ihren kommerziellen Anbau möglich. Die damalige Oppositionsführerin Angela Merkel versprach, die Entwicklung weiter zu forcieren.

Doch als Kanzlerin hat sie ihr Versprechen nicht eingelöst, im Gegenteil. Umweltverbände und Initiativen, die seit Jahren gegen die Technologie kämpfen, sehen sich auf der Gewinnerspur. „In Deutschland befinden wir uns auf einem guten Weg“, sagt Dirk Zimmermann, Gentechnikexperte der Umweltorganisation Greenpeace, die grüne Gentechnik rundweg ablehnt. „Wir sind zwar noch nicht arbeitslos, aber wir haben in Deutschland schon sehr viel erreicht“, sagt Jutta Sundermann von „Gendreck weg“, einer Initiative, die mit sogenannten Feldbefreiungen Pflanzen auf vielen Anbauflächen zerstört hat.

Die Umweltschützer argumentieren, dass gentechnisch veränderte Pflanzen ökologische Risiken bergen und Bauern vom Saatgut multinationaler Konzerne abhängig machen. Zudem könnten über den Pollenflug herkömmliche Pflanzen „kontaminiert“ werden. Während Länder wie die USA, Indien und Brasilien auf

STEFAN THOMAS KROEGER / DER SPIEGEL

Genforscher Jacobsen: *„Freilandversuche sind hier einfach nicht mehr machbar“*

insgesamt 148 Millionen Hektar erbgutmanipulierte Pflanzen setzen, boomt in Deutschland der Verkauf von Biolebensmitteln, die mit dem Slogan „Ohne Gentechnik“ beworben werden.

Jede Fläche, auf der in Deutschland unter freiem Himmel genveränderte Pflanzen wachsen, muss im sogenannten Standortregister fein säuberlich aufgelistet werden. Radikale Gentechnikgegner nutzen es als Navigationssystem. Erst Anfang Juli haben sie in Groß Lüsewitz bei Rostock und in Üplingen (Sachsen-Anhalt) Wachleute in die Flucht geschlagen und Versuchsfelder zerstört. Schaden: mehrere hunderttausend Euro. Das Bundesforschungsministerium hatte die Projekte gefördert, um neue Verfahren für die Sicherheitsbewertung zu entwickeln.

„Das ist doch schizophren“, sagt Genetikprofessor Jacobsen. Gerade die Gegner würden anprangern, wie wenig man über die Technologie wisse. „Gleichzeitig verhindern sie aber, dass geforscht wird.“

EVA GANS / DPA

Ministerinnen Schavan, Aigner
Ringen um Zukunftstechnologien

Doch das Register lässt sich nicht wieder abschaffen, denn die Bundesregierung hat gelobt, dass es bei der Gentechnik „transparent“ zugehen muss.

Noch gravierender als Sabotage ist für Forscher und Gentechnikfirmen der legale Widerstand gegen ihre Arbeit. Selbst die einst fortschrittsbegeisterte CSU geht nun hart gegen die grüne Gentechnik vor. Zu seiner Zeit als Bundeslandwirtschaftsminister war der heutige Ministerpräsident und CSU-Vorsitzende Horst Seehofer bei Gentechnikgegnern noch als „Genhofer“ verschrien. Um umweltbewusste Wähler von den Grünen abzuwerben, verwandelt Seehofer nun ganz Bayern in eine gentechnikfreie Zone. Der Protest der Technischen Universität München, die am Agrarforschungszentrum Weihenstephan Versuche abbrechen musste, änderte daran nichts.

Zum neuen Brennpunkt des Konflikts entwickelt sich Rheinland-Pfalz, wo die BASF mit ihrer Tochterfirma Plant Science sitzt. Seit Mitte Mai regieren die Grünen in Mainz mit, das Nein zur grünen Gentechnik ist im Koalitionsvertrag verankert. „Diese Technologie ist einfach nicht im Griff zu halten“, sagt Umweltministerin Ulrike Höfken, 56. Höfken redet zwar von Dialog mit der BASF, setzt aber darauf, dass das Thema bald vom Tisch ist. „Asbest und Holzschutzmittel haben am Ende auch verloren“, sagt sie.

In Baden-Württemberg hat die grün-rote Regierung den Kampf gegen diese Technik ebenfalls zum Koalitionsprojekt erhoben. Die Landtage in Thüringen, Bremen und Nordrhein-Westfalen haben mehrheitlich gegen Gentech-Anbau auf Landesflächen votiert. Auf Bundesebene tut sich Forschungsministerin Schavan schwer gegen Agrarministerin Ilse Aigner (CSU), die weitgehend im Sinne Seehofers agiert. Aigner unterband den Anbau der Genmaissorte MON810 des US-amerikanischen Monsanto-Konzerns mit dem Argument, von den schädlingsresistenten Pflanzen gehe eine „Gefahr für den Verbraucher“ aus. Als Nächstes will sie es den Bundesländern ermöglichen, Abstände zwischen Feldern mit gentechnischen und konventionellen Pflanzen selbst festzuschreiben. Das kommt einem Vetorecht gegen Gentechnik gleich: Große Mindestabstände machen es Bauern praktisch unmöglich, genverändertes Saatgut auszubringen.

Die einzige Gentech-Pflanze, die momentan kommerziell auf einem deutschen Feld angebaut wird, ist die Amflora-Kartoffel von BASF. Sie soll Stärke für die Papierherstellung liefern. Doch im Konzern wird längst diskutiert, ob Gentechnik am Standort Deutschland überhaupt noch eine Zukunft hat. Auf Versuchsfeldern in Schweden leistete sich das Unternehmen im vergangenen Jahr eine peinliche Schlamperei, Saatkartoffeln wurden vertauscht, so kamen nicht zugelassene Pflanzen auf den Acker. Das hat die Zukunftsaussichten der Amflora-Kartoffel, in die BASF Hunderte Millionen Euro investiert hat, weiter verschlechtert. Der Bayer-Konzern ist mit seiner biotechnologischen Pflanzenforschung bereits nach Belgien abgewandert.

Dabei hatte die grüne Gentechnik ihren Ursprung auch in Deutschland. Anfang der achtziger Jahre wurde in den Treibhäusern des Max-Planck-Instituts für Pflanzenzüchtungsforschung in Köln eine der ersten gentechnisch veränderten Pflanzen der Welt entwickelt.

Ein Vertreter dieser ersten Stunde ist Lothar Willmitzer, 59. Er ist heute geschäftsführender Direktor am Max-Planck-Institut für molekulare Pflanzenphysiologie in Potsdam-Golm. Auch in Potsdam wurden Felder zerstört, seit 2007 gibt es keine Freilandversuche mehr. Willmitzer bedauert, dass es für die grüne Gentechnik in Deutschland so düster aussieht. Zwar sei sie nicht die einzige Lösung, um das Welternährungsproblem der Zukunft zu lösen: Aber sie könne einen „ganz wichtigen Beitrag“ liefern.

In Südostasien soll in zwei Jahren der „Golden Rice“ auf den Markt kommen. Das Saatgut dieser speziellen Reissorte weist einen erhöhten Betacarotin-Wert auf. Das seit Jahren gepflegte Heilsversprechen, der Reis werde Tausende mangelernährte Kinder vor Erblinden und Tod retten, geht damit in den Praxistest. Willmitzer hofft, dass es „dann schwieriger für Kritiker wird, die Technologie schlechtzureden“.

In Deutschland führen Befürworter neuerdings den Klimawandel, der Pflan-

zen erheblich unter Stress setzen könnte, als Argument für Gentechnik an. „Viele der heimischen Agrarpflanzen sind nicht an den Klimawandel angepasst“, sagt Genetiker Jacobsen. Sein Projekt, zum Beispiel Ackerbohnen toleranter gegen Trockenheit zu machen, sieht er als Beitrag dazu an, die Welternährung trotz steigender Temperaturen sicherzustellen.

Auch auf den Ausbau der erneuerbaren Energien setzen Gentechnikbefürworter. „Die Gentechnik ermöglicht es uns, neue Pflanzen als Bioenergiequelle und für die Gewinnung von Chemikalien einzusetzen“, sagt Ricardo Gent, Geschäftsführer der Deutschen Industrievereinigung Biotechnologie. Schnell wachsende Pflanzen, deren Energie sich in Bioraffinerien leicht nutzen lasse, bezeichnet Gent als große Chance. Darauf zielt auch Schavans „Bio-Ökonomie“-Initiative.

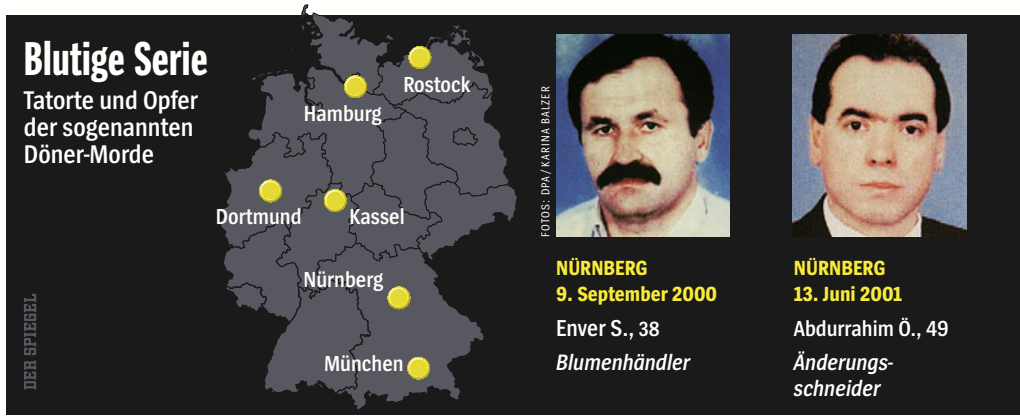
Doch bisher haben es weder die Forschungsministerin noch Wissenschaftler und Firmenchefs geschafft, die Bevölkerung von der grünen Gentechnik zu überzeugen. Der US-Konzern Monsanto gilt als Symbol für industrialisierte, umweltfeindliche Landwirtschaft. Forscher, die sich mit Gentechnik befassen, stehen unter dem Generalverdacht, Konzernen wie Monsanto zuzuarbeiten.

Wer in der Branche arbeitet, ist es gewohnt, verteufelt zu werden. Nur die Kernenergie hat einen noch schlechteren Ruf. „Man muss sich immer verteidigen“, sagt Stefanie Wrobel, 27, die in Hannover Pflanzenbiotechnologie studiert. Sie sieht große Vorzüge der grünen Gentechnik: „Früher mussten Pflanzen aufwendig gezüchtet werden, heute suchen wir uns das gewünschte Gen einfach aus“, sagt Wrobel. Die Studentin wünscht sich eine differenzierte Diskussion, sieht sich aber hauptsächlich mit Stereotypen konfrontiert: „Bio ist gerade cool, Gen ist scheiße.“

Allerdings landet auf den Tellern der Bundesbürger vieles, was Gentechnikprodukte enthält. Ein Großteil der Sojaimporte für Tierfutter sind gentechnisch verändert. Nahezu jeder Käse ist mit einem gentechnischen Enzym in Kontakt gekommen. Bei Softdrinks setzen Hersteller auf Zucker aus gentechnischen Verfahren. Gentechnikbefürworter fordern eine umfassende Kennzeichnung. Sie setzen darauf, dass der Widerstand abebbt, wenn die meisten Supermarktprodukte und sogar Käse vom Biohof mit dem Label „Gentechnik“ versehen wären.

Für Studentin Wrobel würde selbst das zu spät kommen. Gerade haben sie und ihre Kommilitonen sich auf Stellen für die Zeit nach dem Studium beworben – überwiegend im Ausland. Und auch Gentechniker Jacobsen zieht es weg. Wenn er in drei Jahren 65 ist, will er seine Forscherkarriere in Nordamerika fortsetzen, um seine Erbsen dort wachsen zu sehen.

Christian Schwägerl, Christian Wermke



VERBRECHEN

Versteck in der Schweiz

Seit elf Jahren halten die sogenannten Döner-Morde die Polizei in Atem. Nun könnte die Serie womöglich aufgeklärt werden, doch die Staatsanwaltschaft verprellt ihren Informanten.

Am 5. Juli brachen die Verhandlungen wieder ab. Der Informant warf hin. Endgültig. Kein Wort mehr, aus, vorbei. Dieses Mal wollte er den Kontakt mit der Polizei beenden, ohne Kompromisse.

Der Mann ist Ende zwanzig, er nennt sich Mehmet, bietet spannende Informationen an. Angeblich kann er die Tatwaffe zu der wohl unheimlichsten Mordserie in Deutschland liefern. Er hatte angeboten, in die Schweiz zu fahren, um das Versteck auszuheben. Und er wollte die deutschen Ermittler zu einer romantischen Villa nahe des Bodensees führen, hinter deren Mauern sich angeblich der Schlüssel zur Lösung von neun Tötungsdelikten verbergen soll, den sogenannten Döner-Morden.

Erstmals seit Beginn der Mordserie vor elf Jahren bestand also die Chance, die Taten aufzuklären. Der Informant nannte auch einen Preis: 40 000 Euro und die Umwandlung einer Haftstrafe wegen Fahrens ohne Führerschein in eine Bewährungsstrafe. Doch die Staatsanwaltschaft Nürnberg stellt sich quer.

Neun Kleinhändler, acht Türken und ein Grieche, waren von 2000 bis 2006 in ihren Läden am helllichten Tag durch Schüsse ins Gesicht ermordet worden. Alle mit derselben tschechischen Pistole: einer Ceska, Typ 83, Kaliber 7,65 Millimeter, mit Schalldämpfer.

Seither jagen Dutzende Polizisten und Staatsanwälte Täter und Waffe, Verfassungsschützer versuchen, die mafiöse Organisation türkischer Nationalisten in Deutschland zu durchdringen, die für das Blutvergießen verantwortlich sein soll. Die Morde, so viel wissen die Ermittler, sind die Rechnung für Schulden aus kriminellen Geschäften oder die Rache an Abtrünnigen.

2006, nach dem Mord an Halit Y., dem 21-jährigen Betreiber eines Internetcafés in Kassel, waren die Ermittler den Tätern sehr nahe gekommen. Es gab sogar Namen, aber dazu fehlten Beweise. Es gab Festnahmen, doch die Verdächtigen musste man wieder laufen lassen, und sie verschwanden Stunden später aus Deutschland, Richtung Schweiz und Türkei. Die Mordserie stoppte, doch von der Ceska fehlt bis heute jede Spur.

Bei ihren Ermittlungen stieß die Nürnberger Soko „Bosporus“ auf Mehmet, einen Mann aus dem einschlägigen Milieu. Mehmet lebt seit langem in Deutschland, er sei, so schilderte er den Beamten, für die Organisation in die Bundesrepublik geschleust worden, um vor Ort heikle Aufträge zu erledigen. Man fasste Vertrauen zueinander, der Informant galt als gute Quelle. Intern lobte die Soko-Leitung, Mehmets Aussagen „passen ins Schema“.

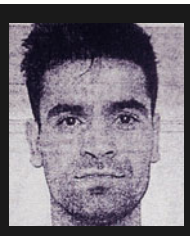
Mehmet versprach schließlich, die Ceska zusammen mit der Schweizer Polizei aus dem Versteck hinter der Landesgrenze zu holen. Dort, so seine Schilderung, sei die Waffe in einem Tresor verwahrt. Bis zur nächsten Tat. Und die, behauptete er, sei in Planung.

In einen der neun Morde war Mehmet selbst verstrickt. Trotzdem sicherten ihm Soko und Staatsanwaltschaft Straffreiheit zu, außerdem die Übernahme seiner Anwaltskosten und 40 000 Euro. Zahlbar bei Übergabe der Ceska. Ein gutes Angebot für den Mann, der pleite war und aus der Organisation aussteigen wollte.

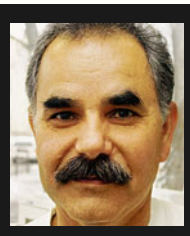
Doch an jenem 5. Juli stellte Mehmet eine weitere Bedingung: eine Umwand-

HAMBURG
27. Juni 2001
Süleyman T., 31
Gemüsehändler

MÜNCHEN
29. August 2001
Habil K., 38
Gemüsehändler



ROSTOCK
25. Februar 2004
Yunus T., 25
Döner-Verkäufer



NÜRNBERG
9. Juni 2005
Ismail Y., 50
Dönerbuden-Besitzer

MÜNCHEN
15. Juni 2005
Theodorus B., 41
Mitinhaber eines Schlüsseldienstes

DORTMUND
4. April 2006
Mehmet K., 39
Kioskbesitzer

KASSEL
6. April 2006
Halit Y., 21
Inhaber eines Internetcafés

lung seiner Haftstrafe zu einer Bewährungsstrafe. Das Delikt: ein gefälschter Führerschein.

Als Spitzel des Verfassungsschutzes will Mehmet Jahre zuvor einen Führerschein erhalten haben, der sich bei einer Verkehrskontrolle als Fälschung herausstellte. Ein Amtsgericht in der Provinz verurteilte ihn deshalb zu sechs Monaten Freiheitsentzug. Weil noch eine Bewährung in anderer Sache offen war, soll er nun für zwei Jahre in den Knast. Die Story vom Geheimdienstspitzel hatte man ihm nicht geglaubt.

Tatsächlich aber war während der Verhandlung ein Mann in dem kleinen Gerichtssaal erschienen und hatte fleißig mitgeschrieben. Mehmet hatte den Richter sogleich darauf hingewiesen, er kenne den Besucher: Es handele sich um einen Beamten des Bundesamts für Verfassungsschutz (BfV). Als der Vorsitzende die Personalien des Mannes wissen wollte, verschwand der ohne ein Wort.

Mehmets Anwalt hat Berufung gegen das Urteil eingelegt. Von den Ermittlern der Soko „Bosporus“ wollte Mehmet dann die Zusage, dass seine Haftstrafe in zweiter Instanz zur Bewährung ausgesetzt werde, wenn er die Waffe aus der Schweiz besorge. Doch die Nürnberger Staatsanwaltschaft stellte sich stur. Mordserie hin oder her, die Justiz pochte auf eine strenge Verurteilung des Angeklagten.

Man könne ein Empfehlungsschreiben an den Richter schicken, in dem Mehmets Mitarbeit bei der Soko „Bosporus“ gelobt werde – mehr aber, so hieß es, sei nicht drin. Gegenüber Mehmets Verteidiger soll der zuständige Richter erklärt haben, ein wie auch immer geartetes Schreiben sei ihm „scheißegal“. Er lasse aber angesichts des möglichen Fahndungserfolgs der Soko mit sich reden, wenn eine Anweisung „von oben“ komme, also vom Justizministerium. Doch die, teilten die Soko-Beamten schließlich mit, werde es auf keinen Fall geben.

Auf Mehmets Kooperation setzten die Kripo-Leute trotzdem. Sie schmiedeten den Plan, der Informant solle möglichst bald – also noch bevor die Haftstrafe bestätigt werde – die Ceska ohne Schweizer Polizei aus der Schweizer Villa holen, mit ihr über die Grenze nach Deutschland fahren und sie an einem Rastplatz deponieren. Dort könne die Soko sie dann abholen.

Offiziell, erklärte ihm ein Polizist, könne man sich nicht an die Schweiz wenden.

Pistole Ceska, Typ 83: *Rechnung für Schulden, Rache an Abtrünnigen*

Die Vorbereitungen für Rechtshilfe dauerten zu lange, und die Schweiz habe eben „komische Gesetze“ und sei „bei Waffengeschichten extrem heikel“. Doch wenn Mehmet die Ceska wirklich liefere, werde man sich für zusätzliche 10 000 Euro Erfolgshonorar einsetzen. „Wir tun für dich, was wir können“, sagten die Ermittler.

Dass man noch irgendetwas für ihn tun könnte, sollte er mit der Mordwaffe etwa beim Grenzübertritt erwischt werden, daran glaubte Mehmet zu diesem Zeitpunkt längst nicht mehr. Auch wenn ihm ein Polizeibeamter versicherte, man werde in diesem Fall nur zum Schein gegen ihn ermitteln, und die Sache werde „dann unter dem Tisch geklärt“.

Mehmet hat beschlossen zu schweigen. Die Nürnberger Staatsanwaltschaft bestätigt den Vorgang gegenüber dem SPIEGEL und begründet ihre Position: „Eine Einflussnahme auf Gerichte oder ein Eingriff in die richterliche Unabhängigkeit kommt für uns nicht in Frage“, sagt Oberstaatsanwältin Antje Gabriels-Gorsolke. Auf die Mitarbeit ihres wohl bislang erfolgversprechendsten Informanten wird die Soko also verzichten müssen – und damit wohl auch auf eine Chance, die spektakuläre Mordserie endlich aufzuklären.

Dabei hätte Mehmet noch Brisantes zu berichten, das er gegenüber der Polizei bislang nur knapp erwähnte. Etwa über die Zusammenarbeit von ein paar Abtrünnigen seiner Organisation mit Beamten des Verfassungsschutzes.

Diese, behauptet Mehmet, seien kurz vor dem bislang letzten Mord darüber informiert worden, dass in Halit Y.s Internetcafé in Kassel „wieder etwas geplant“ sei. Daraufhin sei das Lokal vom Geheimdienst beschattet worden.

Als Halit Y. am 6. April 2006 erschossen wurde, saß in einer Nische des Gastraums ein Mann, der später als Beamter des hessischen Verfassungsschutzes identifiziert wurde. Als die Soko von dem mysteriösen Besucher erfuhr, stellte sie Fragen – und erfuhr von den Geheimdienstkollegen, der Mann habe in dem Café in seiner Freizeit im Internet gesurft, er sei einfach zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen.

Das BfV verweist Mehmets Informationen über den Mord in Kassel in das Reich der Märchen. An dieser Geschichte sei nichts, aber auch gar nichts dran, alles frei erfunden, ließ die Behörde mitteilen.

Conny Neumann, Andreas Ulrich

JAN WOITAS / PICTURE ALLIANCE / DPA

Medizinstudenten an der Universität Leipzig
„Studieren, um Geld zu verdienen“

STEUERN

Richtig auf dem falschen Weg

Die Absetzbarkeit von Ausbildungskosten wird Einnahmeverluste von einer Milliarde Euro zur Folge haben. Vom Urteil des BFH profitieren vor allem Extremfälle.

Rechtsprofessoren verspotten Mediziner gern als juristische Laien. Dass etwas faul war im Staate Deutschland, konnte die Medizinstudentin Kerstin K. aber auch ohne juristisches Fachwissen erkennen.

Weil die junge Frau nach ihrem Abitur die Zulassung für Humanmedizin in Deutschland um 0,1 Punkte verpasst hatte, begann sie 2005 ein Studium in Ungarn, bevor sie anderthalb Jahre später an die Universität Hamburg wechselte. Ihre vor allem wegen Studiengebühren und Reisespesen relativ hohen Aufwendungen von knapp 30 000 Euro sollte sie aber von ihrem späteren Einkommen nicht absetzen können.

Ganz anders bei ihrer älteren Schwester: Die hatte in ihrer Wartezeit auf einen Medizinstudienplatz zunächst eine Ausbildung zur Rettungssanitäterin gemacht. Als sie in Zahnmedizin zugelassen wurde, konnte sie ihre Studienkosten steuerlich geltend machen – weil bei einer Zweitausbildung die Finanzämter diese als sogenannte Werbungskosten anerkennen.

Dass das gerecht sein sollte, leuchtete Kerstin K. nicht ein – weshalb sie durch alle Instanzen dagegen klagte. Wie nur, fragte ihr Münchner Rechtsanwalt Georg Sachenbacher schließlich die Richter des Bundesfinanzhofs (BFH), solle seiner Mandantin diese Ungleichbehandlung „einleuchtend erklärt werden“?

Gar nicht, verkündeten diese am vergangenen Mittwoch. Sie gaben der Medizinerin und in einem Parallelverfahren auch einem inzwischen für die TUI fliegenden Piloten recht.

Während der Bund der Steuerzahler sofort jubilierte, ging die Regierung zunächst in Deckung. Das von dem Urteil ziemlich überrumpelte Bundesfinanzministerium konnte erst einmal nur erklären, man werde die Auswirkungen „prüfen“. Nach ersten Überlegungen wollen die Beamten von Minister Wolfgang Schäuble (CDU) offenbar zwar darauf verzichten, die Anwendung des Urteils mit einem Erlass zu unterbinden; den Schaden für die öffentlichen Kassen wollen sie aber in engen Grenzen halten. Das Ministerium werde den Richterspruch sehr restriktiv auslegen, hieß es am Freitag. Dadurch sollen die Einnahmeausfälle für Bund und Länder auf rund eine Milliarde Euro begrenzt werden.

Der Streit geht zurück auf das Jahr 2004. Seinerzeit hatte sich der Gesetzgeber eigentlich klar ausgedrückt: Wer erstmalig ein Studium oder eine Ausbildung absolviere, solle diese Kosten, von Ausnahmen abgesehen, steuerlich nicht geltend machen können. Damit wollte die Politik erklärtermaßen die Rechtsprechung des Bundesfinanzhofs aushebeln, nach der diese Aufwendungen schon damals auch bei einem Erststudium als Werbungskosten angesetzt werden konnten.

Doch diese Reparatur, befand nun der Bundesfinanzhof eigenwillig, sei technisch misslungen: Die neue Vorschrift schließe „nicht per se und ausnahmslos“ den Werbungskostenabzug aus. Dass der Gesetzgeber genau das wollte, störte die spitzfindigen Richter nicht: Dies sei in der Gesetzesformulierung „nicht hinreichend konkret“ abgebildet worden. Ohne erkennbare Skrupel wurde der gesetzgeberische Wille damit praktisch in sein Gegenteil verkehrt.

„Faszinierend“ sei dieses Urteil, freut sich Rechtsanwalt Sachenbacher. Es ist aber mindestens genauso überraschend, denn in der juristischen Literatur wurde diese Ansicht so offenbar nirgendwo vertreten. Etliche Autoren kritisierten die Vorschrift zwar schon als verfassungswidrig. Laut dem Kölner Steuerrechtsprofessor Joachim Lang etwa sei dem Abzugsverbot für Ausbildungskosten „die gleichheitswidrige Willkür auf der Stirn geschrieben“.

Doch mit dieser Begründung hätten die Münchner BFH-Richter die Fälle dem Karlsruher Bundesverfassungsgericht zur Entscheidung vorlegen müssen. So lange wollten sie aber wohl nicht warten – und legten das Gesetz einfach weiter in ihrem Sinne aus.

Zweifelsfrei haben die Richter mit ihrem Ungehorsam einen Nerv getroffen. Wenn auch „auf dem falschen Weg“, meint der Münsteraner Steuerrechtsprofessor Joachim Englisch, komme das Urteil „zum richtigen Ergebnis“.

Die Präsidentin der Hochschulrektorenkonferenz, Margret Wintermantel, pflichtet dem bei: „Steuersystematisch ist es sicher richtig, wenn auch Kosten für das Studium als Werbungskosten anerkannt und steuerlich geltend gemacht werden können.“ Wie schon das Verfassungsgericht mit seinem Urteil zur Pendlerpauschale, so Joachim Borggräfe vom Steuerrechtsausschuss der Bundesrechtsanwaltskammer, habe der BFH das Recht nun wieder der Wirklichkeit angenähert.

Wie schon bei der Pendlerpauschale wird das Recht nun wieder der Wirklichkeit angenähert.

Schließlich verbirgt sich hinter der kühnen BFH-Entscheidung eine große bildungspolitische Frage: Wozu dient ein Studium? In Deutschland wird gern das humboldtsche Ideal der „Menschenbildung“ beschworen. Das Universitätsstudium sei demnach keinesfalls bloße Berufsausbildung, kein Mittel zum schnöden Zweck.

Im Fall der Medizinstudentin hatte das Hamburger Finanzgericht aber erkennbar widersinnig geurteilt: „Aufwendungen für eine erstmalige Berufsausbildung sind im Regelfall nicht hinreichend beruflich veranlasst.“ Doch wozu dient im Regelfall eine Berufsausbildung, wenn nicht der späteren Ausübung eines Berufs?

„Wenn heute jemand studiert, dann macht er es in aller Regel doch, um später Geld zu verdienen“, sagt der ehemalige

Samsung GALAXY S II

samsung.de/GalaxyS2

Brillant.

Lebendige Farben dank einzigartigem
Super AMOLED Plus-Display

Schnell.

1,2 GHz Dual-Core-Prozessor für höchste
Performance der neuesten Generation

Schlank.

Edles Design mit 8,49 mm

SAMSUNG

TURN ON TOMORROW

* Monatlicher Grundpreis 99,95 €. Einmaliger Bereitstellungspreis 24,95 €. Mindestlaufzeit von 24 Monaten. Nach Verbrauch der Inklusiv-SMS werden pro Standard-Inlands-SMS 0,19 € berechnet. Ab dem Inklusiv-Datenvolumen von 1 GB wird die Bandbreite im jeweiligen Monat auf max. 64 kbit/s (Download) und 16 kbit/s (Upload) beschränkt. Die Hot-Spot Flatrate gilt nur für die Nutzung an deutschen HotSpots (WLAN) der Deutschen Telekom.

Jetzt in Ihrem Telekom Shop!

für **79,95 €*** im Tarif Complete Mobil XL

Erleben, was verbindet.

BFH-Richter Walter Drenseck. Damit müssten die Kosten später zwingend auch als vorweggenommene Werbungskosten anerkannt werden, so der Herausgeber eines führenden Kommentars zum Einkommensteuergesetz. Der Gesetzgeber, meint der Steuerrechtler Englisch, müsse sich „am typischen Fall“ orientieren – und bei dem diene ein Studium „nicht nur dem Sozialprestige“, sondern ganz überwiegend der Verbesserung der Berufschancen.

Gerade auch die jüngsten Bologna-Reformen folgen ja ausdrücklich dem Ziel, die „Beschäftigungsfähigkeit“ zu erhöhen, und die Mehrzahl der Studiengänge führen explizit zu ganz konkreten Berufen. Medizinstudenten werden Mediziner, Jurastudenten werden Juristen, Lehramtsstudenten werden Lehrer, und selbst wenn Germanisten später in einer Wirtschaftsberatungsgesellschaft landen, werden sie typischerweise nicht trotz, sondern immer noch auch wegen ihres Studiums eingestellt.

Die Entscheidung des Bundesfinanzhofs lässt jedoch, naturgemäß, eine lange Reihe von Fragen offen: etwa wie berufsspezifisch ein Studium gewesen sein muss und inwieweit Abzüge auch dann geltend gemacht werden können, wenn Papa und Mama dem Filius oder der Filia finanziell unter die Arme gegriffen haben. Denn die profitieren dabei ihrerseits häufig schon von staatlichen Begünstigungen wie Kindergeld oder Kinderfreibetrag.

Mindestens genauso ernüchternd dürfte die Antwort auf die Frage ausfallen, was denn überhaupt außer Studiengebühren, einem Computer, Literatur und Kopierpapier noch so abgesetzt werden kann: Die Kosten für die Studentenbude sind es im Normalfall jedenfalls nicht. Und wer als Student nebenbei jobbt, verringert mit jedem dabei verdienten Euro die Summe, die er später von der Steuer absetzen kann.

Am Ende werden wohl allenfalls diejenigen spürbar profitieren, die besonders hohe Ausbildungskosten haben. Das seien, meint Rechtsprofessor Englisch, vor allem drei Gruppen: wer an einer teuren Privat-Uni studiert, wer – wie die Ärztin – ein Erststudium im Ausland absolviert, oder wer – wie der Pilot – eine spezielle, kostenpflichtige Ausbildung macht.

Doch selbst dann „bringt das gar nicht so wahnsinnig viel“, warnt der Saarbrücker Steuerberater Gerhard Wernet, der nun mit dem Piloten vor dem BFH erfolgreich war. Im Fall seines Mandanten würden von den insgesamt rund 75 000 Euro Ausbildungskosten am Ende wohl nur etwa 15 000 Euro als Steuerersparnis zurückfließen. „Und in den meisten anderen Fällen“, so Wernet, „bezahlt ja immer noch der Staat die Ausbildung.“

Dietmar Hipp, Christian Reiermann, Markus Verbeet

KFOR

„Nicht zu früh abziehen“

Generalmajor Erhard Bühler über die kritische Lage im Kosovo, einen möglichen Abzug der Bundeswehr und die politische Verantwortung der EU

VALDRIN XHEMAJ / DPA

Bühler, 55, ist Generalmajor des Heeres der Bundeswehr. Seit dem 1. September 2010 ist er Oberbefehlshaber der internationalen Schutztruppe Kfor im Kosovo.

SPIEGEL: Herr Bühler, Ende Juli gab es Krawalle an der Grenze zwischen Kosovo und Serbien. Nato-Soldaten standen unter Beschuss. Sind Ihre Leute noch sicher?

Bühler: Die Situation ist nach wie vor angespannt. Solange keine Einigung zwischen Serben und Kosovaren darüber besteht, wer die Grenzen kontrolliert und die Zölle erhebt, werden unsere Soldaten die Grenzübergänge sichern. Mindestens noch bis Ende September. Die Regierung in Belgrad hat sich im Gegenzug bereit erklärt, dafür zu sorgen, dass die serbischen Straßensperren abgebaut werden. Aber offensichtlich braucht man in Belgrad noch etwas Zeit, um diese Vereinbarung bei den Landsleuten im Nord-Kosovo vollständig durchzusetzen.

SPIEGEL: Nord-Kosovo wird von Kriminellen und Schmugglern beherrscht. Hat die Regierung in Belgrad überhaupt Einfluss auf die Serben im Norden?

Bühler: Der Norden des Kosovo ist tatsächlich ein Raum, in dem Recht fast nicht durchgesetzt werden kann. Die Regierung des Kosovo hat keine Kontrolle über die Region. Und auch Belgrad kann die nationalistisch-radikalen Serben im Kosovo nur begrenzt beeinflussen.

SPIEGEL: Sie haben jüngst zwischen Serben und Kosovaren vermittelt. Ihre Aufgabe als Soldat ist das eigentlich nicht. Hätte nicht die EU-Außenbeauftragte Catherine Ashton eingreifen müssen?

Bühler: Kfor war vor Ort und konnte über Nacht eingreifen. Frau Ashton war zu jeder Zeit informiert und eingebunden. Aber das eigentliche Problem bleibt: Wer kontrolliert den Norden des Kosovo? Wer beherrscht die Grenzen und den Zoll? Diese Verhandlungen kann nur die Europäische Union führen.

SPIEGEL: Fünf EU-Mitgliedstaaten erkennen die Unabhängigkeit des Kosovo nicht an. Wie will die EU da verhandeln?

Bühler: Das ist sicher ein Problem. Der unsichere politische Rahmen erschwert die Lösung der Konflikte.

SPIEGEL: Im Norden des Kosovo leben die Serben wie in Serbien. Sie zahlen mit eigener Währung und weigern sich, von Kosovo-Albanern gebackenes Brot zu kaufen. Kann es da überhaupt eine friedliche Lösung geben?

Bühler: Ich war gerade im Süden des Kosovo. Auch dort leben Serben. Aber dort arbeiten die beiden Volksgruppen mittlerweile sehr eng zusammen. Dort lassen sich Serben als Bürgermeister aufstellen, um ihre Interessen durchzusetzen.

SPIEGEL: Wäre die Abspaltung des Nordens eine Lösung?

Bühler: Das ist eine politische Frage, in die ich mich nicht einmischen kann, aber es gibt genügend Politiker, auch in der Europäischen Union, die eine solche Lösung nicht billigen würden.

SPIEGEL: Die Bundeskanzlerin trifft am Dienstag den serbischen Präsidenten in Belgrad. Was erhoffen Sie sich davon?

Bühler: Der Besuch der Kanzlerin wird helfen. Serbien hat großes Interesse daran, die Situation zu beruhigen. Man will die Verhandlungen über den EU-Kandidaten-Status nicht gefährden.

SPIEGEL: Verteidigungsminister Thomas de Maizière hat Sie im März besucht und erklärt, er wolle ein Zeichen setzen, dass Einsätze auch zu Ende gehen können. Hat sich der Minister verrechnet?

Bühler: Nein. Wenn wir die aktuelle Krise meistern, dann können wir nächstes Jahr unsere Truppen weiter reduzieren. Wir dürfen aber nicht zu früh abziehen. Weniger als 2500 Soldaten sollten es dann erst mal nicht werden. Das wäre mit Sicherheit für die Stabilität hier auf dem Balkan nicht förderlich. Interview: Ulrike Demmer

AP

Krawalle im Kosovo: *„Angespannte Situation“*

ER FÄHRT AUFS LAND, UM SPASS ZU HABEN.

Edition Benziner
20.990 €[1]
Preisvorteil:
1.000 €[2]

ER HAT IHN ÜBERALL.

ASX Instyle

EURO NCAP FOR SAFER CARS
www.euroncap.com
★★★★★
TEST 2011

ASX

EXTREM FLEXIBEL UND SPARSAM.
OPTIMALE AUSTATTUNG. GUTES ANGEBOT.

MITSUBISHI MOTORS
Drive@earth

Manche leben erst auf dem passenden Terrain so richtig auf. Der ASX ist da flexibler. Ob in engen städtischen Gassen, auf weiten Landstraßen oder sogar ganz ohne Begrenzungen, der Fahrspaß stimmt einfach immer und überall. So wie der Verbrauch. Denn der ist dank variabler Ventilsteuerung (MIVEC) und automatischem Start-Stopp-System (AS&G) erstaunlich niedrig. Zurzeit: 1.000 €[2] Preisvorteil beim ASX „Edition". Fragen Sie nach den aktuellen Finanzierungsangeboten der MKG Bank für alle Mitsubishi ASX Modelle. Weitere Informationen bei Ihrem Mitsubishi Vertriebspartner oder unter: Infoline 0800 2121888 (kostenfrei).
www.mitsubishi-motors.de

[1] Unverbindliche Preisempfehlung der MITSUBISHI MOTORS Deutschland GmbH ab Importlager, zuzüglich Überführungskosten für den ASX 1.6 MIVEC 2WD Edition ClearTec, 86 kW (117 PS), **Verbrauch kombiniert 5,9 l/100 km (innerorts 7,5 l/außerorts 4,9 l), CO_2-Emission von 135 g/km gemäß Richtlinie RL 80/1268/EWG bzw. VO 715/2007/EWG.** [2] Edition-Preisvorteil gegenüber einem vergleichbar ausgestatteten Serienmodell.
Angebote bei allen teilnehmenden Mitsubishi Vertriebspartnern, gültig bis 30.09.2011.

GESUNDHEIT

„Depressive Stimmung“

Deutsche Kinder leiden laut neuer Studien häufig an psychischen Störungen und Entwicklungsproblemen. Experten halten die veröffentlichten Zahlen für trügerisch und übertrieben.

Hamburg-Volksdorf ist ein Stadtteil mit großem Waldgebiet, verkehrsberuhigten Zonen und gepflegten Vorgärten voller bunter Plastikrutschen und Trampoline. Das Viertel wirkt idyllisch, familienfreundlich und kindgerecht, doch die schlechten Nachrichten über Deutschlands Nachwuchs reißen auch hier nicht ab.

In Volksdorf sitzt die Sprachheilkundlerin Karen Grosstück im Büro ihrer logopädischen Praxis, schenkt stilles Wasser ein und erzählt über Entwicklungen, die man bisher eher aus Problemvierteln zu kennen glaubte. Auch hinter den Fassaden der schmucken Einfamilienhäuser plagten sich viele Kinder mit Wortfindungsschwierigkeiten, phonologischen Schwächen und vielen anderen Entwicklungsstörungen, erklärt die Logopädin. „Und es wird von Jahr zu Jahr schlimmer“, sagt Grosstück, die sich 1992 als erste Sprachtherapeutin in dem Stadtteil niederließ. Jetzt gebe es drei Konkurrenzpraxen, alle seien gut ausgelastet und hätten Wartelisten.

Volksdorf, das Idyll im Hamburger Nordosten, erstaunt und alarmiert gleichermaßen. Denn es steht für ein bundesweites Phänomen: Geht es um die sprachliche Entwicklung, das Verhalten und die psychische Verfassung von Deutschlands Kindern, folgt seit Wochen eine Hiobsbotschaft auf die nächste.

„Therapie statt Spielplatz“, schrieb die Techniker Krankenkasse kürzlich in einer Pressemitteilung. Die Zahl der Kinder, die zum Logopäden gingen, sei laut Heilmittelstatistik innerhalb eines Jahres um 15 Prozent gestiegen – und zwar quer durch alle Schichten. „Jeder dritte Schüler hat Depressionen“, schrieb „Bild“ und bezog sich auf Zahlen von der DAK und der Universität Lüneburg. „Druck macht die Kinder seelisch krank“, meldete das „Hamburger Abendblatt“ auf seiner Internetseite.

Mehr denn je gehörten Angstattacken, hoher Blutdruck und Ohrensausen zum Alltag in den deutschen Kinderzimmern, berichteten Krankenkassen und Ärzte. Burnout treffe nicht nur Lehrer, sondern mittlerweile auch Schüler. Der Nachwuchs wälze sich mit Schlafproblemen im Bett, plage sich mit psychosomatisch bedingten Rückenschmerzen und Neophobie, wie das Dortmunder Forschungsinstitut für Kinderernährung kürzlich spekulierte. Dabei handelt es sich um die Angst vor allem Neuem, also zum Beispiel die Angst vor ungewohnten Gemüse- und Obstsorten.

OGANDO.DE / DER SPIEGEL

Kinderneurologe Hollmann: *Intensive Diagnostik wegen kleinster Abweichungen*

Es sind bedrohliche Botschaften und steile Thesen, die in den vergangenen Monaten über Pressemitteilungen, Zeitungen und TV-Sender verbreitet wurden. Und sie werden auch gierig, fast dankbar, angenommen, von besorgten Müttern und Vätern, von Kindeswohl-Verbänden, von professionellen Apokalyptikern und dem heilenden Gewerbe im weißen Kittel. Nur: Belegen lässt sich derzeit lediglich, dass die Zahl der behandelten Kinder steigt – aber so gut wie gar nicht, dass Deutschlands Nachwuchs von Jahr zu Jahr kränker wird.

Schon „wegen Kleinigkeiten“ würden Kinder heutzutage „einer intensiven Diagnostik unterzogen“ und dann „pathologisiert“, relativiert etwa der Bonner Kinderneurologe Helmut Hollmann. Vieles, was früher dem Bereich des Normalen zugerechnet worden sei, werde heute – wohl in einigen Fällen auch zu Recht – als „behandlungsbedürftige Gesundheitsstörung“ bewertet, berichtet Martin Schlaud, Leiter des Fachgebiets Gesundheit von Kindern und Jugendlichen am bundeseigenen Robert Koch-Institut (RKI). Diese Neubewertung von Symptomen treibt die Statistiken nach oben und verstärkt den Eindruck, dass es den Kindern immer schlechter gehe. Nebenbei dient sie der Pharmaindustrie: Allein die Verordnung von Psycho-Stimulanzien wie Ritalin, das in erster Linie Kindern verabreicht wird, stieg zwischen 2006 und 2009 um 41 Prozent.

Schlauds Team arbeitet in einer Außenstelle des RKI in Berlin-Tempelhof. Weil auch die Bundesregierung das Mysterium des kränkelnden Nachwuchses aufgeklärt haben will, befragt es nun etwa 24 000 Kinder und Jugendliche. Was die Forscher bei dieser Studie erfahren, soll mit Ergebnissen einer Basisuntersuchung aus den Jahren 2003 bis 2006 verglichen werden. Erst danach werden bundesweit gültige Aussagen möglich sein wie: „Immer mehr Kinder haben Kopfschmerzen.“ Bis dahin können sich zum Beispiel Kinderärzte fast nur auf ihren subjektiven Eindruck stützen.

Ulrich Fegeler, Vorstandsmitglied des Berufsverbands der Kinder- und Jugendärzte, betreibt seit über 20 Jahren eine Praxis in Berlin-Spandau. Er erlebe zwar jeden Tag kleine Patienten, die am Nachmittag „nur vor der Glotze“ hingen und deswegen viele körperliche und psychische Probleme entwickelt hätten. Gerade in sozial schwächeren und „anregungsarmen“ Familien liege da einiges im Argen, sagt der Kinderarzt.

Gleichzeitig verschreibe sein Berufsstand heute aber auch viel schneller Rezepte für Heilmittel, oft schon bei kleineren Sprach- und Verhaltensauffällig-

keiten. Grund sei unter anderem, dass manche Eltern „ungeheuren Druck“ ausübten.

So kam es, dass im vergangenen Jahr laut dem Wissenschaftlichen Institut der AOK bundesweit schon 23,4 Prozent der Sechsjährigen an einer Sprachtherapie teilnahmen und 13,5 Prozent einen Ergotherapeuten besuchten. Möglich, dass der Rekord dieses Jahr wieder gebrochen wird. Denn Eltern und Kindergärtnerinnen fahndeten von Jahr zu Jahr genauer nach nur kleinsten Abweichungen, wie Kinderneurologe Hollmann festgestellt hat.

„Mittlerweile reicht es schon“, sagt der Bonner Mediziner, „wenn ein Kind mit drei Jahren keine Männchen zeichnen kann – schon wird der Ergotherapeut konsultiert.“ Ähnliche Sensibilität legten Eltern bei den Sprechfähigkeiten ihrer Kinder an den Tag. Neuerdings führen viele Mütter und Väter Strichlisten, ob ihre Zweijährigen schon 50 Wörter beherrschen und damit die von Sprachheilkundlern postulierte „magische Grenze“ erreichen.

Die zum Teil hysterisch anmutende Beobachtungsarbeit der Eltern wird von Behörden flankiert. Republikweit rücken beispielsweise Lehrer im Rahmen der Sprachstandserhebungen zu den Kitas und Vorschulen aus, um Deutschkenntnisse und Sprachkompetenzen von Vierjährigen zu testen. Das ist mit Blick auf Sprachförderung und die baldige Einschulung gut gemeint, hat aber seine Tücken.

Dummerweise werden dabei auch Kinder, die die Konversation mit den fremden Leuten vom Amt aus Schüchternheit oder Angst verweigern, als auffällig identifiziert und geraten daraufhin in Fördermühlen, in die sie eigentlich gar nicht hineingehören. Eltern in Nordrhein-Westfalen, die sich gegen die Pflichtförderung ihrer Kinder wehren wollten, wurde wegen „Gefährdung des Kindeswohls“ auch schon mal mit dem Jugendamt gedroht.

Neben Sprachproblemen werden Deutschlands Kindern gern auch psychische Leiden angedichtet. So wollte die DAK im April herausgefunden haben, dass bereits fast jedes dritte Kind unter „depressiven Stimmungen“ leide. Das klang dramatisch, zumal Tageszeitungen „depressive Stimmungen“ in „Depressionen“ umdeuteten, was ungefähr so ist, als mache man aus einer leichten Sommergrippe eine schwere Lungenentzündung. Wer sich genauer mit der DAK-Studie beschäftigt, hat aber keinen Grund mehr zur Sorge, sondern eher zur Entwarnung.

MICHAEL PROBST / AP

Grundschüler in Frankfurt am Main: *„Katastrophale Entwicklungen herbeigeredet“*

Die 5840 Schüler zwischen 11 und 18 Jahren, die von der DAK und der Lüneburger Leuphana-Universität befragt wurden, gerieten allzu schnell in die Kategorie depressionsanfällig. Auf die Frage, ob sie oft „einfach nichts tun“ wollten oder sich unverstanden fühlen, mussten sie dazu lediglich ein Kreuzchen neben der Antwortmöglichkeit „stimmt eher“ machen. Da scheint es fast verwunderlich, dass dies nur jeder dritte Schüler tat. Denn derlei Gefühle seien völlig normal für pubertierende Jugendliche, sagt Mediziner Hollmann.

Ähnlich leicht war es für Jugendliche kürzlich bei Studien in Bayern und Nordrhein-Westfalen, als kopfschmerzgeplagt oder Cyber-Mobbing-Opfer identifiziert zu werden. Es reichte, einmal im Monat Kopfschmerzen oder mindestens eine SMS mit beleidigendem Inhalt bekommen zu haben. Das traf beim Cyber-Mobbing auf 32 Prozent aller befragten Mädchen und Jungen zu, bei den Kopfschmerzen gar auf 80 Prozent.

„So werden fälschlicherweise katastrophale Entwicklungen herbeigeredet“, klagt Joachim Walter, Leiter der Kinder- und Jugendpsychiatrie am Hamburger Krankenhaus Wilhelmstift. Der Mediziner mahnt zur Besonnenheit: Dass heute deutlich mehr Minderjährige wegen psychischer Probleme stationär behandelt würden als noch vor einigen Jahren und dadurch viel effektiver therapiert werden könnten, sei in Wahrheit doch „eher ein glücklicher Umstand als ein Anlass zur Sorge“. Er belege, dass Eltern immer sensibler würden – unter anderem in Folge des Falls Robert Enke. Der Fußball-Nationaltorwart nahm sich 2009 wegen seiner Depressionen das Leben.

In der öffentlichen Diskussion wird die wachsende Zahl der Krankenhauspatienten gern auf Lebensumstände wie Armut oder Trennung der Eltern zurückgeführt. Zudem litten Kinder offenbar unter steigendem Leistungsdruck und dem Turbo-Abi, mutmaßte die Techniker Krankenkasse kürzlich. Eine These, die allerdings durch eine Studie der Ludwig-Maximilians-Universität ins Wanken gerät.

Die Forscher hatten insgesamt 1260 Gymnasiasten nach Kopfschmerzen, Stresssymptomen und anderen Beschwerden befragt. Ergebnis: Der Gesundheitszustand von Schülern, die das Abitur nach acht Jahren machen müssen, unterscheidet sich praktisch gar nicht von dem jener Kinder und Jugendlichen, die ein Jahr länger Zeit dafür haben.

Am Ende der Umfrageauswertung standen die Wissenschaftler vor einem Rätsel: „Statistisch signifikante Unterschiede“ stellten sie nur bei Schluckbeschwerden fest.

Guido Kleinhubbert

KRIMINALITÄT

„Irgendwann gibt es Tote“

In Berlin und Hamburg verbreiten Autobrandstifter Angst und Schrecken. In der Hansestadt testet die Polizei eine neue Strategie: Verdächtige Jugendliche aus dem Rapper-Milieu werden von Zivilfahndern unter Druck gesetzt. *Von Bruno Schrep*

Der junge Mann, durch Klingeln und lautes Klopfen wach geworden, kommt barfuß und im Bademantel an die Wohnungstür. „Können wir reinkommen?“, fragt Oberkommissarin Christine O. und zeigt ihren Dienstausweis. „Bei mir sieht es schrecklich aus“, entgegnet der 23-Jährige verschlafen, macht nur zögernd Platz. „Stört uns überhaupt nicht“, versichert Oberkommissar Kai K., der zweite Zivilbeamte, und tritt ein. Er wirft einen Blick in die winzige Küche, in der Spüle stapelt sich schmutziges Geschirr.

Der Dialog um die Mittagszeit dauert nur wenige Minuten. „Sie wissen ja, es gibt viele Autobrandstiftungen“, beginnt Christine O. „Ja, und?“ „Das ist nicht nur Sachbeschädigung, das ist ein Verbrechenstatbestand.“ „Ja, und?“ „Da gibt es keine Bewährung, da gibt es Knast.“

Unsicher guckt der junge Mann von einem zum andern. „Und warum erzählen Sie mir das?“, fragt er verwundert. Christine O. zieht ein Protokoll hervor: „Sie wurden doch kürzlich nachts angehalten, oder?“ „Ja, ich musste meinen Ausweis zeigen, das war alles.“ „Weshalb sind Sie denn so spät noch unterwegs?“ „Ich bin Koch, ich arbeite oft bis nach Mitternacht.“ „Wo?“, will die Kommissarin wissen. „In einem Restaurant in Poppenbüttel.“

Auf dem Rückweg zum Dienstwagen sind sich die Beamten einig. „Nee, der ist harmlos, der zündelt nicht“, urteilt Kai K., „wer ist der Nächste?“ Der sei ein ganz anderes Kaliber, sagt Christine O., liest aus einem Papier vor. „Hat dreimal Keller angesteckt, war in Drogengeschäfte verwickelt, ist vorbestraft wegen Körperverletzung und Graffiti-Schmierereien.“

Christine O. und Kai K. sind Polizisten in spezieller Mission. Sie gehören zur Abteilung Jugendschutz, verstehen sich nicht nur als Fahnder, sondern auch als Sozialarbeiter. Sie sollen Heranwachsende und Jugendliche durch Besuche und Gespräche davon abhalten, ein schweres Verbrechen zu begehen.

Die 44-jährige O., die früher in den Rotlichtgassen von St. Georg Dienst schob, und der 50-jährige K., der ehemals im Uno-Auftrag Polizisten ausbildete, zählen zu den letzten Hoffnungen der Hamburger Polizei, ein unheimliches Phänomen in den Griff zu bekommen: die Serie verheerender Brandanschläge auf parkende Autos. Seit 2004 sind im Stadtgebiet über 1400 Fahrzeuge in Flammen aufgegangen.

Allein im laufenden Jahr zählten die Ermittler bis Mitte August über 330 verbrannte Autos.

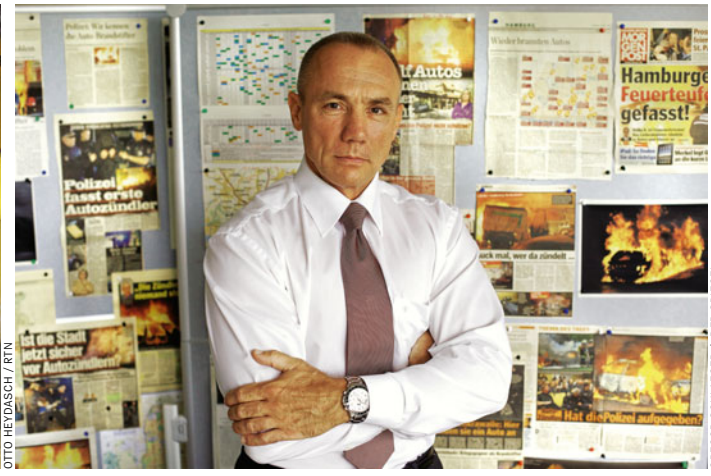
Wie sehr der Feuerterror eine ganze Stadt in Angst und Schrecken versetzen kann, ist seit Tagen auch wieder in Berlin zu beobachten. Dort brannten über 60 Autos, betroffen waren auch traditionell bürgerliche Stadtteile wie Charlottenburg und Zehlendorf. Selbst der Einsatz von Polizeihubschraubern mit Wärmebildkameras konnte das nächtliche Inferno nicht verhindern.

Prompt sind die heimtückischen Anschläge zum Politikum geworden, selbst Kanzlerin Angela Merkel schaltete sich in die Debatte ein mit ihrer Sorge, dass Menschenleben „kaltblütig aufs Spiel gesetzt“ würden. Während Berlins Gute-Laune-Bürgermeister Klaus Wowereit (SPD) mehr oder weniger hilflos die Bürger zu mehr Wachsamkeit aufrief, wollen die bislang um ein zugkräftiges Wahlkampfthema verlegenen Oppositionsparteien CDU und FDP vor dem Urnengang im September nun aufrüttelnde Bilder von brennenden Autos plakatieren. Motto: „Damit Berlin nicht London wird.“

Lange konzentrierten sich die Anschläge in der Hauptstadt auf hochpreisige Karossen; sie galten als Mittel in einem ideologischen Kampf um begehrte Wohnquartiere und wurden überwiegend der linksradikalen Szene zugerechnet. Inzwischen scheinen die Berliner Delikte indes kaum noch anders als die in Hamburg, wo es schlicht jeden Bürger treffen kann: die Eigentümer von teuren Sportcoupés in der City ebenso wie die Besitzer von Kleinwagen und biederen Familienkutschen in Reihenhaussiedlungen am Stadtrand. Sogar Motorräder und Vespas sind vor dem Vandalismus nicht mehr sicher.

„Ich habe einfach Wut“, sagt ein Kaufmann aus dem Stadtteil Eppendorf, nachdem sein Auto in einer engen Wohnstra-

OTTO HEYDASCH / RTN



GREGOR SCHLAEGER / DER SPIEGEL

Brandstifter W. bei der Festnahme, Fahndungschef Lohmeyer: *Einer der größten Polizeieinsätze in der Hamburger Geschichte*

ACTION PRESS

Brennendes Auto in Hamburg: *„Ich hasse diesen Staat, ich scheiß auf die Gesellschaft“*

ße abgefackelt wurde, zusammen mit fünf anderen Wagen. Wut auf die Zündler, von denen wie fast immer jede Spur fehlt. Wut aber auch auf den Staat, der sein Eigentum nicht schützen konnte.

Als der BMW-Besitzer, geweckt durch den Krach berstender Reifen, vom dritten Stock auf sein Cabrio hinunterblickte, brannte der Radkasten. Als er unten ankam, hatte der Motorraum Feuer gefangen. Seinen Versuch, Wertsachen aus dem Wageninnern zu retten, verhinderten Polizeibeamte, wegen Explosionsgefahr.

Eigentlich ein überzeugter Liberaler, der immer eine maßvolle Strafjustiz befürwortete, hat der Kaufmann jetzt seine Meinung geändert. Für Brandstifter fordert er statt fünf Monaten mit Bewährung „mindestens fünf Jahre“.

Tatsächlich hätte auch in seinem Fall viel mehr passieren können. Weil ein Straßenbaum Feuer fing, leckten die Flammen bis an die Fenster im zweiten Stock. Die Hitze war so groß, dass die Freundin des Kaufmanns schon nicht mehr durchs Treppenhaus kam.

So geraten bei den Anschlägen immer wieder Menschen in Lebensgefahr. Mal atmen Anwohner und Retter ätzende Gase ein wie Ende Mai im Stadtteil Eimsbüttel, ein Ehepaar und drei Polizisten erlitten schwerste Rauchvergiftungen. Mal greifen die Flammen auf ein Wohnhaus über wie Anfang Juli im Stadtteil Lokstedt, die Mieter mussten sich in Schlafanzügen vor dem Feuer retten.

„Irgendwann gibt es Tote“, fürchtet Andreas Lohmeyer, 49, Leiter der Abteilung Verbrechensbekämpfung. Der Kriminaldirektor steht unter enormem Druck. Die unlösbare Aufgabe, ein 4000 Kilometer langes Straßennetz mit rund 720 000 zugelassenen Autos vor Vandalismus zu bewahren, setzt ihm täglich mehr zu.

Lohmeyer ist mitverantwortlich für einen der größten Polizeieinsätze in der Hamburger Geschichte. Beim Kampf gegen die Brandstifter sind schon jetzt mehr Beamte eingesetzt worden als seinerzeit bei der Fahndung nach RAF-Terroristen und bei den Krawallen um die Hafenstraßenhäuser zusammen. Entsprechend hoch sind die Kosten.

Doch Erfolge blieben sogar aus, als vor Jahresfrist die eigens gegründete Sonderkommission „Florian“ jede Nacht bis zu 200 Polizisten in Uniform oder in Zivil auf die Straßen schickte, als Hubschrauber über der City kreisten und ganze Stadtteile nach Feuerteufeln durchkämmt wurden. Selbst in der Nacht vor der Innenministerkonferenz verbrannten zehn Autos.

Die ohnehin angeschlagene schwarzgrüne Koalition unter Ole von Beust stand blamiert da, der damalige SPD-Innenexperte Andreas Dressel spottete über „Brachial-Rhetorik und Aktionismus“. Inzwischen klingt Dressel, seit der Bürgerschaftswahl Fraktionschef der jetzt allein herrschenden Sozialdemokraten, deutlich vorsichtiger. Denn die nächtlichen Brände bedrohen nun auch das Image der neuen Regierung von Bürgermeister Olaf Scholz. Das Problem, räumt Dressel kleinlaut ein, sei nicht „per Fingerschnippen“ zu lösen.

Aber wie?

Den Durchbruch soll nun eine neue Strategie bringen, im Fachjargon heißt sie „Gefährderansprache“. Die Devise der Polizei: Wenn wir die Brandstifter schon nicht auf frischer Tat ertappen, dann rücken wir wenigstens jenen auf die Pelle, die wir für verdächtig halten. „Wir wollen ein Signal setzen“, erklärt dazu Reinhard Chedor, Chef des Hamburger Landeskriminalamts. „Unsere Botschaft lautet: Wir haben euch auf dem Schirm, Freunde, seht euch vor. Wir beobachten euch ganz genau.“

So klappern nun Beamte der „Gruppe Brand“ – neben Christine O. und Kai K. 20 weitere polizeiliche Jugendschützer – in Zweierteams Hunderte Adressen in der Millionenstadt Hamburg ab. Sie mahnen, warnen, schreiben Berichte. Sie sollen den Jugendlichen in ihrer Sprache begegnen, sich aber nicht anbiedern; locker, aber nicht zu kumpelhaft wirken – eine Gratwanderung.

Ins Visier geraten sind nicht nur jene rund 6000 Personen, deren Daten während der nächtlichen Razzien im Vorjahr notiert wurden. Geklingelt wird auch bei Verdächtigen, die bereits wegen typischer Jugendverfehlungen aufgefallen sind: als Graffiti-Sprayer, als Haschisch-Konsu-

TIM BRAKEMEIER / DPA

Ausgebranntes Autowrack, beschädigte Autos in Berlin*: *Wahlkampfthema Feuerterror*

menten, als Schläger, als Mitglieder von gewalttätigen Straßengangs.

Kommissarin O. und ihr Begleiter K. kommen meist unangemeldet, stehen deshalb oft vor verschlossener Tür. An diesem Dienstagnachmittag wird ihnen noch dreimal geöffnet.

„Dem trau ich nicht“, sagt Oberkommissar K. nach dem Besuch bei Timo, „wenn es da in der Nähe brennt, gehen wir wieder hin.“ Der 21-Jährige bestreitet im Beisein seines Vaters zwar jegliche Beteiligung an Brandstiftungen. Doch auf Fragen nach seiner Clique schweigt er, und auf Vorhaltungen wegen seiner Vergangenheit winkt er ab: „Ist doch schon ewig her.“

Müllcontainer ließ Timo damals in Flammen aufgehen, einmal gab es eine Explosion, auch eine Verurteilung wegen Betrugs ist aktenkundig, dazu zwei Verfahren wegen Körperverletzung. „Und er kann einem nicht in die Augen sehen“, sagt Christine O., sie hat ebenfalls ein ungutes Gefühl.

Auch Cedrik, Ohrringe, Drei-Tage-Bart, nicht wirklich wach, weist jeden Verdacht weit von sich. Er sitzt auf dem Sofa im elterlichen Wohnzimmer, deutet zur Straße: „Wir haben selbst drei Autos, da müsste ich ja verrückt sein.“ „Aber Sie kennen doch eine Menge Leute“, bohrt Kommissarin O. nach einem Blick in Cedriks Akte weiter, „da sind doch viele schräge Typen drunter.“ Antwort: „Aber so schräg nicht.“ „Immerhin gibt es 20 000 Euro Belohnung“, lockt die Beamtin, „wir sind auf Ihre Hilfe angewiesen, verstehen Sie.“ „Ich kann Ihnen nicht helfen.“

Marcel, 17, ist auskunftsfreudiger. Der Junge, der bei Pflegeeltern lebt, schon einiges ausgefressen hat, fürchtet sich seit einem schweren Grillunfall vor Feuer, überlebte nur dank mehrerer Hautverpflanzungen. Für die Flammenleger in seinem Stadtteil, von denen er angeblich einige kennt, hat er kein Verständnis. Wie viele das denn seien, wollen die Beamten wissen. Ungefähr 15, eine Gruppe. Wie alt? Zwischen 19 und 22. Treffpunkt? Auf dem großen Abenteuerspielplatz.

Nur Namen, die will Marcel nicht herausrücken. Ob er sie wirklich nicht weiß oder Angst vor Rache hat, bleibt offen. Seine Aussagen stützen die Theorie der Hamburger Kriminologin Ingeborg Legge, 56. Ihr zufolge rekrutieren sich viele Brandstifter aus sogenannten erlebnisorientierten Gruppen, losen Zusammenschlüssen von jungen Männern mit ein paar Gemeinsamkeiten: einer aggressiven Grundhaltung zum Staat, viel zu viel Kraft, Unzufriedenheit mit der eigenen Situation und einem vagen Zorn, der sich wahlweise gegen sich selbst oder irgendetwas Außenstehendes richtet, etwa gegen Autos. Mädchen oder junge Frauen sind fast nie dabei.

Große Anziehungskraft auf solche Jugendlichen haben laut der Kriminologin rund zehn Rapper-Gangs mit Namen wie RGK (Reisegruppe Kiez), NSK (North Street Klan) oder 187 (die Nummer des kalifornischen Mordparagrafen), die in einzelnen Stadtteilen auffällig geworden sind. In der Rapper-Szene weitverbreitete Video-Clips von brennenden Autos und von Wutliedern („Ich hasse diesen Staat, ich scheiß auf die Gesellschaft“) stützen ihren Verdacht.

Anhand eines riesigen Stadtplans von Hamburg demonstriert die Wissenschaftlerin, wie oft es wann und wo gebrannt hat, welche Gruppen dort jeweils aktiv sind, welche Mitglieder mit welchen Vorstrafen dort wohnen oder zugezogen sind: „Zu denen müssen wir hin.“

* In einer Verwahrstelle für Kraftfahrzeuge der Polizei.

Auffallend dabei: Angehörige linksextremer Gruppen zählen im Gegensatz zu Berlin kaum noch dazu. In der autonomen Szene, von der die Zündeleien einst ausgingen, in der das Abfackeln von teuren Luxusautos als Teil des Klassenkampfs gefeiert wurde, sind die Aktionen inzwischen umstritten. Nur 31 der 297 Hamburger Autobrände des vergangenen Jahres gingen laut Polizei auf das Konto von Linksradikalen.

Für ein paar Wochen war es zuletzt ruhiger auf den Hamburger Straßen – eine Folge und ein Erfolg der Gefährderansprachen der „Gruppe Brand“? Bis vorigen Dienstag schien der Durchbruch gelungen, dann fackelten Unbekannte in einer Nacht drei Autos ab.

Unklar bleiben die Motive. Handelt es sich um pure Zerstörungswut? Um Sozialneid? Um Mutproben, um sich in der Gang hervorzutun? Um eine Demonstration von Macht, die man im richtigen Leben nicht besitzt?

Weil meist Grillanzünder benutzt werden, bis zum Ausbruch des Feuers rund zehn Minuten vergehen, gelingt fast immer die Flucht – eine der Hauptursachen für die miese Aufklärungsquote. Selbst wer sich mit Grillanzündern in der Tasche und rußigen Händen in der Nähe eines Feuers erwischen ließ, hatte in der Vergangenheit gute Chancen, ohne Folgen davonzukommen: Das Argument, man komme gerade vom Grillen, konnte häufig nicht widerlegt werden.

Handelt es sich um pure Zerstörungswut, um Sozialneid oder um Mutproben innerhalb der Gang?

Wird wirklich mal ein Brandstifter gefasst, wie kürzlich in Berlin, muss er nicht zwangsläufig in den Knast. Obwohl der Mann beim Zündeln fotografiert worden war, bekam er Bewährung und muss nur 300 Sozialstunden ableisten. Der Grund für das milde Urteil: Das Feuer am Kühlergrill ging von selbst aus, der Schaden blieb unter 100 Euro.

Martin W. gehört zu den wenigen, die in Hamburg vor Gericht landeten. Er ist aufgewachsen in einer Rotklinkersiedlung im Norden der Stadt. Die Eltern: brave Leute, aber mit der Erziehung von drei pubertierenden Söhnen heillos überfordert. Martin W. selbst: ein großer, kräftiger Junge von 20 Jahren, der gern Kapuzenshirts trägt, zu viel kifft und zu viel trinkt und noch nicht kapiert hat, was ihm nutzt und was ihm schadet.

Die Gesamtschule hat er ohne Abschluss verlassen, „echt keine Lust mehr“, eine Tischlerausbildung nach einem halben Jahr geschmissen, „faulenzen war

ist, wenn du einfach mehr bekommst.

2,5 % Zinsen + 50 € Gutschrift

Für das erste Extra-Konto:

- 2,5 % Zinsen p. a.
- Jetzt für 6 Monate ab Kontoeröffnung – anschließend gilt der jeweils aktuelle Extra-Konto Zins
- Kostenlos und täglich verfügbar
- Bis 15.12.2011: 50 € Gutschrift ab 5.000 € Starteinlage

Jetzt direkt eröffnen!

069/50 60 30 40
www.ing-diba.de

ING DiBa
Die Bank und Du

lustiger“. Häufiger Drogenkonsum führt immer wieder zu Zoff mit den Eltern, Prügeleien im Suff zu Anzeigen und Ärger mit der Polizei. Nachts ist der 20-Jährige häufig mit Freunden unterwegs, tagsüber schläft er bis gegen Mittag, danach schraubt er meist an seinen zwei Motorrollern. Wegen seiner Drogensucht ist er seit vielen Monaten krankgeschrieben.

In Anwesenheit von Vater und Mutter, im Gesicht noch Schrammen von einer Schlägerei am Vorabend, erzählt er freimütig seine Geschichte; wie er und seine Kumpel Christopher und André an einem Septembersamstag 2010 nach sechs, sieben Bier, Wodka und ein paar Haschisch-Zigaretten zum Schanzenfest ins gleichnamige Viertel zogen. Dort gebe es, spekulierten sie, bestimmt spannende Randale wie jedes Jahr.

Als die ersten Steine und Flaschen gegen Polizisten fliegen, werfen die drei spontan mit, vorneweg Martin W., der zwar völlig unpolitisch ist, aber Schupos nicht leiden kann. Kumpel Christopher wird festgenommen, die anderen ziehen weiter. Beim gemeinsamen Bau von Barrikaden gegen Wasserwerfer schließen Martin W. und André Freundschaft mit Tom und Kai, einem Brüderpaar mit Ideen. Wie es denn wäre, ein paar Autos zu verbrennen? Cool.

Ein Mercedes-Benz geht in einer Nebenstraße in Flammen auf, Neuwert 50 000 Euro, ein BMW kann gerade noch gelöscht werden. „Warum macht ihr das?“, schreit ein Anwohner vom Balkon. „Weil es uns Spaß macht!“, brüllt der kahlköpfige Tom zurück.

Wer zündelt und wer nur zuguckt, wird nie genau geklärt. Martin W. versucht vergeblich, ein Cabrio und einen Motorroller anzuzünden, sein Feuerzeug funktioniert nicht richtig. Erfolg hat er lediglich bei einem Papierkorb.

Was er sich dabei gedacht habe? Na ja, dieses Steinewerfen auf die Bullen sei ja „ganz amüsant“ gewesen, mal was anderes. Und die Zündelei? Irgendwie „ganz witzig“, doch, doch. Witzig? Okay, vielleicht nicht das richtige Wort, was Verbotenes halt, es sei ja auch nur einmal gewesen.

Während die drei Mittäter vom Jugendgericht zu Freiheitsstrafen mit und ohne Bewährung verurteilt werden, kommt Martin W. mit Arbeitsauflagen und ein paar Weisungen davon. Das Urteil ist noch nicht rechtskräftig.

Ob der 20-Jährige die Drogentherapie durchsteht, die er vor kurzem begonnen hat, ob er tatsächlich, wie er den Eltern versprochen hat, die Tischlerlehre wieder aufnimmt, ist offen. Ziemlich sicher scheint jedoch, dass er schon bald mit einem Besuch der Kontaktkommissare Christine O. und Kai K. rechnen muss: Als überführter Zündler steht er ganz oben auf der Gefährderliste.

TIM RIEDIGER / DAPD

Gescheiterter CDU-Chef Boetticher, Landesgeschäftsführer Günther: *Tratsch und Tränen*

SCHLESWIG-HOLSTEIN

Starkes Gift

Mit der Lolita-Affäre ruiniert CDU-Chef Boetticher seine Karriere. Der Spitzenmann operierte ohne politischen Instinkt. Und in der Partei zirkulieren Intrigengerüchte.

Einmal regierte hier im hohen Norden ein Ministerpräsident, der gab allen sein Ehrenwort, „ich wiederhole … mein Ehrenwort“, und als die Ehre fort war, fand man ihn tot in einer Badewanne. Später kam eine Ministerpräsidentin, die wollte wiedergewählt werden, sie trat einmal an, zweimal, dreimal, bis zur völligen Selbsterniedrigung, aber erst nach dem vierten Mal ohne ausreichende Mehrheit mochte sie endlich einsehen, dass ihre Karriere ruiniert war, durch einen heimlichen Abweichler in den eigenen Reihen.

Und dieses Mal also die große, junge Hoffnung der Landes-CDU, Christian von Boetticher. Der sich in ein Mädchen aus dem Internet verliebte, das erst 15 war. Eine Sexaffäre mit ihr begann, nur Tage nachdem sie 16 geworden war. Und der, inzwischen Anwärter auf das Amt des Ministerpräsidenten, allen Ernstes glaubte, dass so etwas nicht herauskommen würde. Er hat darauf sogar noch beharrt, als der Tratsch schon durch den ganzen Landesverband ging.

Irgendetwas muss in Schleswig-Holstein also in der gesalzenen Luft liegen, dass regelmäßig Spitzenpolitiker jeden Instinkt verlieren. Ein starkes Gift, gemischt aus zwei Zutaten – persönlichem Irrsinn, parteipolitischer Intrige – und mit der Wirkung, dass sie nicht einfach nur ihr Amt verlieren, sondern auch gleich noch ihr Ansehen. Denn in diesem Land gehen politische Karrieren bevorzugt so zu Ende, dass der Fürst offenen Auges seinem Untergang entgegenstrebt, unter Verlust seiner Würde, und das alles so unaufhaltsam, wie es sonst nur in Shakespeare-Dramen geschieht.

Wer sich nun auf eine Spurensuche macht, wie es so weit kommen konnte, durch die vergangenen Monate bis zum Tränen-Rücktritt vom Landesvorsitz am vorvergangenen Wochenende, begegnet immer wieder den beiden Hauptmotiven der schleswig-holsteinischen Landespolitik: einerseits einem Spitzenmann, der sich als politischer Blindgänger entpuppte. Der bis zuletzt kein rechtes Gefühl für die Brisanz dieser Affäre hatte. Und andererseits einem ganzen Bündel von Intrigengerüchten. Geflüster, wer die Hinweise auf Boettichers Amour fou in der Partei gestreut hatte, um ihn möglicherweise zu stürzen.

Das Mädchen und der Politiker: Die junge Frau aus einer rheinischen Kleinstadt, die hier Lara genannt werden soll, gehört zu jener Generation Facebook, für die es selbstverständlich geworden ist, Fremde mit einem Mausklick zu Freunden zu machen. Die meisten haben sich nie gesehen, aber auch die Gymnasiastin

CARSTEN REHDER / PICTURE ALLIANCE / DPA

Ministerpräsident Carstensen*: *Das wird nicht gutgehen, tu etwas*

chattete mit ihren Facebook-Freunden so vertraut, als säße man jeden Tag nebeneinander auf der Schulbank. Lara, so schätzt es einer, der mit ihr im Netz plauderte, hatte mehrere tausend Facebook-Kontakte, darunter angeblich Hunderte aus der JU, der Jungen Union.

Ihre heute noch für alle zugänglichen Kommentare, nun aber ohne Foto, unter anderem Namen, verraten ein starkes Interesse an Politik, eine Vorliebe für die CDU. Und wer sie näher kennenlernte, wunderte sich, wie sicher und selbstsicher sie mit ihren 15 Jahren argumentierte.

Ein heller Kopf also. Doch so wie der Boetticher unter einem blinden Fleck litt, wenn es darum ging, was man besser tut und was besser lässt, neigte auch Lara zu Aussetzern. Boetticher befremdete dann sein Landesvolk, das ja vor allem ein Landvolk ist, mit dem Hinweis im Internet, dass er einen exquisiten „Fuligni Brunello di Montalcino 2004 mit 95 Punkten von Parker“ goutiert. Oder dass er auf Sylt beim Polo weilt. Lara aber leistete sich offenbar eine Dummheit, die Boetticher nicht nur Renommee, sondern nun auch die Karriere gekostet hat.

Boetticher, auch einer dieser Web-2.0-Junkies, soll irgendwann damit angefangen haben, Laras Einträge auf ihrer Facebook-Pinnwand zu kommentieren. Lara war für ihn das Mädchen mit den übermütig-frechen Notizen, und Boetticher, Fraktionschef im schleswig-holsteinischen Landtag, frotzelte zurück. Der Ton wurde kumpelhafter, vertrauter, der Kontakt enger, häufiger; irgendwann war es „schlichtweg Liebe“, wie Boetticher in seiner Rücktrittserklärung sagte.

Am 19. Februar 2010 soll es zum ersten Treffen in einem Düsseldorfer Hotel gekommen sein, da war Boetticher 39 Jahre alt und Lara neun Tage zuvor 16 geworden – das Alter, in dem Sex zwischen einem erwachsenen Mann und einer Jugendlichen in der Regel nicht mehr strafbar ist. Die Liaison zog sich über Monate, man traf sich, ging händchenhaltend durch Hamburg, auch Laras Familie wusste Bescheid. Boetticher habe stundenlang mit ihren Eltern geredet, sagte Lara kürzlich einem Vertrauten. Dann aber bekam die Karriere des CDU-Mannes einen unerwarteten Schub, und selbst ihm wurde wohl klar, dass diese Liebe nicht passte.

Denn der amtsmüde Ministerpräsident Peter Harry Carstensen wollte seinen Nachfolger selbst bestimmen, damit der notorisch intrigante Landesverband sich bei der Kandidatensuche nicht zerfleischt. Seine Wahl: Boetticher, der im September zum Landeschef aufstieg. In jenem September hatte der Politiker schon Schluss gemacht mit Lara. In Las Vegas heiratete er stattdessen kurz danach seine langjährige Gefährtin Anna Christina Hinze, hielt die Ehe jedoch geheim und ließ sie in Deutschland nicht standesamtlich eintragen. Warum? Privatsache.

Schon Ende Februar erreichten die Gerüchte über die Affäre den Landesvorstand.

Seine Hoffnung aber, dass die Lolita-Episode für ihn erledigt sei, trog. Denn seine Pinnwandkommentare, die ungewöhnliche Nähe zu einer Schülerin, waren auch anderen aufgefallen. Ein JU-Mitglied aus Plön hatte sich Mitte 2010 bei Lara gemeldet: ob sie ihn nicht als Freund bei Facebook bestätigen wolle. Er soll gefragt haben, ob sie mit Boetticher verwandt sei. Bald gehörte der JU'ler zu ihren engsten Kontakten. Sie verriet ihm zwar offenbar nichts über die Beziehung zu Boetticher, so lange sie lief. Aber das änderte sich, als dem Aufsteiger die Karriere wichtiger wurde als die Liebe.

Ein Freund erzählt, Lara habe das Ende der Romanze als schweren Schlag erlebt, sich von Boetticher preisgegeben gefühlt, alleingelassen. Jetzt brauchte sie jemanden zum Reden: den Mann aus Plön. Einen Menschen, den sie noch nie getroffen hatte, von dem sie aber inzwischen glaubte, dass er sie wie kaum ein anderer kannte. Ein Facebook-Freund eben.

Er bekommt im Herbst 2010 die Mails, die Boetticher ihr geschrieben hat, mehrere hundert. Damit sind sie in der Welt, eine Dummheit – oder doch, aus einem Impuls heraus, die Rache eines verletzten Mädchens? Der JU'ler teilte dem SPIEGEL nur mit, dass er „keine Veranlassung“ sehe, Fragen zu beantworten, in der CDU galt er zwischenzeitlich als „abgetaucht“. Auch Lara wollte mit dem SPIEGEL nicht sprechen.

Angeblich war der Jungpolitiker neben Lara und Boetticher damit der Einzige, der schon im vergangenen Jahr den Mail-Bestand kannte. Aber es dauerte nicht lange, bis Gerüchte über die Lolita-Liebe in der Jungen Union hochzüngelten.

Schon Ende Februar erreichten sie den Landesgeschäftsführer Daniel Günther. Ein JU-Mitglied sprach ihn am Rand einer Landtagssitzung an, ob er wisse, dass Boetticher ein Verhältnis mit einer Minderjährigen habe; die beiden seien sogar zusammen in Hamburg unterwegs gewesen.

Günther gilt nicht gerade als Freund Boettichers, außerdem kommt er aus

* Bei der Begehung einer Yacht in der Nobiskrug-Werft in Rendsburg am 20. September 2010.

Eckernförde, dem Heimatort von Jost de Jager, der nun von Boettichers Sturz profitiert, ihn als Spitzenkandidaten und Landeschef beerben soll. In einer Landespartei, in der viele vielen vieles zutrauen, führt das heute zum Verdacht, er könnte die Mails durchgesteckt haben. Aber genau das Gegenteil passierte offenbar. Günther wollte der Sache nach eigenen Angaben nicht nachgehen, nicht ohne klaren Beweis. Er habe keine Mails gesehen, sagt er heute, habe weder nachgeforscht oder nachforschen lassen und Boetticher auch nicht zur Rede gestellt – gerade um sein Verhältnis zu seinem Vorgesetzten nicht zu belasten.

Das Gleiche bei der FDP: Schon im Dezember 2010 hatte sich ein junger Mann bei Fraktionschef Wolfgang Kubicki gemeldet. Er will von seinem Freund, eben jenem JU-Mann aus Plön, eingeweiht worden sein: über das Boetticher-Verhältnis, über die Mails. Doch Kubicki sagt: „Das waren Gerüchte, und Gerüchte transportiere ich nicht. Außerdem geht mich Boettichers Intimleben nichts an.“ Nachforschungen über die privaten Vorlieben von Politikern gelten in Schleswig-Holstein seit der Barschel-Affäre als Anlauf zum politischen Selbstmord.

So konnte sich Boetticher im Mai zum gefeierten Spitzenkandidaten küren lassen. Ende Juni allerdings fragten Journalisten bei zwei CDU-Politikern an, was an einem Verhältnis zwischen Boetticher und einer Minderjährigen dran sei. Am 13. Juli erfuhr Ministerpräsident Carstensen von der Geschichte. Er bestreitet zwar, je Mails Boettichers an Lara gesehen zu haben, aber ein Vertrauter sagt, Carstensen habe gewusst, was darin stand. Es gab demnach Mails, in denen Boetticher über FDP-Vormann Kubicki herzog, den Koalitionsverbündeten. Und sogar über Carstensen selbst. Dazu noch jede Menge Interna aus Koalitionsrunden und Kabinett. Alles brühwarm verschickt an eine 16-Jährige.

Am 19. Juli stellte Carstensen seinen Ziehsohn zur Rede, der gab die Beziehung bei einem Rückruf Tage später zu. Trotzdem war es der Beginn einer Verleugnung – nicht der Tatsachen, aber der Folgen: Boetticher glaubte, die Angelegenheit lasse sich noch geheim halten. Er hatte sich mit einem Medienanwalt beraten. Niemand werde sich trauen, so eine Geschichte zu bringen.

Carstensen zauderte, so wie meistens, wenn er eine harte Entscheidung fällen muss: Er selbst hatte schließlich Boetticher durchgesetzt, gegen starke Widerstände. Nun machte er Boetticher zwar klar, er könne nicht mehr sein Nachfolger werden, aber die Tage flossen dahin. Am 9. August rief Carstensen dann Kanzlerin Angela Merkel an; sie sei besorgt und nicht amüsiert gewesen, sagte Carstensen nach dem Rücktritt. Am 10. August wussten auch zwei Mitglieder der parteiinternen Wahlkampfkommission von der Affäre, wandten sich an Carstensen. Tenor: Das wird nicht gutgehen, tu etwas. Günther, der Landesgeschäftsführer, forderte eine Entscheidung vor der Stallwachenparty der Fraktion am Donnerstag vor zwei Wochen, doch wieder traute sich keiner, Boetticher zu zwingen.

MORRIS MAC MATZEN / REUTERS

Designierter Spitzenkandidat de Jager
Viele trauen vielen vieles zu

Auf der Party war die Affäre dann Flüsterthema Nummer eins. Am Tag danach schien jeder in der Landesszene davon gehört zu haben. Der geschäftsführende Vorstand, von Günther alarmiert, verlangte nun ein Treffen, am Samstag oder Sonntag. Boetticher stimmte zu. Allerdings dürfe nichts an die Öffentlichkeit kommen, sonst werde es schwierig im Wahlkampf. Glaubte er immer noch, Spitzenkandidat bleiben zu können? Und schloss damit erst ab, als am Samstagabend und Sonntag mehrere Zeitungen, darunter „Bild am Sonntag“, die Affäre ausbreiteten?

In der Krisensitzung am Sonntagabend machte ihm der Vorstand klar, dass es jetzt nicht mehr weitergehe, nicht mit der Spitzenkandidatur, nicht mit dem Landes- oder Fraktionsvorstand. Nur das Landtagsmandat sollte er behalten; die Koalition hat nur eine Stimme Mehrheit.

Boetticher gab bei der Spitzenkandidatur schnell nach, aber er drohte mit einem Eklat, wenn er den Landesvorsitz aufgeben müsse. Er werde dann eine Erklärung herausschicken, dass in der CDU eine Intrige gegen ihn gelaufen sei, behauptet ein Teilnehmer der Sitzung – Boettichers Sprecher will sich dazu nicht äußern. Als man Boetticher aber klarmachte, dass er dann auch Namen nennen müsse, gab er nach kurzer Bedenkzeit klein bei und den Landesvorsitz auf. Nur den Fraktionsvorsitz nicht – als wäre der wirklich noch zu retten. Er wollte das Treffen der Fraktion am Dienstag abwarten, die Stimmung dort. Diesen Rücktritt besorgte dann aber die Partei, über seinen Kopf hinweg: Schon am Montag, um 14.22 Uhr, meldet die „Welt“ vorab, Boetticher werde auch nicht mehr die Fraktion führen; das habe ein Vorstandsmitglied bestätigt. Das Ende aller Illusionen.

Im Land überschlagen sich seitdem die Gerüchte: Die SPD habe die E-Mails von der Familie bekommen und gestreut – völliger Unsinn, dementieren die Sozis. Oder: Ein Ex-Mitarbeiter des CDU-Landesverbands sei ins Rheinland gefahren, um Druck auf Lara zu machen. Der Mann, ebenfalls ein Chat-Freund der Gymnasiastin, war tatsächlich am 9. Juli bei ihr. Seine Begründung, er sei nur auf einen Kaffee mit Kuchen zu ihr gefahren, klingt bei mehr als 400 Kilometern Entfernung merkwürdig. Erst recht, weil er auch noch zugibt, dass er von Laras Beziehung mit Boetticher wusste.

War er also im Auftrag eines CDU-Granden unterwegs? Und wenn, mit welchem Ziel? Doch der Unionsmann bestreitet, bei seinem Besuch überhaupt mit Lara über ihre Affäre gesprochen, geschweige denn, sie unter Druck gesetzt zu haben. Und Dokumente, die er vorweisen kann, scheinen seine Version auch zu bestätigen. So werden in landestypischer Weise Indizien gesammelt, Verbindungen hergestellt oder wenigstens herbeigeredet. Im intrigengeübten Kiel kann dann sogar der Eindruck, einer habe eine Intrige gesponnen, schon wieder die Frucht einer Intrige sein.

Auch Boetticher erweist sich noch im Untergang ganz als Kind seiner Partei. Er sei „zutiefst getroffen über den Ablauf der Ereignisse“ und „fühlt sich von Illoyalitäten umgeben“, sagt sein Sprecher. Das klingt so, als hätte nicht seine Affäre Boetticher das Amt gekostet – sondern nur derjenige, der darüber geredet hat.

Irgendwo muss der Verräter sein.

Jürgen Dahlkamp, Gunther Latsch, Barbara Schmid, Antje Windmann

SPIEGEL-UMFRAGE
Boetticher-Affäre

„Sexueller Kontakt zwischen einem 40-jährigen Mann und einer 16-Jährigen ist juristisch erlaubt. Ist eine solche Beziehung Ihrer Meinung nach auch moralisch akzeptabel?“

Ja	36
Nein	58

„Meinen Sie, Personen des öffentlichen Lebens, wie zum Beispiel Politiker, haben eine besondere moralische Verantwortung, oder sind sie Personen wie andere auch?“

haben besondere Verantwortung	62
sind Personen wie andere auch	37

TNS Forschung am 16. und 17. August; 1000 Befragte; Angaben in Prozent; an 100 fehlende Prozent: „Weiß nicht“/keine Angabe

Was war da los, Herr Canales?

Ben Canales, 29, amerikanischer Fotograf, über das Leuchten der Nacht:
„Schon als Kind wünschte ich mir, später, als Erwachsener, einmal etwas zu erforschen. Das mache ich heute, ich entdecke Nächte und fotografiere sie. Ich möchte den Menschen zeigen, wie schön Nächte sind. Dieses Bild war eigentlich nur ein Spaß. Ich war mal wieder unterwegs, es war die erste Nacht im Crater-Lake-Nationalpark in Oregon, minus sechs Grad. Ich hatte gerade das Zelt aufgebaut, als ich anfing herumzualbern. Ich breitete meine Arme aus und ließ mich in den Schnee fallen. Die Kamera hatte ich vorher aufgebaut und den Timer eingestellt, damit sie von selbst auslöste. Ich konnte so viele Sterne sehen! Und auch Satelliten. Ich würde sagen, das war magisch. Vor kurzem habe ich mit dem Bild den „National Geographic“- Reisefotowettbewerb gewonnen. Den Leuten gefällt das Bild am besten, um das ich mich am wenigsten bemüht habe.“

BEN CANALES

MIGRATION

„Der Senegal liegt in Wattenscheid“

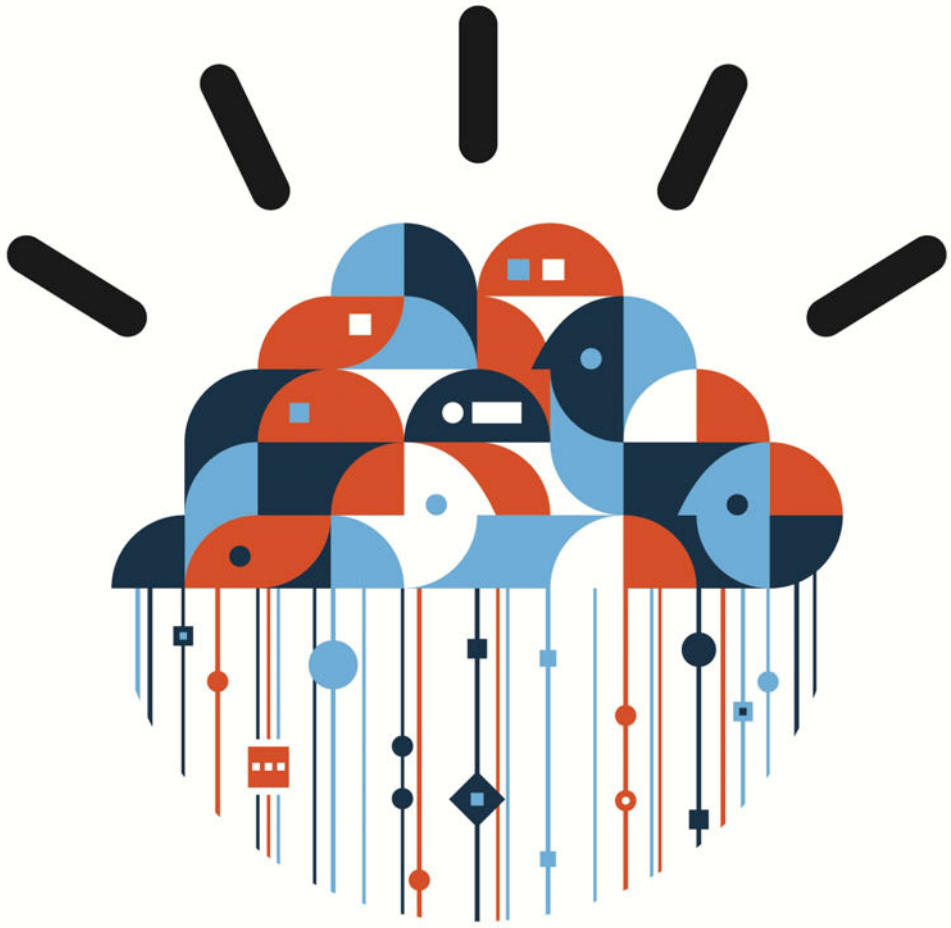
Der Düsseldorfer Konzeptkünstler Mischa Kuball, 51, über Heimat in der Ferne

SPIEGEL: „New Pott – Neue Heimat im Revier“, so nennen Sie das Ruhrgebiet. Was ist neu daran?
Kuball: Die meisten glauben noch immer, im Pott werde Stahl gekocht und Kohle gefördert. Dieses Bild stimmt lange nicht mehr. Menschen aus fast 180 Staaten leben mittlerweile im Ruhrgebiet, allein 51 davon liegen in Afrika.
SPIEGEL: Wie sind all diese Menschen ins Ruhrgebiet gekommen? Aus Zufall?
Kuball: Manche wurden tatsächlich durch die Ausländerbehörden zugeordnet. Andere kamen bewusst ins Ruhrgebiet und sagten: Hier bleibe ich.
SPIEGEL: Warum dort?
Kuball: Weil hier mittlerweile so viele Fremde leben. In der Fremde wird das Fremde vertraut. Ich habe seit meinem Projekt eine ganz neue Landkarte im Kopf. Darauf liegt der Irak linksrheinisch, Niger in Herne, der Senegal in Wattenscheid.
SPIEGEL: Sie trafen eine New Yorkerin, die in Bochum eine Band gründete, oder eine Chilenin, die dachte, es falle Asche vom Himmel, als es schneite. Was eint all diese Leute?
Kuball: Sie sind neugierig und bereit, das Fremde kennenzulernen. Und sie wohnen oft sehr ähnlich, international. Die Herkunft eines Menschen lässt sich nicht mehr an einem Flickenteppich festmachen.
SPIEGEL: Und was erzählen sie über Deutschland?
Kuball: Interessant war, dass Deutschland gar nicht immer nur die bürokratische Übermacht ist. Ein junger Mann kam ohne Papiere aus Bangladesch, wollte aber Maschinenbau studieren. Der Rektor der Hochschule ließ ihn zu, weil er dem Mann vertraute. Andere erzählten häufig, wie sehr die Ämter oder auch die Bevölkerung ihnen halfen.
SPIEGEL: Gab es nie Probleme?
Kuball: Doch, klar. Ein jüdischer Lette in Dortmund traut sich noch immer nicht, seine Kippa öffentlich zu tragen. Oder eine Familie aus der Demokratischen Republik Kongo wird von Hausbewohnern geschnitten. Die Familie war geflüchtet, weil die Tochter Albino ist und in Afrika verfolgt wurde.

EGBERT TROGEMANN

Kongolesische Familie in Mülheim an der Ruhr

Mischa Kuball, Harald Welzer (Hg.): „New Pott. Neue Heimat im Revier“. JRP Ringier Kunstverlag, Zürich; 712 Seiten; 49 Euro.



Intelligente Clouds machen Computing smarter.

Für einen smarten Planeten brauchen wir Smarter Computing – Informationstechnologien, die große Datenmengen beherrschen, hochspezifische Aufgaben bearbeiten und flexibel in der Cloud verfügbar sind.

Zurzeit dreht sich alles um Cloud Computing. Viele Unternehmen nutzen die Vorteile dieses neuen Nutzungs- und Bereitstellungsmodells, um das Management ihrer IT-Infrastruktur zu optimieren. Sie profitieren damit von der Wirtschaftlichkeit, Leistungsfähigkeit und den einfachen Integrationsmöglichkeiten dieser Services. Die Einführung von Cloud Services und hochentwickelten IT-Systemen wird die Rechenzentren verändern.

Mit Hilfe der Cloud konnte z. B. ein internationaler Dienstleister die Kapazität seines Rechenzentrums vervierfachen, die IT-Kosten um 14 % reduzieren und den Zeitaufwand für die Serververwaltung von 95 % auf 5 % senken. Acxiom, ein führender Anbieter von Marketing-Dienstleistungen, hat trotz 2.700 zusätzlicher Server die Ökobilanz seines Rechenzentrums stabil gehalten – und das bei fünfmal mehr Leistung. Die Signature Mortgage Corporation nutzt die Cloud, damit ihre Kunden den Hypothekenantrag online stellen können – sicher und bequem. Das verkürzt die Kreditabwicklung von durchschnittlich 7 Tagen auf 24 Stunden.

Aber Konsolidierung, effiziente Rechenzentren und Kostenreduktion sind nur der Anfang. Führende Unternehmen erschließen das Potenzial der Cloud nicht nur für das IT-Management, sondern auch für ihr Kerngeschäft. Mit Hilfe der Cloud können Sie neue Märkte, profitable neue Einnahmequellen und intelligente Services erschließen. Services, die Kunden, Geschäftspartnern und auch der Öffentlichkeit grundlegend neue Erfahrungen ermöglichen. True Value z. B. nutzt die Cloud, um ihre Lieferketten für 5.000 Baumärkte in 54 Ländern besser zu managen. Mit Erfolg: Die Lieferzeit konnte um 56 % und der Auftragsrückstand um 85 % reduziert werden.

Aber all diese Unternehmen würden sich nicht für die Cloud entscheiden, wenn grundlegende Business-Standards nicht eingehalten werden könnten. Deshalb bestehen sie auf strengen Regularien und Kontrollen, um die Sicherheit und die Belastbarkeit bei kritischen Prozessen zu gewährleisten.

Intelligente Clouds eröffnen neue und spannende Möglichkeiten, um Abläufe in Organisationen und Unternehmen zu verbessern, für Sicherheit zu sorgen und Innovation zu fördern – und so einen Beitrag zur Veränderung und Weiterentwicklung der Unternehmen zu leisten.

Machen wir den Planeten ein bisschen smarter. Was wir gemeinsam dazu beitragen können und was andere bereits tun, erfahren Sie unter **ibm.com**/smarterplanet/de

IBM

IBM, das IBM Logo, ibm.com und das Bildzeichen des Planeten sind Marken oder eingetragene Marken der International Business Machines Corporation in den Vereinigten Staaten und/oder anderen Ländern. Andere Namen von Firmen, Produkten und Dienstleistungen können Marken oder eingetragene Marken ihrer jeweiligen Inhaber sein. © 2011 IBM Corporation. Alle Rechte vorbehalten.

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE

Auf der Milchstraße

Warum ein Bauer eine Plastikkuh durch Deutschland zog

Er steckte ein paar Äpfel ein, küsste seine Frau zum Abschied und lief mit der Kuh aus dem Ort, Bad Wildungen in Nordhessen. Otto Schöneweis hatte lange genug im Stall gestanden.

Er war 55 Jahre alt und molk Kühe seit 40 Jahren. Er molk sie am Morgen, er molk sie am Abend, jeden Tag 1100 Liter.

Die Milch verkaufte Schöneweis an eine Molkerei, die verkaufte sie weiter an den Lebensmittelhandel, der in Deutschland von Discountern beherrscht wird. Wenn es gut lief, verdiente Schöneweis sieben Cent an einem Liter, wenn es nicht so gut lief, drei Cent, und viel zu oft verdiente er gar nichts.

Im Herbst 2009 musste er einen Kredit über 25 000 Euro aufnehmen, um die Kosten zu decken. Er musste sich verschulden, um einen Betrieb weiterführen zu können, der ihm nie Glück gebracht hatte. Einmal war der Hof sogar vollständig abgebrannt, Schöneweis hat die BSE-Krise erlebt und später, als die große Preiskrise kam, zusammen mit seiner Frau die Milch in einen Bach gekippt. Nun konnte er nicht mehr.

Schöneweis hatte das Gefühl, dass er irgendetwas tun musste, ganz gleich, was. Er dachte lange nach, er ist kein spontaner Mensch, und schließlich entschloss er sich dazu, seine persönliche Situation öffentlich zu machen. Er wollte die deutschen Verbraucher verändern, diese Leute, die Bio gut finden, aber nicht viel Geld ausgeben für ihre Milch. Schöneweis wollte den moralischen Konsumenten schaffen, und das Werkzeug sollte eine lebensgroße Kuh sein, aus Plastik und auf Rädern. Sie ist gestrichen in den deutschen Farben, heißt „Faironika“, und sie gehört dem Bundesverband Deutscher Milchviehhalter, in dem Schöneweis seit einiger Zeit Mitglied war.

Schöneweis hatte vor, von Bad Wildungen durch das Ruhrgebiet nach Frankfurt am Main zu wandern, zusammen mit der Kuh. Er wollte dort übernachten, wo man ihn aufnahm, wo man Verständnis für sein Anliegen hatte. Schöneweis plante eine moderne Pilgerreise, bei der er der geilen, geizigen Gesellschaft den Spiegel vorhalten würde.

BARBARA HARDINGHAUS / DER SPIEGEL

Schöneweis

Rollende Kuh gestoppt

Eine Polizeistreife hat in der Nacht zum Mittwoch im niederrheinischen Korschenbroich eine rollende Kuh in den Nationalfarben gestoppt. Das schwarz-

Aus der „Süddeutschen Zeitung“

Er verließ Bad Wildungen an einem Montag, 550 Kilometer lagen vor ihm. Er trug Shorts, T-Shirt, Holzschuhe. Er spürte den Wind, roch die Wiesen, das alles erinnerte ihn an früher.

Als Kind träumte er von fremden Ländern, die er besuchen wollte, am liebsten die ganze Welt. Schöneweis lernte Sprachen, zur Vorbereitung, Englisch in der Schule, Niederländisch mit Hilfe von Verwandten, Französisch an der Volkshochschule, dazu ein bisschen Russisch und Rumänisch. Spanisch lernte er, weil er einmal auswandern wollte, Portugiesisch war dann leicht.

Am ersten Tag seiner Reise lief er durch Fritzlar und schaffte 40 Kilometer, die Kuh zog er auf Rollen hinter sich her. Er schlief mal bei anderen Bauern, mal unter Autobahnbrücken, einmal sogar, in Siegburg, im Foyer eines Bier-Restaurants.

Jeden Tag traf Schöneweis andere Menschen aus anderen Ländern. Fünfmal stoppten ihn Polizisten. Einer von ihnen war Araber, Schöneweis fragte ihn, nachts um drei auf einer Landstraße: „Kaifa halak?“ (Wie geht es dir?) Sie sprachen dann über ferne Länder.

Niemand wollte von ihm etwas über Milch wissen. Er setzte libanesische Kinder auf seine Kuh, er unterhielt sich mit einem arbeitslosen Senegalesen auf Französisch. Die Welt wurde von Tag zu Tag weiter für Otto Schöneweis.

All das erzählt er in einer kleinen Pension am Rand von Frankfurt, wo er am Ende seiner Reise angekommen ist. Er sei glücklich über das Erlebte, sagt er, und während er erzählt, kämpft er gegen die Tränen.

Otto Schöneweis kann die Frage, ob er das Bewusstsein auch nur eines einzigen deutschen Verbrauchers verändert hat, nicht beantworten. Es wollte ja niemand etwas darüber hören.

Was sich allerdings verändert hat, und das ist das Ergebnis dieser Reise, ist sein eigenes Leben. Morgen, sagt er, wolle er mit seiner Kuh nach Hause fahren, im Zug. Er muss sich erst mal um den Hof kümmern, das Futter für die Tiere ist knapp in diesem Jahr.

Er hat vier Kinder, und er hat sie gefragt, ob sie den Hof übernehmen wollen, kein Kind wollte das. Der Vater kann sie verstehen.

Otto Schöneweis würde seinen Hof gern endlich verkaufen, er sucht Menschen, die ihr Leben mit Milch verbringen wollen. Wenn ihm das gelingt, möchte er hinaus in die Welt. Er sagt, er wäre gern Entwicklungshelfer, ganz egal, wo, Hauptsache, weit weg von der Kuh.

BARBARA HARDINGHAUS

Den SPIEGEL empfehlen, eine Prämie sichern!

NEU

Philips Soundanlage „MCM 2000“

Das kompakte Sound-System für Ihr Zuhause! Genießen Sie den kristallklaren Klang aus den 2-Wege-Boxen mit 2 x 20 Watt Musikleistung, Seidenkalotten-Hochtönern und Holzgehäuse. Geeignet für die Wiedergabe von CDs, MP3s und WMAs. Mit motorisierter Disc-Lade, USB-Eingang und GoGear MP3 Link. Inklusive Weck-/Sleep-Timer und UKW-Radio mit 20 Stationsspeichern. Digital Sound Control (DSC) für Rock, Pop, Klassik und Jazz sowie Digital Bass Boost (DBB).
Ohne Zuzahlung

NEU

Smartphone LG T500 ego black

Der mobile Alleskönner! Touchscreen-Handy mit E-Mail-Funktionen, Instant Messaging, SMS, MMS, Bluetooth-Schnittstelle, Radioempfänger, 2-MP-Kamera und Quadband-Technologie. TFT-Farbdisplay für 262 000 Farben und mit einer Bilddiagonale von 7,1 cm bzw. einem 2,8"-Display. Auflösung: 240 x 320 Pixel, Foto: 3648 x 2736 Pixel, Video: 720 x 400 Pixel. Datenübertragung via GPRS und EDGE. Kapazität: 950 mAh. Speichertyp: Micro-SD-Card. Gewicht: ca. 94 g. Maße (B x H x T): ca. 6 x 9,1 x 2,3 cm.
Ohne Zuzahlung

Wagenfeld-Tischleuchte WG 24

Vollendete Formsprache, durchdachte Funktion! Dieses Meisterstück im Bauhaus-Stil wurde 1924 von Wilhelm Wagenfeld designt und überzeugt noch heute in der einzigen autorisierten Reedition. Metall vernickelt, Klarglas und Opalglas, mit Einzelnummerierung und Echtheitssiegel. Ohne Leuchtmittel. Maße: Höhe ca. 36 cm, Schirm-Ø ca. 18 cm, Fuß-Ø ca. 15 cm.
Zuzahlung: nur € 149,–

Brüder Mannesmann Werkzeugbox, 155-tlg.

Da lacht das Handwerkerherz: praktischer Tragekoffer aus stabilem rotem Stahlblech, der für jeden Handgriff das passende Werkzeug bereithält. Platzsparend und übersichtlich angeordnet. Mit zwei leichtgängigen Schubladen und verriegelbarem Deckelfach. Inkl. 3,6-V-Akkuschrauber mit drehbarem Griff. Alle Teile in bewährter Brüder-Mannesmann-Markenqualität!
Ohne Zuzahlung

Telefon 0180 2 775566
(6 Ct./Anruf*) Aktionsnummer SP11-145

Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen

www.spiegel.de/praemien
Weitere Prämien im Internet

Kärcher Hochdruckreiniger-Set plus T-Racer 50

Stark und kraftvoll! Der fahrbare Hochdruckreiniger ist komplett ausgestattet mit Hochdruckstrahlrohr, Dreckfräse und 4 m langem Hochdruckschlauch. Als besonderer Clou ist in diesem Set auch der Flächenreiniger T-Racer 50 zur spritzfreien Reinigung enthalten. Druck: max. 100 bar. Gewicht: nur ca. 4,9 kg. Maße (BxHxT): ca. 24x55x30 cm.
Ohne Zuzahlung

Polar Trainingscomputer FT40

Trainieren nach Maß – egal ob Outdoor oder im Fitness-Studio. Ihr Fitness-Coach am Handgelenk bringt Sie in Bestform – bei der für Sie richtigen Trainingsintensität! Mit der „EnergyPointer"-Funktion wissen Sie stets, ob Sie die Ausdauer trainieren oder den Fettstoffwechsel ankurbeln. Inkl. Fitnesstest-Funktion, Kalorienverbrauchszähler, Trainingstagebuch und Textil-Sender. Wahlweise in den Farben Weiß oder Schwarz.
Ohne Zuzahlung

Geldprämie € 75,–

Nichts Passendes dabei? Dann sichern Sie sich jetzt Ihre Gutschrift: Für jeden Leser, den Sie werben, überweisen wir Ihnen € 75,– direkt auf Ihr Konto!

DriversChoice-Universal-Tankgutschein € 80,–

Flexibel unterwegs auf Deutschlands Straßen: Der universelle Tankgutschein ist deutschlandweit bei über 7000 Tankstellen der Mineralölgesellschaften Agip, Aral, Shell, Star, Total, Westfalen, OMV und Eni einlösbar.

B&F - Borken

Noch heute antworten und Wunschprämie sichern!

Ihre Vorteile im Überblick:

- ☑ **Wunschprämie für den Werber**
- ☑ **Der Abonnent zahlt zurzeit nur € 3,80 statt € 4,– pro Ausgabe**
- ☑ **SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus**

Auslandsangebote auf Anfrage:
Tel. +49 40 3007-4881

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL (ggf. inklusive der digitalen Ausgabe) für mindestens ein Jahr. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird. Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags durch den neuen Abonnenten. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Bei Prämien mit Zuzahlung zzgl. €2,– Nachnahmegebühr. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland und solange der Vorrat reicht.

☐ **Ja, der neue Abonnent möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb ist er damit einverstanden, dass der SPIEGEL-Verlag oder die manager magazin Verlagsgesellschaft ihn künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.**

Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

Ich abonniere den SPIEGEL zum Vorzugspreis:

☐ Frau ☐ Herr

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ Ort

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per Bankeinzug.
Der SPIEGEL vierteljährlich: € 49,40
Digitale Ausgabe halbjährlich: € 13,–

Geburtsdatum 1 9

BLZ Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

☐ **Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe (für iPad/iPhone und PC/Mac) beziehen.**

SD11-014

E-Mail (Pflichtfeld für Abonnenten der digitalen Ausgabe)

✗
Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

Ich bin der Werber und erhalte folgende Prämie:

☐ Geldprämie € 75,– (1684)
Bitte überweisen Sie die Geldprämie auf mein Konto:

BLZ Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

☐ Philips Soundanlage „MCM 2000" (3792)

☐ Kärcher Hochdruckreiniger-Set plus T-Racer 50 (3114)

☐ LG T500 ego black (3791)

☐ Polar Trainingscomputer FT40
☐ weiß (3630)
☐ schwarz (3631)

☐ Wagenfeld-Tischleuchte WG 24 (3739)
Zuzahlung: € 149,–

☐ Brüder Mannesmann Werkzeugbox (3397)

☐ DriversChoice-Universal-Tankgutschein € 80,– (2827)

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ Ort

SP11-145

* Aus dem deutschen Festnetz; Mobilfunk max. 0,42 €/Min.

JOHN FERGUSON / CAMERA PRESS

Taylor-Verteidiger Griffiths: *„Menschen halten mich für einen Dämon, sie suchen mein Gesicht nach Hörnern ab“*

JUSTIZ

Plädoyer für den Teufel

Wenn sie ihre Kriege verlieren, landen Diktatoren inzwischen vor internationalen Gerichten. Ihre Verteidiger kämpfen für rechtsstaatliche Prinzipien, selbst wenn der Mandant Gaddafi heißt. Je grausamer der Schlächter, desto größer der Ruhm seines Anwalts. *Von Julia Prosinger*

Wenn der Krieg in Libyen vorbei sein und Muammar al-Gaddafi vor Gericht stehen wird, dann wird er einen Anwalt brauchen.

„Ich würde ihn sofort verteidigen“, sagt der Mann, der derzeit Charles Taylor, den ehemaligen liberianischen Diktator, vertritt. „Wenn er mich will“, sagt der Mann, der Radovan Karadžić, angeklagt wegen Völkermordes, vertritt. „Was spricht dagegen?“, sagt der Mann, der General Perišić, angeklagt wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit, vertritt.

Courtenay Griffiths, Peter Robinson und Gregor Guy-Smith sind Strafverteidiger vor internationalen Gerichten. Sie verteidigen Menschen, die als Monster gelten. Sie arbeiten überall dort, wo das Recht erreichen soll, was Politik und Diplomatie nicht gelungen ist. In Kriegszeiten sollen diese Gerichte Verbrecher abschrecken, in Friedenszeiten Opfer versöhnen. Dass diese einfache Idee so schwer umzusetzen ist, liegt auch an Männern wie Griffiths, Robinson und Guy-Smith. Sie haben Verteidigungsstrategien, die solche Prozesse quälend in die Länge ziehen, und je länger die Verfahren dauern, um so teurer werden sie.

Peter Robinson, 58, klein und kompakt, braungraue Locken, fährt auf seinem gelben Fahrrad auf ein Backsteingebäude zu, in dem er gleich den Mann treffen wird, den er „Radovan“ nennt. Er findet Radovan liebenswert und gebildet. Robinson betritt das Gefängnis im Haager Stadtteil Scheveningen, nur wenige hundert Meter vom Meer entfernt, und bittet um einen Termin mit „Dr. Karadžić“. Dr. Karadžić, Radovan Karadžić, der ehemalige Präsident der Republika Srpska. Angeklagt vor dem Jugoslawien-Tribunal in Den Haag wegen Kriegsverbrechen, Verbrechen gegen die Menschlichkeit und wegen Genozids an etwa 8000 Muslimen in Srebrenica.

Zwölf Jahre lang hatte sich Karadžić vor dem Haftbefehl des Tribunals hinter einer falschen Identität als Alternativmediziner mit Vollbart versteckt. 2008 wurde

SEBASTIAN BOLESCH / DAS FOTOARCHIV

Kindersoldaten in Sierra Leone 1999: *Ein Zeuge sagt, der Diktator habe Menschenherzen gegessen*

er in Belgrad festgenommen und nach Den Haag überstellt. Jetzt wartet er im Besucherraum auf Anwalt Robinson.

An diesem Tag hat Robinson Karadžić acht Anträge zur Unterschrift mitgebracht. Robinson will, dass das Gericht neue Zeugen vorlädt und die bosnische Regierung zwingt, Dokumente freizugeben. Auf diese Weise möchte er einen der schwersten Vorwürfe der Anklage in Zweifel ziehen. Karadžić soll für „ethnische Säuberungen“ verantwortlich gewesen sein.

Danach muss Karadžić noch Robinsons monatliche Honorarabrechnung abzeichnen, 71 Euro erhält der Rechtsbeistand pro Stunde. Da Karadžić sein Verteidigungs-Team nicht bezahlen kann und Robinson keine Zahlung von dubiosen Quellen wie serbischen Extremisten annehmen will, kommt das Geld vom Tribunal; etwa 22 000 Euro erhält sein Verteidigungs-Team jeden Monat.

Auch Karadžić bringt dem Anwalt oft etwas mit, in einem blauen Plastikeimer: Fruchtsäfte und selbstgemachte Hackfleischbällchen. Er hat Zugang zur Gemeinschaftsküche in seinem Gefängnis, hier steht er gelegentlich am Herd. Zu Beginn ihrer Zusammenarbeit hat Karadžić noch Fanta serviert, jetzt gibt es nur noch frische Säfte. Karadžić ist die Gesundheit seines Rechtsberaters wichtig.

Zwei Stunden später verlässt Robinson das Gefängnis und radelt den kurzen Weg zum Tribunal. „Heute musste ich Dr. Karadžić bremsen, er wollte gern die Intervention in Libyen diskutieren. Aber wir hatten viel zu tun.“ Erst am Vortag ist Robinson von einer Reise nach Kopenhagen und Genf zurückgekommen, er hat dänische Militärs getroffen und in vertraulichen Uno-Archiven gewühlt, immer auf der Suche nach entlastenden Beweisen für seinen Mandanten.

„Wenn es gut für uns läuft, dauert der Prozess noch lange“, sagt Robinson. Karadžić hofft auf drei weitere Jahre, in denen er seine Sicht auf den Konflikt erklären will. Deshalb verteidigt er sich selbst vor Gericht, Robinson ist formell nur sein Rechtsberater.

JERRY LAMPEN / DPA

Charles Taylor
soll als Präsident Liberias den Krieg in Sierra Leone durch Waffenschmuggel angeheizt und Mörder unterstützt haben. Angeklagt wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

Robinson schließt sein Fahrrad vor einem beigefarben gekachelten Gebäude ab, dem Jugoslawien-Tribunal. Der Uno-Sicherheitsrat hatte zu Beginn der neunziger Jahre nach einem Werkzeug gesucht, um Frieden zu schaffen. Den Internationalen Strafgerichtshof von Den Haag, der im Juni einen Haftbefehl gegen Gaddafi erlassen hat, gab es damals noch nicht, aber die Idee, die blutigen Kriege auf dem Balkan mit Strafjustiz und Abschreckung zu beenden, war schon da. Mit einer Resolution gründete der Sicherheitsrat 1993 sein erstes Tribunal: ein Gericht nur für die Verbrechen im ehemaligen Jugoslawien.

161 Anklagen hat es dort gegeben, 64 Verurteilungen, 13 Freisprüche. 35 Verfahren laufen noch. Eine Erfolgsgeschichte, das sagen die Zahlen, aber das Tribunal ist auch bekannt für sein Scheitern. Slobodan Milošević etwa, der wichtigste Angeklagte bis heute, wurde nie verurteilt. Sein Prozess endete 2006 mit seinem Tod. In wenigen Jahren muss das Tribunal seine Tore schließen, der Uno-Sicherheitsrat will

es nicht weiter finanzieren. Der Karadžić-Prozess läuft seit 2009, und vor kurzem haben die Verfahren gegen die beiden letzten mutmaßlichen Kriegsverbrecher begonnen, Ratko Mladić und Goran Hadžić. Mit diesen Prozessen kann das Tribunal ein letztes Mal beweisen, dass es sein Geld wert ist. Weit über 1,5 Milliarden Dollar hat es bereits gekostet.

Robinson geht durch die Sicherheitsschleuse des Tribunals. Vor zehn Jahren war er hier zum ersten Mal, sah sich Prozesse an und staunte über dieses gerade entstehende Rechtsgebiet, das Völkerstrafrecht. Nach den Nürnberger Prozessen gegen die deutschen Hauptkriegsverbrecher hatte es mehr als 40 Jahre gedauert, bis sich Einzelne wieder vor internationalen Gerichten für schwerste Menschenrechtsverletzungen verantworten mussten. Man kann diese Entwicklung als den Schritt zu einem Weltbürgertum begreifen: Bestimmte Werte sollen überall gelten.

Den Haag ist inzwischen der zentrale Ort, an dem sich Kriegsverbrecher verantworten müssen. Es gibt den Internationalen Strafgerichtshof; es gibt das Jugoslawien-Tribunal; es gibt ein Sondergericht für Verbrechen im Libanon oder auch ein Tribunal, das über die Taten von Charles Taylor verhandelt.

Robinson kommt aus kleinen Verhältnissen, der Vater war Vertreter für Budweiser-Bier, die Mutter Sekretärin. Er hatte Ehrgeiz, besuchte eine Privatschule, studierte Recht und stieg schnell auf zum Staatsanwalt. Später wurde er Anwalt und lernte, die Frage von Schuld oder Unschuld den Richtern zu überlassen.

Vom Jugoslawien-Tribunal las er zum ersten Mal in einer Broschüre. Er kaufte sich 20 Bücher über die Balkan-Kriege und zog mit seiner Familie aus den USA nach Den Haag. Monatelang lungerte er am Gericht herum, hoffte, dass irgendein Angeklagter ihn zum Verteidiger ernennen würde. Er sah sich Prozess um Prozess an – und wunderte sich. Über Ankläger, die Opferzahlen in die Höhe trieben, so schien es ihm jedenfalls. Und über Anwälte, die er für Stümper hielt. Ein Mandant ist ein Mandant, auch wenn der Mandant ein Teufel ist. So sieht Robinson das.

Nach einigen Monaten bekam er seinen ersten Fall. Es ging um Srebrenica und um die Frage, ob der Mord an etwa 8000 muslimischen Männern den juristischen Tatbestand des Völkermords erfüllte. Bei der Arbeit an diesem Fall, sieben Jahre vor Karadžić' Festnahme, kam Robinson zu der Überzeugung, dass ebendieser Karadžić, falls er jemals vor Gericht käme, tatsächlich freigesprochen werden könnte. Karadžić, dachte Robinson damals, schien räumlich so weit von den Gräueltaten in Srebrenica entfernt, dass es dem Gericht schwerfallen würde, eine Schuld nachzuweisen. Denn schuldig

ARMIN SMAILOVIC / AGENTUR FOCUS

Gräber bei Srebrenica in Bosnien 2010: *Suche nach Lücken in der Geschichtsschreibung*

sprechen kann das Gericht nur, wenn es Beweise für Morde vor Ort hat, Zeugen, die diese Morde gesehen haben – und der Nachweis der Befehlskette oder der Mitwisserschaft gelingt. Und Peter Robinson, der immer so freundlich lächelt, den die Richter mögen am Tribunal, weil er höflich und leise ist, dieser Peter Robinson also beschloss, Radovan Karadžić zu verteidigen. Robinson kannte Karadžić bis dahin nur vom Fahndungsplakat des Tribunals.

Er übernahm andere Fälle, an anderen Gerichten, verteidigte Völkermörder vor dem Ruanda-Tribunal, lernte die Besonderheiten des Völkerstrafrechts immer besser kennen. Nur wenn ihm ein Fall angeboten wurde, der ihn in einen Interessenkonflikt zu Karadžić gebracht hätte, lehnte er ab. Er wartete. Er hatte sich „Radovan" versprochen.

Dann endlich kam der 21. Juli 2008, der Tag, an dem Karadžić in Belgrad verhaftet wurde. In den Tagen nach der Festnahme hörte der mutmaßliche Völkermörder von jenem kleinen Mann, der seit Jahren ganz Den Haag von seinen Verteidigungsträumen erzählte.

AFP

Radovan Karadžić
war Präsident der Republika Srpska. Während des Bosnien-Kriegs mutmaßlich verantwortlich für das Massaker von Srebrenica. Angeklagt wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

Er wolle sich zwar selbst verteidigen, da er die Fakten besser kenne als jeder andere, erklärte Karadžić Robinson bei dessen erstem Besuch im Gefängnis. Aber er habe keine Ahnung von Recht, er brauche einen obersten Rechtsberater.

Jetzt sitzt der oberste Rechtsberater, wie so oft, in der Kantine des Tribunals. Früher musste er sein Sandwich an der Tankstelle hinter dem Tribunal kaufen. Die Verteidigung durfte die Kantine nicht betreten, die Anklage schon. Das war eine dieser Regelungen, die nicht zu Robinsons Rechtsverständnis passten.

Robinson redet in der Kantine mit einem Mitarbeiter über eine Granate, die 1994 auf dem Markale-Marktplatz in Sarajevo explodierte, 68 Menschen tötete und 144 verletzte. Als schuldig gilt – das haben frühere Verfahren festgestellt – die Armee der bosnischen Serben, der Republika Srpska. Karadžić könnte als damaliger Präsident für die Taten verantwortlich gemacht werden. Das Tribunal hat juristische Modelle entwickelt, um auch jene verurteilen zu können, die Taten vom Schreibtisch aus befohlen haben. „Vorgesetztenverantwortlichkeit" oder „Mitgliedschaft in einem gemeinsamen verbrecherischen Unternehmen" heißen solche Modelle.

Robinson will von seinem Mitarbeiter wissen, ob es möglich sei, dass die muslimische Armee die Granate gezündet

MYR MURATET / DER SPIEGEL

Karadžić-Anwalt Robinson in Den Haag: *Hackfleischbällchen vom Diktator*

habe, dann wäre Karadžić in diesem Punkt entlastet. Robinson sucht nach Lücken in der Geschichtsschreibung. Es geht darum, Zweifel zu säen.

Ein Stockwerk unter ihm sitzt ein Kollege, bei dem man den Eindruck hat, dass der Zweifel sein Lebensantrieb ist. Gregor Guy-Smith ist auf einem der schwarzen Ledersessel in der Lobby des Jugoslawien-Tribunals zusammengesunken. Er trägt eine schwarze Baskenmütze und einen Trenchcoat über dem Anzug, seinen Bart hat er zu einem langen Zopf geflochten. Hinter Guy-Smith hängt das Banner, das ihn in den letzten Jahren zu vielen Wutausbrüchen veranlasst hat. „Kriegsverbrecher ihrer gerechten Strafe zuführen, Opfern Gerechtigkeit bringen“, steht auf dunkelblauem Grund geschrieben. Wer also hier, wo die Uno Gerechtigkeit schaffen will, auch nur angeklagt sei, der sei bereits ein Kriegsverbrecher, so deutet Guy-Smith das Plakat. „So viel zur Unschuldsvermutung“, sagt er.

Gerade hat er sein Schlussplädoyer gehalten für General Momčilo Perišić, den ehemaligen Chef der jugoslawischen Armee. Tausende Zivilisten sollen mit seiner Beihilfe verletzt oder getötet worden sein. Die Anklage hat lebenslänglich für Perišić gefordert.

Dann kam Guy-Smith mit seinem Schlussplädoyer. „Ich habe ihre wundervoll geplante Hochzeit zerstört, diesen gedeckten Tisch, diese arrangierten Blumen. Das ist die Haltung der Anklage hier“, sagt er. Ganz langsam hat er sein Plädoyer gehalten, hat seinen schweren Körper auf ein kleines Pult aus Plexiglas gestützt, seinen Bart gezwirbelt und die rechte Augenbraue hochgezogen. Flüsternd fast hat er den Richtern seine Version von Rechtsstaatlichkeit erklärt. Er hat von Präzedenzfällen und Beweislast gesprochen. Die Beweislast – bei dem Wort begann er zu brüllen – trage nicht der Angeklagte, die Beweislast trage die Anklage. Dann brüllte er weiter, nämlich dass es keine Beweise gebe in diesem Fall, dass die Anklage die Richter zu bloßer Spekulation verleite.

Der Auftritt hat ihn Kraft gekostet, matt passiert er die wenigen Straßen zu seinem Büro. Er fühlt sich als Außerirdischer hier in Den Haag, gemieden von den „Guten“, der Anklage, gehasst von den Angehörigen der Opfer seiner Mandanten. Aber etwas treibt ihn.

„Siehst du den Typen dort drüben?“, schreit Guy-Smith plötzlich, und zeigt auf einen jungen Holländer im Anzug, der zufällig um die Ecke einer kleinen Straße biegt. „Ist dieser Typ kein Mensch, der von der Norm abweichen kann?“ Guy-Smith gibt nicht gern Antworten, er antwortet, indem er Fragen stellt.

Das Recht auf einen fairen Prozess mitsamt Verteidiger ist eine zivilisatorische Errungenschaft. Noch der blutrünstigste Kriegsverbrecher hat dieses Recht verdient. Das ist das Wesen von Rechtsstaatlichkeit, das Recht gilt kategorisch. Dafür kämpfen Verteidiger wie Guy-Smith. „Wenn ich einen Fall gewinne, dann habe ich gezeigt, dass das System funktioniert“, sagt er.

Als Sicherheitsrisiko sieht man ihn in Den Haag trotzdem. Ein Verteidiger darf große Teile des Gebäudes nicht betreten, er ist der Inhaber der „roten Karte“, die an seinem Hals hängt wie ein Warnschild. Die Mitarbeiter der Anklage tragen keine rote Karte. Die Anklage ist ein Organ des Gerichts. Die Verteidigung nicht.

Mehr Räume, mehr Ressourcen, mehr Respekt fordern viele der Anwälte vor internationalen Gerichten. Sie kennen einander. Sie gründen Vereinigungen und treffen sich mit den Sekretariaten der Gerichte. 20 bis 30 Juristen gehören zu diesem Kreis in Den Haag. Abends, in den Bars der kleinen Stadt, bleiben sie oft unter sich.

Courtenay Griffiths, 55, Siegelring, Dreiteiler, sitzt in seiner Londoner Kanzlei und trommelt mit den Fingern auf den Schreibtisch. „Es gilt einen Kampf zu kämpfen vor diesen internationalen Gerichten, und ich will dabei sein.“ Für all die Dämpfer, die Robinsons Rechtsverständnis erleiden musste, und all die Fragen, die Guy-Smith stellt, hat Griffiths eine Erklärung. „Diese Gerichte sind politische Gerichte“, sagt er.

„Politisch“, damit meint er: einseitig, interessengeleitet. Und deshalb führt auch Griffiths nicht immer nur rechtsstaatliche, sondern gern auch politische Debatten. Er verweist darauf, dass der Internationale Strafgerichtshof in den acht Jahren, die es ihn gibt, nur Afrikaner angeklagt habe und auch nur die, die nicht mehr Verbündete des Westens seien. So wie Gaddafi.

Wie auch Charles Taylor. Taylor ist der ehemalige Präsident Liberias, angeklagt vor dem Sondergerichtshof für Sierra Leone wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Er wurde ausgelagert mit seinem Prozess nach Den Haag, weil sonst in Freetown Revolten zu befürchten seien, befand das Gericht. Er soll den Krieg vom benachbarten Liberia aus durch Waffen- und Diamantenschmuggel angeheizt, Mörder und Vergewaltiger unterstützt haben. Griffiths verteidigt einen, von dem ein Zeuge sagt, er habe Kinderherzen gegessen.

Griffiths bekommt Hassbriefe und Exkremente geschickt, in Sierra Leone wollte man ihn umbringen. „Menschen halten mich für einen Dämon, sie suchen mein Gesicht nach Hörnern ab“, sagt er.

Griffiths hat sich daran gewöhnt. Denn er hat Terroristen, Gangster, Mörder, Vergewaltiger und Messerstecher verteidigt. Als Schwarzer habe er es leichter, Richter und Jurys zu überzeugen. „Ich kann ihnen die Lebenswelt der Kriminellen übersetzen.“ Zum Beispiel, indem er im Gerichtssaal Songtexte von Bob Marley zitiert. Und Taylors Lebenswelt, die könne er eben auch vermitteln.

Griffiths erzählt seinen Lebenslauf, als würde er sich selbst vor Gericht verteidi-

gen. Mit großen Gesten, Kunstpausen und eindringlichem Blick. „Anwalt sein ist eine darstellende Kunst“, sagt er und: „Ich mag den Klang meiner Stimme.“ Griffiths spricht langsam, sein britischer Akzent klingt vornehm. Seine Familie, der Vater Zimmermann, war in den Sechzigern von Jamaika ins englische Coventry gezogen. Sie waren die einzigen Schwarzen in der Stadt. Griffiths, so erzählt er, wurde von der Polizei verprügelt und in der Schule bespuckt. Er wurde Anwalt aus Wut gegen den Staat. Fälle mit politischer Dimension faszinieren ihn.

Der Fall Taylor ist für ihn so einer. Vor mehr als vier Jahren ging Griffiths gerade durch die Sicherheitskontrolle am Flughafen, da klingelte sein Telefon, und jemand fragte, ob er Charles Taylor verteidigen wolle. Taylor hatte gerade sein gesamtes Anwalts-Team gefeuert. Griffiths sagte sofort zu. Es wurde sein erster Fall vor einem internationalisierten Gericht. Ein Teil der Richter kommt aus Sierra Leone, ein Teil kommt aus dem Ausland.

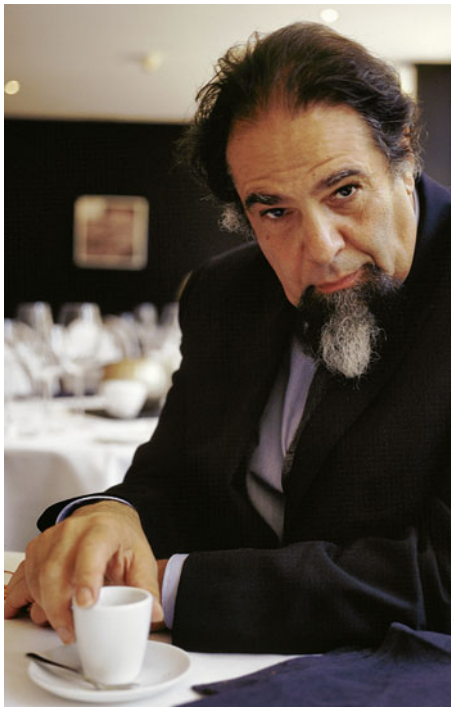
Eine Woche lang las sich Griffiths durch Taylors Akten, dann war ihm klar, was seine Strategie sein würde. „Warum Afrika?“, „Warum nur Taylor?“, fragte Griffiths seitdem und warf dem Gericht Neokolonialismus vor. Überall auf der Welt gebe es Diktatoren, warum habe man gerade Taylor herausgegriffen?

In den letzten Jahren haben sich Taylor und Griffiths fast täglich gesehen. Sie haben über Weltpolitik und panafrikanische Ideen gesprochen. Sie haben auch viel über Gaddafi gesprochen, Taylors alten Freund und Kriegsverbündeten. Griffiths würde ihn wirklich gern verteidigen, eine Strategie hätte er schon.

Doch zuerst muss jetzt das Urteil fallen über Charles Taylor. Taylor, sagt Griffiths, sei optimistisch, er glaube an einen Freispruch. Griffiths glaubt nicht mehr daran. Hätte der Fall vor seinem Strafgericht um die Ecke der Londoner Kanzlei stattgefunden, behauptet er, könnte er das Ergebnis voraussagen: Freispruch. Die Beweislage gegen Taylor sei dürftig, es gebe zwar Zeugen, die Anklage habe aber wenig Sachbeweise, keine Belege über schwarze Konten, keine Mitschnitte von Telefonaten und keine Satellitenbilder.

„Aber an den Tribunalen gelten eigene Gesetze“, sagt Griffiths. „Wie soll ich einen Angeklagten verteidigen, von dessen Schuld bereits die ganze Welt überzeugt ist?“ Die Tribunale seien einzig gegründet, um Männer wie Taylor, Karadžić und Perišić zu verurteilen. Für Griffiths steht fest: Ein Freispruch wäre eine Blamage für den Westen.

Vor einigen Monaten hat Griffiths den Gerichtssaal bei laufender Verhandlung verlassen. „Es ist nicht im Interesse meines Mandanten, zu bleiben“, sagte er damals. Die Richter hatten sich geweigert, seinen zu spät eingereichten Schlussantrag anzunehmen. Griffiths hatte den Abgabetermin um 13 Arbeitstage überschritten.



MYR MURATET / DER SPIEGEL

Perišić-Verteidiger Guy-Smith
„Wundervoll geplante Hochzeit zerstört“

Wegen seines Ausbruchs musste er ein Disziplinarverfahren befürchten, er hätte dann selbst einen Verteidiger gebraucht. Griffiths suchte einen der Besten und fand Peter Robinson. Der kam und lächelte, Griffiths entschuldigte sich bei den Richtern, es gab keine Strafe für ihn.

Robinson fragt nicht viel, er tobt auch nicht, Robinson arbeitet. Es ist ein ganz normaler Tag in Gerichtssaal II des Tribunals, in der Mitte sitzen die Richter in schwarz-roten Roben, links sitzt Robinson, eine Reihe dahinter steht Karadžić, der sein eigener Anwalt ist, und nimmt einen Zeugen der Anklage ins Kreuzverhör. Das hat Robinson mit ihm geübt.

Karadžić, sagt Robinson, sei inzwischen ein guter Verteidiger geworden. Nur manchmal könne er sich seine politischen Kommentare nicht verkneifen. Dabei hat Robinson ihm beigebracht, wie er Fragen stellen und gleichzeitig politische Aussagen machen kann. Damit er den Prozess nutzen kann, um seine Seite des Konflikts darzustellen.

SRDJAN ILIC / AP

Momčilo Perišić
war bis 1998 Generalstabschef der jugoslawischen Armee. Mit seiner Hilfe sollen Tausende Zivilisten verletzt oder getötet worden sein. Angeklagt wegen Mordes und Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

Karadžić ist nicht nur ein guter Verteidiger, Karadžić, der noch vor Jahren die Vernichtung der bosnischen Muslime im Fernsehen propagierte, ist auch ein höflicher Angeklagter. Er bedankt sich bei den Zeugen und macht Pausen, damit ihm die Simultanübersetzer folgen können. Im Gerichtssaal ist er gut gekleidet – rosa Hemd, rote Krawatte, hellblaues Hemd, dunkelblaue Krawatte – und trägt stets eine Anstecknadel mit der Flagge der Republika Srpska, jener serbischen Einheit im heutigen Bosnien und Herzegowina, deren Präsident er einst war. Robinson hat sich die Idee abgeschaut, er trägt inzwischen auch eine Anstecknadel, mit den Flaggen der USA und der Uno.

Während des Prozesses dreht er sich nicht zu seinem Mandanten um, er durchsucht den Computer vor sich nach Dokumenten, markiert und kopiert Absätze, bespricht sich online mit seinen Mitarbeitern. Während Karadžić fragt, bereitet Robinson die nächsten Kreuzverhöre vor. Der Fall hat zwei Millionen Aktenseiten.

In den Pausen verschwindet Robinson mit Karadžić in Raum Nummer 24, einer winzigen Kammer mit blauer Tür. Hier lernt Karadžić die Menschen kennen, die für ihn arbeiten. Acht Mitarbeiter finanziert ihm das Tribunal, drei davon sind Ermittler auf dem Balkan, die anderen arbeiten mit Robinson in Den Haag. Bis zu zehn Praktikanten hat das Team.

Zum Dank verschenkt Karadžić gern Autogrammkarten von sich in einem braunen Anzug, mit gestreifter Krawatte und weißem Hemd. „Thank you for your work“ schreibt er darauf. Die Praktikanten nehmen sie mit als Erinnerung nach China und Australien.

Fast liebevoll erzählt Robinson von seinem Mandanten. In letzter Zeit fehle Karadžić die kreative Energie, um jene Gedichte zu schreiben, für die er auf dem Balkan bekannt ist. Über Karadžić’ Schuld will Robinson nicht spekulieren. Das, sagt er, sei die Aufgabe der Richter. „Ich könnte aber auch nicht sagen, dass ich in allen Punkten von seiner Unschuld überzeugt bin.“ Robinson kann seine persönlichen Zweifel begraben, damit Karadžić ein faires Verfahren bekommt. Rechtsstaaten funktionieren nur mit Männern wie Robinson.

Wenn der Krieg in Libyen vorbei sein und Muammar al-Gaddafi vor Gericht stehen wird, dann wird er einen Anwalt brauchen: Vielleicht empfiehlt ihm sein alter Freund Charles Taylor Courtenay Griffiths, den heimlichen Politiker. Vielleicht spielt Gaddafi Basketball im Gefängnishof mit General Perišić und hört von Guy-Smith, dem Mann mit den philosophischen Fragen. Karadžić würde ihm Robinson empfehlen. Und Robinson würde seine Pflicht erfüllen.

Allet jut

Ortstermin: *Im Berliner Bürgermeister-Wahlkampf arbeitet sich Renate Künast am Amtsinhaber Klaus Wowereit ab.*

Renate Künast redet seit zehn Minuten, aber es ist nicht ganz klar, wo sie hin will. Sie hat gesagt, Berlin sei ein „Sammelbecken für junge Kreative“, ein Ort von „Aufbruch und Dynamik“, „Träger der roten Laterne“, „Hartz-IV-Hauptstadt“, und sie hat Berlin mit einem Elfmeter verglichen. „Auf dem Elfmeterpunkt, da liegt der Ball“, sagt Künast. „Aber niemand macht ihn rein. Das Runde muss ins Eckige. Verstehen Sie?“

Künast schaut auf die Menschen im Saal. Niemand klatscht. Niemand versteht. Wo ist sie hier überhaupt? Wer sind die Leute vor ihr? Künast lächelt unsicher, so als müsse sie sich erinnern. Sie hat so viele Termine, sie jagt durch die Stadt, die sie bald regieren will. Aus dem Auto raus, Rede halten, Hände schütteln, mit irgendwelchen Leuten in irgendwelchen Gärten sitzen, ins Auto rein. Wo also ist sie hier? Ku’damm, richtig. Bei der Türkisch-Deutschen Unternehmervereinigung, okay.

Künast strafft sich und setzt noch mal an. „Die türkischen Unternehmen sind eine Stütze der Wirtschaft.“ Anschließend spricht sie über die Anerkennung ausländischer Qualifikationen, über Taxifahrer, sagt, dass „Gemüsehändler ein Job der Zukunft ist“, erinnert an die „Kraft-Wärme-Kopplung“ und wirbt für eine „Qualitätsoffensive an Schulen“. Künast spricht immer schneller, und als niemand mehr folgen kann und niemand mehr weiß, wie alles mit allem zusammenhängt, sagt Künast: „Und dann, sag ich mal, muss alles noch besser werden.“

Renate Künast ist 55 Jahre alt und will am 18. September Regierende Bürgermeisterin von Berlin werden. Es gab sicher Momente, da sah es so aus, als ob sie es schaffen könnte. Im Herbst lagen ihre Grünen in Umfragen bei 30 Prozent. Sie hatten die SPD und Klaus Wowereit überholt. Jetzt ist Sommer, und die Grünen liegen wieder hinten. Zwischen sechs und neun Prozentpunkten Rückstand, sagen die Umfragen. Und während Renate Künast weiterspricht, über „nachhaltigen Tourismus“ und die „Klimahauptstadt Berlin“, kann man kurz die Augen schließen und darüber nachdenken, warum es wohl auch Künast nicht schaffen wird, Klaus Wowereit zu besiegen. So wie es niemand geschafft hat in all den Jahren. Wowereit sitzt im Roten Rathaus wie ein dicker, gemütlicher Kater. Aber am Ende frisst er sie alle.

Der Erste, der es versuchte, war Frank Steffel von der CDU. Der „Kennedy von der Spree“. Im Hauptberuf war er Unternehmer, ein Teppichhändler aus Reinickendorf, der den Fehler machte, im Wahlkampf zu behaupten, München sei die schönste Stadt Deutschlands. Damit kann man in Berlin gleich einpacken. Gregor Gysi, der auch Bürgermeister werden wollte, war klüger und sehr beliebt – im Osten. Im Westen der Stadt dachten viele, wenn Gysi Bürgermeister wird, kommen die Russen zurück und stehen in 15 Minuten am Kurfürstendamm. Im vergangenen Wahlkampf, 2006, tauchte dann Friedbert Pflüger auf, Kandidat der CDU. Pflüger kam aus Hannover, was noch schlimmer ist als München in einer Stadt wie Berlin, die sich selbst auf Augenhöhe sieht mit New York. Oder wenigstens mit London. Wowereit brauchte gar kein Wahlprogramm. Er musste nur sagen „Hannover“ – und alle liefen ihm in die Arme.

Jetzt also Renate Künast, die neue Kandidatin. Sie war Bundesministerin, Grünen-Chefin und ist die ernsthafteste Herausforderin, die Wowereit je hatte. Kein Fallobst. Künast lebt seit über 30 Jahren in Berlin, hat also „street credibility“.

CARSTEN KOALL / DER SPIEGEL

Kandidatin Künast (M.) in Berlin-Mahlsdorf: *Klaus-Stadt, Wowi-Town*

Klaus Wowereit wohnt natürlich noch länger in Berlin und hat noch mehr „street credibility“. Seit 10 Jahren regiert Wowereit die Stadt, gefühlt sind es 20 Jahre. An die Vorgänger Diepgen und Momper kann man sich nur noch schattenhaft erinnern. Berlin ist Klaus-Stadt geworden. Wowi-Town. Warum? Das weiß niemand. Wowereits Erfolg ist ein Mythos. So wie die Berliner Luft.

Renate Künast, die Herausforderin, sagt zu den türkischen Unternehmern, sie möchte mal Inhalte transportieren. Probleme lösen. „Arbeit, Bildung, Klima, das sind die Kernpunkte“, sagt Künast. Sie sieht kämpferisch aus und ein bisschen zerzaust nach all den langen Tagen. Ihre Plakatkampagne trägt den Slogan: „Da müssen wir ran.“ An die Probleme der Stadt also. Wowereit hat keine Lust auf Probleme und deshalb den Slogan: „Berlin verstehen“. Künast setzt auf die Tat. Wowereit auf das Gefühl. Was soll man sagen? Gefühl reicht in Berlin vermutlich wieder völlig aus.

Es gibt keine Wechselstimmung in der Stadt. In den vergangenen Tagen brannten rund 30 Autos in den Straßen, aber auch das ist kein Gewinner-Thema.

Künast will überall ran, überall umbauen, und wahrscheinlich ist das richtig. Aber in Berlin wird schon überall umgebaut. Es gibt hier jede Woche so viel Veränderung, dass die Beständigkeitssehnsucht längst größer ist als die Veränderungssehnsucht. Alles dreht sich, aber einer bleibt: Klaus. Manchmal steigt er die Treppen des Rathauses hinab, streichelt dem Berliner über den Kopf und sagt: „Na, allet jut?“ Dann steigt er die Treppen wieder hinauf und gewinnt die Wahlen.

Es ist schon dunkel, als Renate Künast die türkischen Unternehmer verlässt. Die Nacht ist warm, der Ku’damm leer, und am Ende hat Renate Künast freundlichen Beifall bekommen, Essen und vielleicht ein paar Wählerstimmen. Zumindest vorläufig.

In zwei Tagen kriegen die Unternehmer wieder Besuch. Dann kommt Klaus Wowereit.

JOCHEN-MARTIN GUTSCH

ARBEITSMARKT

Regierung auf Konfrontationskurs

Die Bundesregierung bleibt bei der Auseinandersetzung um gesetzliche Änderungen in der Arbeitsmarktpolitik auf Konfrontationskurs mit dem Bundesrat. Im Juli hatten die Länder, auch mit den Stimmen der Unions-Ministerpräsidenten, einen Gesetzentwurf zur Straffung der Förderprogramme für Arbeitslose gestoppt und 32 Änderungswünsche benannt. Insbesondere wollen die Länder einen Verzicht auf Einschnitte bei der Existenzgründerförderung von Arbeitslosen und neue Arbeitsbeschaffungsprogramme auf Kosten der Bundesagentur für Arbeit. In seiner Sitzung am Mittwoch wird das Kabinett die Änderungswünsche ablehnen, wie aus der entsprechenden Vorlage hervorgeht. Die Bundesregierung halte an dem „beschlossenen Gesetzentwurf fest“, da er „ein klares, in sich stimmiges Konzept“ verfolge. Mit ihren Straffungen will die Regierung rund zwei Milliarden Euro im Jahr einsparen.

DAVIDS / DARMER

Fassadenreiniger

LENNART PREISS / DAPD

Berggruen

KARSTADT

Kontrollierte Kontrolleure

Der rigide Umgang der neuen Karstadt-Eigner mit der Öffentlichkeit sorgt für Ärger im Aufsichtsrat. Anlass ist das Protokoll der Sitzung des Kontrollgremiums von Anfang Juli. Bei dem Treffen hatte Karstadt-Chef Andrew Jennings seine Strategie vorgestellt – die dazugehörige Präsentation findet sich aber nicht im Protokoll. „Das ist ungewöhnlich und zeigt das Misstrauen von Geschäftsführung und Aufsichtsratsvorsitz gegenüber dem eigenen Kontrollgremium“, sagt ein Aufsichtsrat. In der Sitzung kritisierten verschiedene Aufsichtsräte den „katastrophalen Umgang“ mit den Medien. „Die Geschäftsführung hat ein gespaltenes Verhältnis zur Presse“, so ein anderer Aufsichtsrat, „wir werden immer wieder aufgefordert, einfach die Klappe zu halten.“ Bereits Ende Mai hatte Jennings in einem internen Schreiben kritisiert, dass „bisweilen Informationen unter Umgehung der geeigneten Kanäle ihren Weg zu den Medien fanden“, und mit strafrechtlichen Konsequenzen gedroht. Die Warenhauskette des insolventen Arcandor-Konzerns wurde zum 1. Oktober 2010 von dem deutsch-amerikanischen Investor Nicolas Berggruen übernommen, kulturelle Unterschiede sorgen seither immer wieder für Spannungen.

ELTERNGELD

Unmut über Kauder

Unionsfraktionschef Volker Kauder (CDU) sorgt mit seinem Vorstoß, das Elterngeld nach 2013 auf den Prüfstand zu stellen, für erheblichen Unmut in der Union. „Der Erfolg des Elterngeldes lässt sich nicht nach kurzer Zeit unmittelbar an der Geburtenrate ablesen“, sagt die neue saarländische Regierungschefin Annegret Kramp-Karrenbauer (CDU). Die Leistung sei dennoch richtig, „weil sie jungen Familien ermöglicht, Kinder und Beruf in Einklang zu bringen“. Der Chef der Jungen Gruppe der Unionsfraktion im Bundestag, Marco Wanderwitz (CDU), und die stellvertretende CSU-Generalsekretärin Dorothee Bär erklären, das Elterngeld sei „einer der zentralen Bausteine der Familienpolitik der Union“. Es müsse „zumindest in der bestehenden Weise fortgeführt werden“. Unterstützung erhielt Kauder dagegen vom parlamentarischen Geschäftsführer der CSU-Landesgruppe im Bundestag, Stefan Müller. „Mit Milliardeninvestitionen für Elterngeld und Vätermonate kann sich der Staat eine höhere Geburtenrate nicht erkaufen“, sagt Müller. Es gebe bessere Möglichkeiten, Eltern zu unterstützen. „Dazu gehört der Ausbau von Betreuungsmöglichkeiten und Hilfen für Eltern, die ihre Kinder zu Hause betreuen.“ Das Elterngeld gilt als Prestigeobjekt der ehemaligen Bundesfamilienministerin Ursula von der Leyen (CDU) und kostet rund vier Milliarden Euro im Jahr. Nach dem Geburt eines Kindes können beide Elternteile zusammengerechnet 14 Monate mit der Arbeit aussetzen.

MARIUS BECKER / DPA

Von der Leyen

E-COMMERCE

Frust beim Sommerschlussverkauf im Netz

Bei Europas größtem Online-Shopping-Club Vente-Privée sorgt der Sommerschlussverkauf für schwere Verstimmungen unter der Kundschaft. Nach mehreren Ausverkaufswochen beschweren sich viele Mitglieder über Frust bei der virtuellen Schnäppchenjagd. „Unverschämtheit“, „Sauerei“, „So geht man nicht mit Kunden um“ lauten nur einige der Kommentare im Forum des französischen Internethändlers, der 2001 von Jacques-Antoine Granjon und weiteren Partnern gegründet wurde. Der Grund für die Klagen: Jeden Morgen um neun Uhr werden die bis zu 80 Prozent reduzierten Artikel feiner Markenhersteller ins Netz gestellt – und sind bereits wenige Sekunden später ausverkauft.

ULLSTEIN BILD

Auch die dynamische Suchmaschine, die noch verfügbare Produkte aufspüren soll, taugt kaum. Die Waren, die sie findet, sind meistens auch vergriffen. Aufgrund der attraktiven Preise sei die Nachfrage ganz besonders hoch, räumt Vente-Privée ein und rät seinen Mitgliedern, ihr Glück etwas später zu versuchen, wenn die Rückläufe der Warenkörbe eintrudeln. Das sei ja nur praktikabel für Hausfrauen und Arbeitslose, spotten die Kunden. Da sehnt man sich doch nach dem guten alten Wühltisch-Nahkampf zurück.

Granjon

KRANKENKASSEN

Rechnungshof fordert mehr Transparenz

Der Bundesrechnungshof fordert mehr Transparenz bei den Finanzen der gesetzlichen Krankenversicherungen. Viele Kassen seien mit „mittelgroßen und großen Kapitalgesellschaften vergleichbar“, heißt es in einem Brief der Behörde an die gesetzlichen Krankenkassen. „Damit steigt das Bedürfnis, die finanzielle Lage einer Krankenkasse möglichst genau beurteilen zu können.“ Es sei deshalb zu überlegen, ob – entgegen der bisherigen Praxis – nicht die wesentlichen Positionen der Jahresrechnung veröffentlich werden sollten. Bisher ist keine Krankenkasse verpflichtet, ihre Bilanzen öffentlich zu machen. Der Bundesrechnungshof bemängelt zudem, dass „keine besonderen Anforderungen an die Sachkunde und die Unabhängigkeit des Prüfers“ der Jahresrechnungen gestellt würden. Die Behörde empfiehlt deshalb, „Qualitätsstandards und Mindestanforderungen“ zu entwickeln.

ZITAT

„Wo Hitler mit seinen militärischen Mitteln versagte, sind die modernen Deutschen erfolgreich, durch Handel und Finanzdisziplin. Willkommen im Vierten Reich.“

Simon Heffer, „Daily Mail“-Kolumnist

Märkte außer Kontrolle

Spekulanten wetten gegen den Euro, Banken gehen unkalkulierbare Risiken ein, und die Börsen spielen verrückt: Die Finanzindustrie ist zu einer Bedrohung für die globale Gesellschaft geworden. Denn ihre Krisen sind keine Fehler des Systems, der Fehler ist das System selbst.

WELTFINANZ KRISE

Der Feind wirkt freundlich und unprätentiös, Typ ältlicher Soziologieprofessor, die Schuhe abgewetzt, das ergraute Haar schütter. In seinem Büro in Manhattan reiht sich Buch an Buch in dunklen Holzregalen vom Boden bis zur Decke, dazwischen eine Büste von Theodore Roosevelt und ein antikes Fernrohr.

John Taylor leitet FX Concepts, einen Hedgefonds, der sich auf Spekulationen mit Währungen spezialisiert hat. Es ist weltweit der größte seiner Art. Deshalb wird Taylor mitverantwortlich gemacht für den Absturz des Euro. Leute wie er sollen die Staatskrise in Griechenland verschlimmert und den Zusammenbruch Irlands beschleunigt haben.

Menschen wie Taylor seien „wie ein Wolfsrudel“, das ganze Länder „in Stücke reißen“ wolle, klagte Schwedens Finanzminister Anders Borg. Deswegen müssten sie „ohne Gnade“ bekämpft werden, wetterte Frankreichs Präsident Nicolas Sarkozy. „Sie sind wie Plünderer nach dem Hurrikan“, sagte der ehemalige New Yorker Generalstaatsanwalt Andrew Cuomo.

Die „Bild“-Zeitung prangerte Taylor persönlich online an unter der Schlagzeile: „Dieser Mann zockt gegen den Euro.“ Das jedenfalls macht Taylor mit durchaus großem Erfolg: Während Griechenland die Pleite droht, wird der Amerikaner unter den 25 bestverdienenden Hedgefonds-Managern der Welt aufgeführt.

Taylor ist ein belesener Mann, er philosophiert gern über den Wiener Kongress und die Römischen Verträge, deswegen stellt sich erst recht die Frage: Will dieser Mann wirklich den Euro kaputtspekulieren? Hat er Griechenland auf dem Gewissen?

Taylor verzieht das Gesicht und seufzt. Er hat die Fragen erwartet. „Die Politiker suchen doch nur einen Sündenbock dafür, wenn ihr Land den Bach runtergeht“, sagt er. „Total bescheuert“ seien solche Vorwürfe gegen Hedgefonds-Manager wie ihn. „Ich bin doch kein Rothschild, der das Geld reicher Leute investiert.“ Er arbeite mit dem „capital of the people“: Volkskapital. Und das müsse er schützen und vermehren. Nie habe ihn eine der deutschen Pensionskassen, die bei ihm Geld investieren, angerufen und ermahnt: Wette nicht gegen den Euro!

So reden sie alle, die Manager der Finanzindustrie, die Banker und die Chefs von großen Fonds. Sie seien nicht verantwortlich für die Krise der Euro-Länder und die Turbulenzen auf den Finanzmärkten. Sie handelten rein rational im Interesse ihrer Anleger.

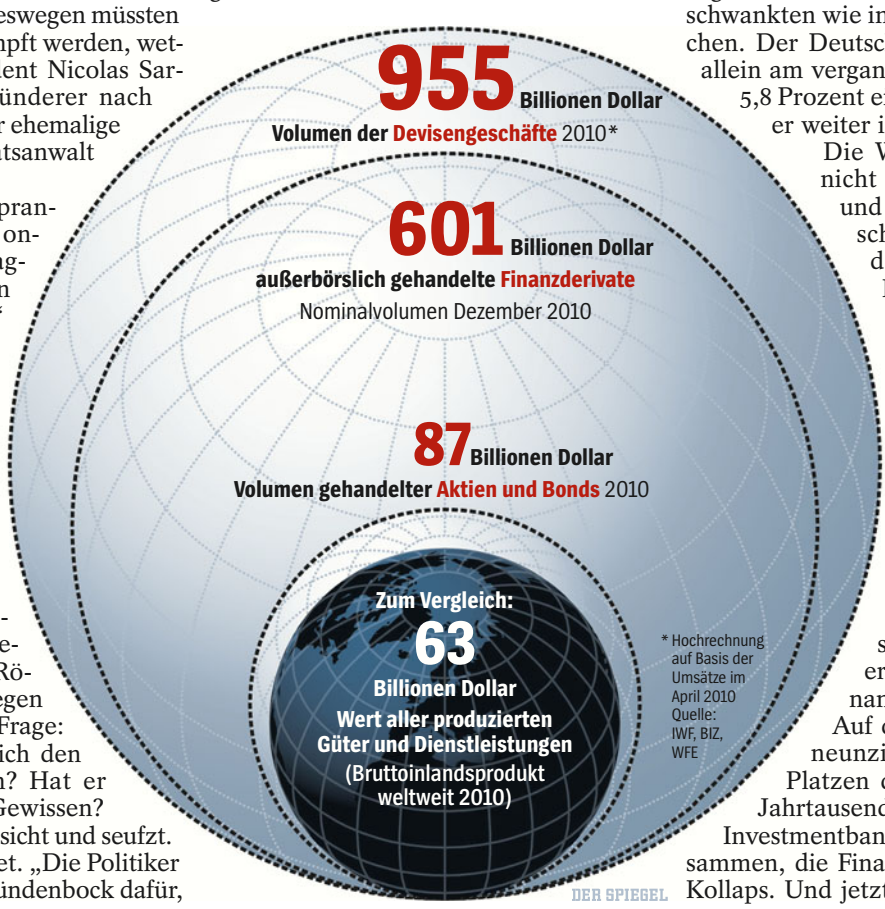
Tatsächlich treiben die Finanzmärkte die Politiker vor sich her. Wenn Sarkozy seinen Urlaub unterbricht, nehmen sie gerade Frankreich ins Visier – weil sie glauben, dass die Lage des Landes schlimmer ist als angenommen. Wenn sich Silvio Berlusconi und sein Finanzminister Giulio Tremonti streiten, attackieren sie gerade Italien – weil sie am Willen der Regierung zweifeln, ernsthaft zu sparen. Sie nutzen jede Schwäche und jedes Gerücht, um mal gegen das eine, mal gegen das andere Land zu spekulieren.

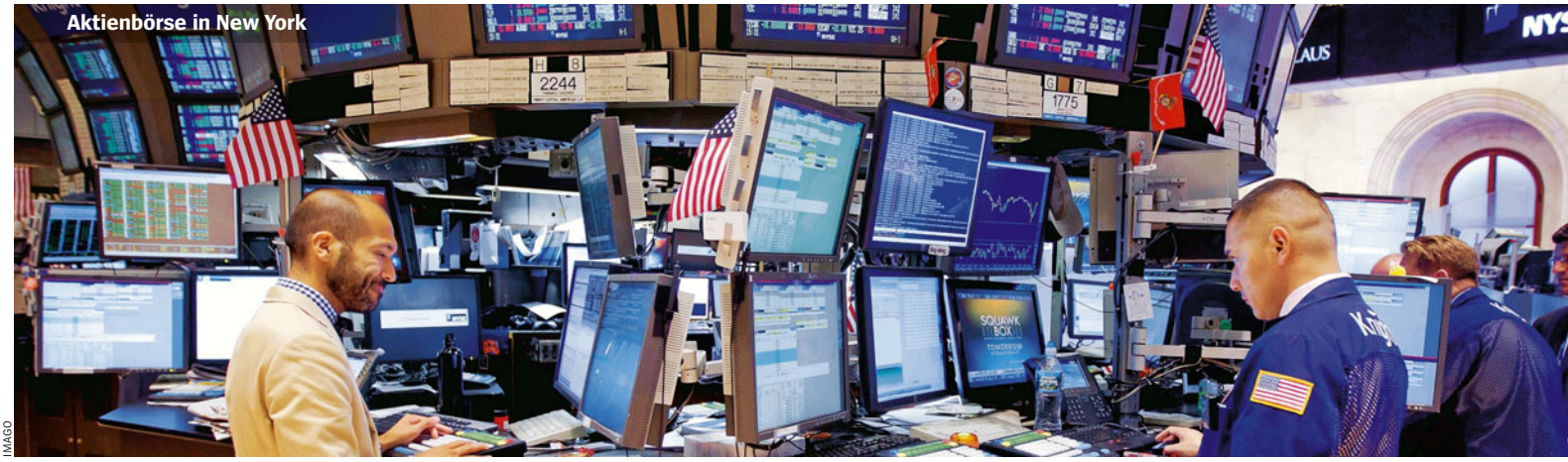
Und so verschärfen sie die Krise. Denn ist ein Land erst einmal im Gerede, dann werden auch andere Anleger nervös. Dann stoßen Pensionsfonds und Versicherer ebenfalls Anleihen und Aktien ab, aus Angst vor weiter sinkenden Kursen. Schließlich nährt die Angst die Angst, und dann bricht Panik aus.

Derzeit sind die Aktienbörsen in Aufruhr. Selbst die erfahrensten Aktienhändler können sich an keine Zeit erinnern, in der die Kurse von Tag zu Tag und oft sogar innerhalb eines Tages so stark schwankten wie in den vergangenen Wochen. Der Deutsche Aktienindex brach allein am vergangenen Donnerstag um 5,8 Prozent ein, am Freitag rauschte er weiter in die Tiefe.

Die Weltwirtschaft kommt nicht zur Ruhe, Einbrüche und Krisen gehören inzwischen zum Alltag. Und deshalb stellt sich die Frage, weshalb die Finanzmärkte so außer Rand und Band sind. Sie haben sich zur permanenten Bedrohung für die globale Wirtschaft entwickelt. Aber wie lässt sich diese Gefahr noch bannen?

Es kann kein Zufall sein, dass sich die Zahl und die Dimension der Verwerfungen erhöhten, seit sich die Finanzindustrie ausbreitete. Auf die Asien-Krise in den neunziger Jahren folgte das Platzen der Internet-Blase zur Jahrtausendwende, 2008 brach die Investmentbank Lehman Brothers zusammen, die Finanzwelt stand vor dem Kollaps. Und jetzt fürchten viele Millio-





Aktienbörse in New York

IMAGO

Rohstoffbörse in Chicago

SCOTT OLSON

Schautafel der Börse in Tokio

IMAGO

Handelsraum der Commerzbank in Frankfurt am Main

HANNELORE FOERSTER / EOOPIX

nen Bürger den Gelduntergang, denn der Euro ist in Gefahr – und etliche Staaten bis hinauf zu den USA ächzen unter Billionenschulden.

Nicht für alle Krisen der globalen Wirtschaft ist die Finanzindustrie verantwortlich, zu der alle zählen, die mit Wertpapieren, Währungen, Geld und daraus abgeleiteten Produkten, sogenannten Derivaten, handeln. Es bedurfte auch der Politiker, die zu viele Schulden anhäuften und den Banken zu große Freiheiten einräumten. Aber ohne die destruktive Kraft der Banken, Hedgefonds und anderer Investmentgesellschaften stünde die Welt nicht da, wo sie heute steht – am Abgrund.

Rasant wuchs die Branche, immer größer wurden die Summen, mit denen sie auf die Entwicklung von Aktien, Rohstoffen und Staatsanleihen spekulierte. Komplex und immer komplexer wurden die Produkte, die sie entwickelte, um aus Geld noch mehr Geld zu machen. Und unkalkulierbar wurden die Risiken, die sie dabei in Kauf nahm.

Ausgerechnet dieser Teil der Wirtschaft zieht wegen seiner hohen Gehälter auch noch die besten Uni-Absolventen ihres Jahrgangs an. Diese junge Elite tüftelt nicht neue Produkte aus, die das Leben der Menschen erleichtern, sie gründet keine neuen Firmen, die den Fortschritt vorantreiben – sie entwickelt mit großem Aufwand ausgeklügelte Finanzprodukte, die nur dem Zweck dienen, dass ihre Arbeitgeber – und am Ende auch sie – noch mehr verdienen. Im Zweifel auf Kosten anderer Marktteilnehmer. Oder auf Kosten ihrer Kunden.

Viele Dinge, die an der Wall Street und in der Londoner City geschähen, seien „sozial nutzlos“, sagt Lord Adair Turner, immerhin Chef der Londoner Finanzaufsicht. Es würden oft keine realen, für die Gesellschaft nützlichen Werte geschaffen. Von Paul Volcker, dem langjährigen Chef der US-Notenbank, stammt das Bonmot, die einzig nützliche Finanzinnovation der vergangenen Jahrzehnte sei der Geldautomat gewesen.

Einst versorgten die Banken die Wirtschaft nur mit Geld, sie waren ein Dienstleister, eine Art Energieversorger, mehr nicht. Inzwischen hat sich die Finanzindustrie von der Güterwirtschaft weitgehend abgekoppelt, der Diener hat sich zum Herrn aufgeschwungen.

Wohin das führen kann, zeigte sich vor knapp drei Jahren. Die Banken hatten den Amerikanern im Übermaß Immobilienkredite angedreht, ohne Rücksicht auf die Zahlungskraft ihrer Kunden. Die Risiken packten sie in neue Finanzprodukte und reichten diese weiter. Doch offenbar hatte kaum jemand verstanden, wie diese Produkte wirklich funktionierten. Denn als die Blase der sogenannten Subprime-Kredite schließlich platzte, zogen sie die ganze Finanzwirtschaft mit in den Abgrund. Die großen Finanzkonzerne waren am Ende, sie mussten den Staat um Hilfe bitten.

Die Hilfe wurde gewährt – und eine historische Chance vertan. Keine der mächtigen Banken wurde zerschlagen, nur wenige der gefährlichen Finanzprodukte wurden verboten. Es konnte weiterhin mit dem billigen Geld der Notenbanken spekuliert werden.

Und so erholte sich die Finanzindustrie schnell. Jetzt ist sie wieder so mächtig wie früher. Und genauso gefährlich – für die Wirtschaft wie für die gesamte Gesellschaft.

In keiner Branche kann man so schnell so reich werden wie in der Finanzindustrie.

Auch leidenschaftliche Anhänger der Marktwirtschaft fragen sich inzwischen, wie es kommen konnte, dass eine Wirtschaftsform, die so lange so gut funktionierte, so außer Kontrolle geraten konnte. In einem aufsehenerregenden Kommentar geißelte der konservative britische Publizist Charles Moore im „Daily Telegraph“ am 30. Juli die Banken, die die Gewinne an sich reißen und die Verluste an den Steuerzahler weiterreichen: „Die Banken kommen nur noch ‚nach Hause‘, wenn sie kein Geld mehr haben. Dann geben unsere Regierungen ihnen neues.“

Moore fragt sich, ob die Linke mit ihrer Kritik am kapitalistischen System am Ende nicht doch recht hatte. „FAZ“-Herausgeber Frank Schirrmacher griff in der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ diesen Gedanken auf. „Ein Jahrzehnt enthemmter Finanzmarktökonomie entpuppt sich als das erfolgreichste Resozialisierungsprogramm linker Gesellschaftskritik“, schrieb Schirrmacher.

Selten war die Spaltung der westlichen Gesellschaften tiefer, nie waren die Einkommensunterschiede größer. In keiner Branche kann man so schnell so reich werden wie in der Finanzindustrie, wo die Investmentbanker einen Großteil der Gewinne unter sich aufteilen und Hedgefonds-Manager viele Millionen verdienen, manche sogar Milliarden – pro Jahr.

Gleichzeitig fordern die Märkte permanent höhere Renditen. Wer ihre Erwartungen nicht erfüllt, wird abgestraft, sein Aktienkurs sinkt, seine Kreditkosten steigen. Die Unternehmen müssen sich diesen Anforderungen anpassen, sie drücken die Löhne und halten ihre Belegschaften möglichst klein.

Kaum irgendwo in Europa sind diese Unterschiede so offensichtlich wie in London, dem Finanzzentrum Europas. In den Nobelvierteln führen die Banker ein Luxusleben, als hätte es nie eine Krise gegeben, in den armen Vierteln wohnen Menschen, die jede Hoffnung aufgegeben haben. Viele Beobachter sehen darin eine der Ursachen für die Unruhen der vergangenen Wochen.

Doch noch immer, meint Heiner Flassbeck, Chefökonom der Uno-Organisation für Welthandel und Entwicklung, „scheint die Zeit nicht reif, die Krise nicht heftig genug gewesen zu sein, um – dem neoliberalen Zeitgeist zum Trotz – der Wirtschaftspolitik ein klares Primat gegenüber spekulationsanfälligen Märkten einzuräumen und die Finanzwirtschaft konsequent auf ihre dienende Funktion für die Realwirtschaft zu beschränken“.

Flassbeck sieht in den Krisen der globalisierten Wirtschaft „eine gemeinsame Wurzel. Es ist die Unfähigkeit der Ökonomen, die Welt angemessen zu deuten“. Weil Finanzmärkte ganz anders funktionieren als Gütermärkte, dürften sie niemals sich selbst überlassen werden.

Ausgerechnet einem Literaturwissenschaftler ist es gelungen, den Irrsinn der Finanzmärkte – und das Unvermögen der Ökonomen – am schärfsten zu sezieren. Mit seinem kleinen Buch „Das Gespenst des Kapitals“ hat Joseph Vogl einen heimlichen Bestseller geschrieben, der, obwohl mühsam zu lesen, weit über die Feuilletons hinaus Aufsehen erregte – auch in der Ökonomie.

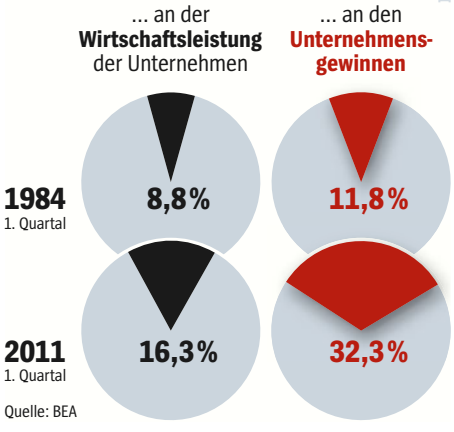
Seine These: Krisen sind keine Betriebsunfälle des Finanzsystems. Vielmehr führt das System zwangsläufig zu neuen Krisen.

Vogl sitzt in seinem Arbeitszimmer in der Berliner Humboldt-Universität mit Blick auf den Dom. Er ist ganz in Schwarz gekleidet und raucht Kette, an der Wand hängen Schwarzweißbilder aus dem Paris der späten sechziger Jahre. Sie zeigen seine Vorbilder, die Philosophen Jean-Paul Sartre, Simone de Beauvoir und, mit Megafon, Michel Foucault.

Als die Investmentbank Lehman Brothers unterging, lehrte Vogl gerade in Princeton. Er hatte von Finanzmärkten

Club der Gewinner

Anteil des US-Finanzsektors …



Quelle: BEA

DER SPIEGEL

PATRICK KOVARIK / AFP

Euro-Partner Sarkozy, Merkel in Paris am vorigen Dienstag: *„Diese Krise darf sich auf absehbare Zeit in dieser Art nicht wiederholen“*

keine Ahnung, doch ihn faszinierte die „verwirrende Empirie“, die mit den Theorien so gar nichts zu tun hatte.

Denn in der Theorie führt die unsichtbare Hand des Markts, einem göttlichen Wesen gleich, immer zu einem Gleichgewicht, so hat es Adam Smith 1776 in seinem Klassiker „Wohlstand der Nationen“, der „Bibel der Ökonomen“ (Vogl), geschrieben. Und so wird es an den Universitäten noch immer gelehrt.

Doch Exzesse wie an den Finanzmärkten hätte es, folgt man der Theorie, nie geben dürfen. Und so liegt für Vogl die Vermutung nahe, „dass sich die kapitalistische Ökonomie keineswegs so verhält, wie sie sich verhalten sollte“.

Während sich die Theorie eher an der Ökonomie eines Wochenmarkts orientiert, herrschen an den Finanzmärkten ganz andere Verhältnisse, hier werden nicht Waren, sondern Erwartungen gehandelt, hier werden spekulative Geschäfte mit spekulativen Geschäften abgesichert. Vogl beschreibt das Prinzip so: „Jemand, der eine Ware nicht hat, sie weder erwartet noch haben will, verkauft diese Ware an jemanden, der diese Ware ebenso wenig erwartet oder haben will und sie auch tatsächlich nicht bekommt.“

Ein solcher Markt wird immer zu Übertreibungen neigen – in die eine wie in die andere Richtung.

Paul Woolley sieht das genauso, allerdings aus einem anderen Blickwinkel. Er kennt die Finanzmärkte bestens, er war selbst ein Teil von ihnen, in der Londoner City brachte er es zum vielfachen Millionär. Vier Jahre lang arbeitete er bei der traditionsreichen Barings Bank, die dann von einem kleinen englischen Händler in Singapur zugrunde gerichtet wurde. Später ging er zu dem amerikanischen Vermögensverwalter GSO, um sehr reiche Menschen noch reicher zu machen.

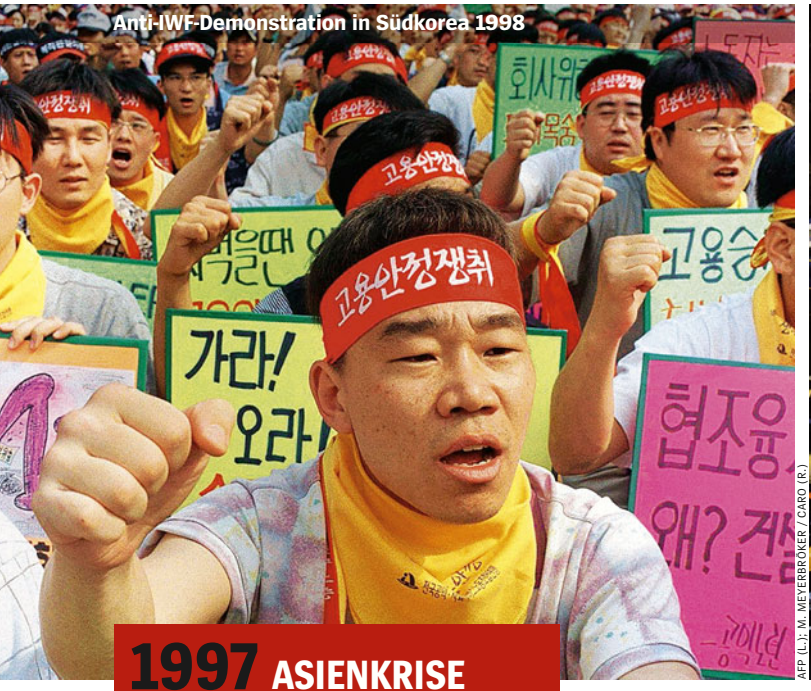
Woolleys Erfahrung: Dass Finanzmärkte effizient sind, ist ein Irrglaube. „Alle Akteure an den Finanzmärkten agieren für sich genommen rational, aber das Ergebnis dieses Prozesses kann eine Katastrophe für die Menschheit sein“, sagt er.

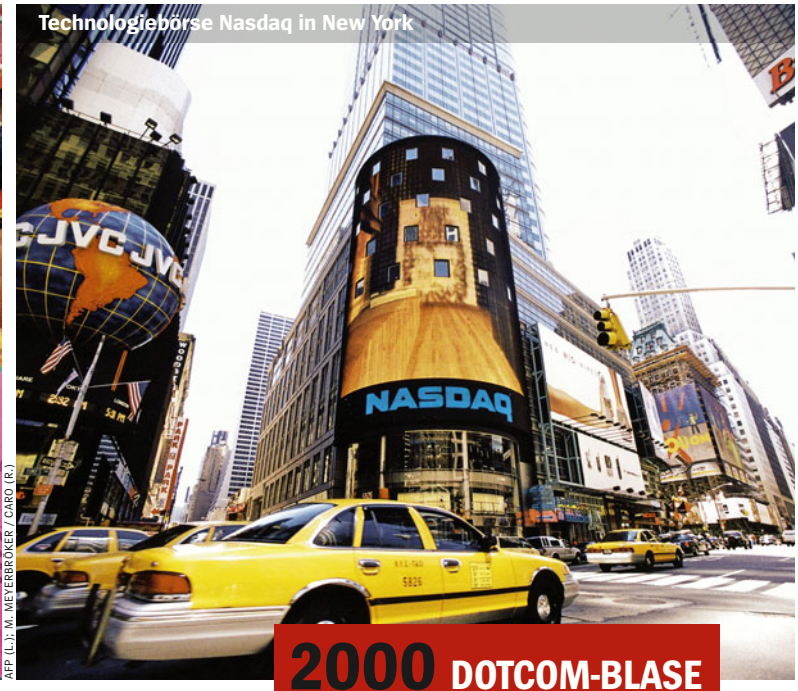
Der mittlerweile 71-Jährige trägt noch immer einen Nadelstreifenanzug, Krawatte und weißes Hemd, aber inzwischen arbeitet er in einem mit wissenschaftlichen Studien vollgestopften Mini-Büro der renommierten London School of Economics. Woolley hat der Elite-Uni vier Millionen Pfund und ein „Zentrum für das Studium nicht funktionierender Kapitalmärkte“ gestiftet.

Er will beweisen, wie gefährlich die Finanzmärkte sind. „Es ist wie ein Krebsgeschwür, das immer weiterwächst“, sagt er. Es sei durch nichts zu rechtfertigen, dass diese Industrie in guten Jahren über 40 Prozent aller US-Unternehmensgewinne einfährt, die höchsten Gehälter zahlt – und in schlechten Jahren von der Allgemeinheit gerettet wird.

In den vergangenen Monaten hat Woolley vor dem Anlageausschuss des Internationalen Währungsfonds und in der Harvard-Universität vor großen Vermögensverwaltern der USA geredet. Er kann seine wissenschaftlichen Thesen in der Sprache des Markts vortragen – und die Unruhe ist mittlerweile so groß, dass der Revolutionär in Nadelstreifen angehört wird.

Der einstige Vermögensverwalter hatte sein Aha-Erlebnis, als im Jahr 2000 die Technologieblase am Neuen Markt und an der Wall Street platzte. Immer wieder hatte er seinen Kunden, den großen Fondsgesellschaften dieser Welt, erklärt, dass kleine, verlustträchtige Technologie-


Anti-IWF-Demonstration in Südkorea 1998



Technologiebörse Nasdaq in New York

AFP (L.); M. MEYERBRÖKER / CARO (R.)

1997 ASIENKRISE

In den südostasiatischen Schwellenländern platzt die Spekulationsblase, die durch eine exzessive Ausweitung der Kreditvergabe entstanden war. Immobilien- und Aktienmärkte dort brechen ein, die Währungen verfallen, und es folgt eine schwere Rezession.

2000 DOTCOM-BLASE

Der Internet-Hype führt zu einem irrationalen Run auf Aktien von Unternehmen der sogenannten New Economy. Als die Spekulationsblase platzt, verlieren auch viele Kleinanleger ihr Vermögen. Die US-Zentralbank reagiert mit Zinssenkungen, um die Konjunktur zu stützen.

werte nicht auf Dauer an der Börse mit Milliarden bewertet würden.

Es half nichts: Die Kunden seiner Fondsgesellschaft GMO zogen 40 Prozent ihres Geldes ab, weil die GMO nicht weiter in Technologiewerte investierte.

Immer wieder hat Woolley dieses Phänomen beobachtet, „die Herde trampelt einem Trend hinterher, bis der Crash da ist“. Auch die Gesellschaft zahle dabei einen hohen Preis. „Die Finanzindustrie macht einen ziemlich guten Job, die Gesellschaft zu zerstören“, sagt Woolley. Viele seiner ehemaligen Kollegen hätten ein schlechtes Gewissen, „sie können gar nicht glauben, dass die Finanzindustrie immer noch damit durchkommt“.

Banker haben seiner Analyse nach einen hohen Anreiz, möglichst komplizierte und intransparente Produkte zu konstruieren. Dort können sie Renditen jenseits der 25 Prozent erwirtschaften, weil die Kunden gar nicht verstehen, wie sie übers Ohr gehauen werden. Strukturierte Anleihen mit Immobilienkrediten, deren Risiken am Ende selbst ihre Erfinder nicht mehr verstanden, oder auch die Kreditausfallversicherungen, mit denen man wunderbar auf die Pleite ganzer Staaten wetten kann, sind nur die bekanntesten Beispiele.

Je mehr auf den Märkten los ist, je höher die Ausschläge, desto höher die potentiellen Gewinne. Wenig fürchten die Händler in den Investmentbanken und die Hedgefonds mehr als einen langweiligen Markt – wenn die Wirtschaft vor sich hin schnurrt und die Kurse kaum Bewegung zeigen. Was in der realen Wirtschaft die Manager und ihre Arbeitnehmer aufatmen lässt, führt in der Finanzwirtschaft häufig zur Depression.

Vor zwei Wochen brach der Kurs der Pariser Großbank Société Générale um 14 Prozent ein. Am Vortag hatte die britische Zeitung „Daily Mail“ über angebliche Schwierigkeiten der Bank berichtet. Deren umgehendes Dementi half nichts, das Gerücht war in der Welt. Ob es stimmte oder nicht, interessierte offenbar niemanden. Später wurde kolportiert, die britische Zeitung habe einen Sommer-Roman der französischen Zeitung „Le Monde“ über ein Auseinanderbrechen der Euro-Zone und eine Schieflage der Société Générale im Jahr 2012

„Finanzmärkte haben einen sicheren Weg, die Zukunft vorherzusagen: Sie schaffen sie.“

für wahr gehalten – was wiederum die britische Zeitung dementierte.

Diese Geschichte wirkt fast antiquiert, denn heute werden die Kurse meist von Computern gemacht. Als die Deutsche Börse beschloss, aus Frankfurt in das benachbarte Eschborn zu ziehen, stieg dort der Bedarf an klimatisierten Kellerräumen rapide an. Sogenannte Hochfrequenzhändler, aber auch Banken stellten Supercomputer der neuesten Generation auf. Die sind so programmiert, dass sie selbständig im Millisekundenbereich Aktien kaufen oder verkaufen können und so auf die neuesten Trends an der Börse setzen.

Wer die kürzeste Leitung zur Börse hat, der kann vielleicht die entscheidende Millisekunde vor der Konkurrenz auf ein Preissignal setzen. In jeder Sekunde kann der Computer, viel besser als jeder Mensch, Hunderte weiterer Signale verarbeiten. Aber solche Programme können einen Crash auch verstärken – oder sogar auslösen.

Am 6. Mai 2010 krachte die Wall Street innerhalb weniger Minuten um fast zehn Prozent nach unten – und auch heute weiß noch niemand genau, was damals der Grund war. Weil so etwas immer häufiger passiert, hat die US-Aufsicht den Computern im Notfall eine Pause verordnet. Wenn der Preis einer Aktie innerhalb von fünf Minuten um zehn Prozent gefallen ist, wird der Handel gestoppt, und die Menschen dürfen überlegen, ob überhaupt ein realer Grund vorliegt.

Woolley hält diese Vorschrift für unzureichend. Er fordert ein striktes Verbot des Hochfrequenzhandels, dessen sozialer Wert sei gleich null, meint er.

Im Devisenhandel geben schon lange die Computer die Richtung vor. Die Währungsmärkte seien inzwischen „zu kompliziert für die menschlichen Gedankenabläufe“, sagt der New Yorker Hedgefonds-Manager Taylor. Ein Großteil seiner rund 60 Mitarbeiter sind IT-Experten, Mathematiker und Ingenieure. Sie füttern die Computer mit riesigen Datenmengen:

Ex-Lehman-Chef Richard Fuld, Oktober 2008

Protest gegen die Sparpläne in Athen 2010

SUSAN WALSH / DDP IMAGES / AP (L.); PANAGIOTIS MOSCHANDREOU / DPA (R.)

2007 FINANZKRISE

Der US-Häusermarkt bricht ein, damit auch der Markt für verbriefte Immobilienkredite – Auslöser einer Welt-Finanzkrise. Mit Milliardenprogrammen versuchen die Industrieländer angeschlagene Banken zu stabilisieren und die am Boden liegende Konjunktur anzukurbeln.

2010 EURO-KRISE

Griechenland kann sich nicht mehr am Kapitalmarkt refinanzieren. Auch die Zinskosten anderer Euro-Krisenländer steigen bedrohlich. Nach Griechenland müssen Irland und im April 2011 auch Portugal Finanzhilfen der EU und des IWF beantragen.

Bruttoinlandsprodukte, Zinsen, Rohstoffpreise, Inflationsraten. „Nur mit den aktuellen politischen Entwicklungen kommen die Computer nicht mit, dafür bin ich dann da.“ Doch am Ende folge das Geld vor allem den Anweisungen, die der Computer ausspucke, sagt Taylor.

Doch ganz glaubt er selbst nicht an die Mär von den rein rationalen Märkten, die nur der Logik der Zahlen gehorchten.

George Soros etwa, der legendäre Spekulant, „der intrigiert ganz sicher gegen den Euro“, so Taylor. Soros verneinte das zwar vergangene Woche im Gespräch mit dem SPIEGEL (33/2011). Aber er sagte auch: „Die Finanzmärkte haben einen sehr sicheren Weg, die Zukunft vorherzusagen: Sie schaffen sie selbst.“

Der 81-Jährige gehört zu den Mitbegründern der Hedgefonds-Industrie. Anfang der neunziger Jahre wurde er mit einem Schlag zum Synonym für den skrupellosen Spekulanten, der jede kleinste Systemschwäche ungeachtet der Folgen ausnutzt: Soros lieh sich damals zehn Milliarden Pfund, verkaufte sie wieder und trat damit eine Spekulationswelle los, so dass die Bank of England nicht mehr die festen Wechselkurse des Pfund gegenüber den anderen Währungen des Europäischen Wechselkurs-Systems (EWS) halten konnte. Das Pfund musste abgewertet werden und das EWS verlassen. Soros konnte die Summe, die er sich von der Bank geliehen hatte, zum niedrigeren Kurs zurückkaufen. Mit dieser Wette verdiente er über eine Milliarde Dollar.

Normalerweise können einzelne Spekulanten wie Soros oder Taylor den Markt nicht allein so stark bewegen. Aber sie können einen Trend vorgeben, dem andere folgen. Denn Anleger sind Herdentiere: Lemmingen gleich stürzen sie auf den Abgrund zu, wenn nur einige entschlossen genug vorangehen.

Durch die Krise sind einige dieser Spekulationfonds noch größer und mächtiger geworden, denn etliche kleinere Konkurrenten mussten aufgeben. Die Kunden geben ihr Geld ohnehin lieber den großen Playern, das scheint ihnen sicherer.

Der Hedgefonds von John Paulson etwa, derzeit erfolgreichster Spekulant der Welt, schwoll in den vergangenen zwei Jahren auf rund 30 Milliarden Dollar an. Mit diesen Einlagen schließt er Wetten in immer größerem Stil ab.

Noch vor wenigen Jahren war Paulson weitgehend unbekannt, doch dann setzte er viel Geld auf den Zusammenbruch des amerikanischen Hypothekenmarkts. Investmentbanken wie Goldman Sachs konstruierten eigens für ihn Wertpapiere, die auf faulen Hypotheken beruhten. Sie verkauften die Papiere an Investoren weiter, die an deren stabilen Wert glaubten – und damit Milliarden verloren. Paulson dagegen profitierte, 2007 verdiente er knapp vier Milliarden Dollar.

Hedgefonds arbeiten oft mit Investmentbanken zusammen, und oft verhalten sich Banken auch wie Hedgefonds. Die Übergänge sind fließend. Kritiker sehen in der Deutschen Bank inzwischen eher einen riesigen Hedgefonds als eine normale Bank.

Im Devisenhandel ist die Deutsche Bank global die Nummer eins. Sie kommt auf einen Marktanteil von 16 Prozent im weltweiten Handel mit Dollar, Franken, Yen und Euro. Das ist ein Massengeschäft, das nicht viel Gewinn abwirft. Aber die Bank nutzt das Wissen über die Nachfrage nach den Währungen, um komplizierte und damit lukrative Sicherungsstrategien für ihre Kunden zu entwerfen und selbst meist auf der richtigen Seite zu sein.

Zwischen April und Juni halbierten sich die Gewinne im Investmentbanking der Deutschen Bank. Wahrscheinlich war es einfach zu ruhig im Markt. Die Deutsche Bank baute in dieser Zeit ihren Bestand an Staatsanleihen der angeschlagenen Euro-Staaten Portugal, Italien, Irland, Griechenland und Spanien um 70 Prozent ab.

Weil sie auch im Handel mit Anleihen die globale Nummer eins ist, hörten ihre Risikomanager offenbar die richtigen Signale. In italienische Staatsanleihen hatte die Deutsche Bank Anfang des Jahres noch acht Milliarden Euro investiert, sechs Monate später waren es – kurz vor der dramatischen Verschärfung der Krise – nur noch eine Milliarde.

Die italienischen Politiker glauben nicht an Zufall, die römische Finanzmarktaufsicht Consob beschäftigt sich mit dem Fall. Auch in Griechenland gelang

es der Deutschen Bank, rechtzeitig vor dem Crash auszusteigen.

Jetzt hilft sie den Griechen bei der Restrukturierung der Staatsschuld. Es ist die endgültige Kapitulation des Staates vor der Macht der Investmentbanken. Wer welche Staatsanleihen hält, wissen offenbar die Händler der Deutschen Bank besser als die Griechen selbst.

Investmentbanker Anshu Jain, der designierte Co-Chef der Deutschen Bank, ist stolz darauf, dass er mit seinen Händlern in guten Jahren 70 Prozent des gesamten Gewinns der Bank erwirtschaftet, er ist auch für die Zukunft optimistisch. Zwar muss die Bank als Konsequenz aus der Krise künftig mehr Kapital für ihre Investmentbank vorhalten. Doch er rechnet damit, dass es „durch die Regulierung zu einer starken Konzentration des Geschäfts kommt“, wie er auf einer Analystenkonferenz sagte.

Immerhin ist den Banken seit der Finanzkrise zumindest in den USA mehr oder weniger verboten, in großem Stil mit eigenem Geld zu spekulieren. Dieser sogenannte Eigenhandel war potentiell der größte Gewinntreiber bei den Banken, barg aber auch die größten Risiken.

Das Geschäft lebt allerdings weiter. Die Eigenhändler machten sich, teilweise mit Investitionskapital der Banken, selbständig. Jetzt arbeiten sie als Hedgefonds-Manager und haben sich damit derzeit jeder Kontrolle entzogen.

Vor einiger Zeit haben die Investmentbanken die Rohstoffmärkte entdeckt. Für das früher als zu langweilig empfundene Geschäft mit Kupfer, Weizen oder Schweinehälften wurden eigene Händler eingestellt. Die Deutsche Bank erwartet für ihren wachsenden Handel mit solchen Produkten eine Eigenkapitalrendite von 40 Prozent, so viel wie nirgendwo sonst.

Woolley, der ehemalige Finanzhai, fordert ein Verbot dieser Geschäfte. Die Finanzmärkte zerstörten die Beziehung zwischen Angebot und Nachfrage, argumentiert er. Die Produzenten erhielten falsche Preissignale. Selbst Hungerkatastrophen könnten so verursacht werden.

Spekulation hat es in der Wirtschaftsgeschichte immer gegeben – aber nie in solchen Dimensionen wie heute.

Die Entfesselung der Märkte und der Aufstieg der Finanzindustrie begann mit dem Ende von Bretton Woods. Dort, im Bundesstaat New Hampshire, war 1944 ein neues System fester Wechselkurse beschlossen worden, die US-Regierung verpflichtete sich, Dollar jederzeit gegen Gold einzutauschen.

Vor 40 Jahren, am 15. August 1971, kündigte der damalige US-Präsident Richard Nixon dieses System auf. Um den Vietnam-Krieg finanzieren zu können, brauchte er mehr Geld, als er durch Gold abdecken konnte. Damit verlor die Weltwirtschaft ihren Anker.

HANS-GÜNTHER OED / ACTION PRESS

Deutsche-Bank-Zentrale in Frankfurt am Main: *Mehr Hedgefonds als Bank?*

Währungen wurden nun frei gehandelt. An der Chicagoer Börse konnten ab 1972 die Risiken aus Währungsgeschäften erstmals mit Hilfe sogenannter Futures gesichert werden. Damit war der Weg frei für Spekulationen aller Art, der Finanzmarkt wurde, so der Berliner Autor Vogl, „zum Markt aller Märkte“.

Doch noch galt es, allerlei Hürden zu entfernen, gesetzliche Regeln, die den Markt an der Entfaltung seiner unbändigen Kräfte hemmten. Mit großzügigen Spenden an Politiker und Parteien, aber auch dem aktiven Einsatz von Wall-Street-Personal direkt in der Regierung verschaffte sich die Finanzindustrie Gehör in Washington.

Es gelang ihr nach und nach, sich allzu hinderlicher Regulierungen zu entledigen. Mehr noch: Die Kontrolle wurde praktisch außer Kraft gesetzt. Die Politik versagte ausgerechnet in einem Sektor, der eine zerstörerische Kraft wie kaum ein anderer entwickeln kann.

Der Sündenfall geschah 1999 unter Bill Clinton, als der Glass-Steagall-Act abgeschafft wurde. Das Gesetz schrieb die strikte Trennung von Geschäfts- und Investmentbanken vor. Als diese Trennung fiel, gab es kein Halten mehr: Institute

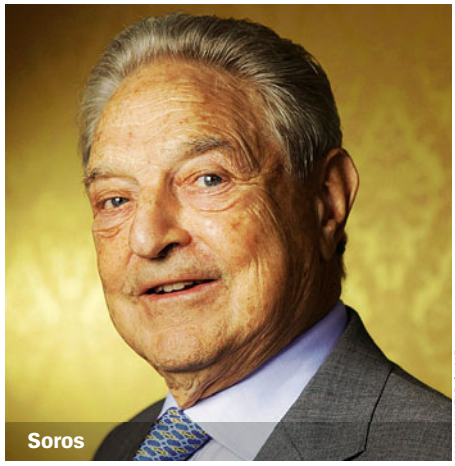
wie die Citigroup oder die Bank of America blähten sich zu Finanzriesen auf, so groß und mächtig, dass sie im Fall des Scheiterns gerettet werden müssen. Viele kleine Banken und Broker-Firmen wurden geschluckt, die Giganten bestimmten fortan das Spiel.

Ein brillanter Schachzug gelang den Investmentbanken im Jahr 2004. Die EU hatte gedroht, die Auslandsgeschäfte der großen US-Investmentbanken einzuschränken, falls die USA ihre eigenen Kontrollen nicht verstärkten. Fünf Investmentbanker reisten daraufhin nach Washington und bearbeiteten die Börsenaufsicht SEC. Diese dürfe in Zukunft tiefer in ihre Risikopositionen blicken, aber nur, wenn die Banken im Gegenzug weniger eigenes Kapital als Risikounterlage für ihre Geschäfte zurücklegen müssten. Fortan konnten die Banken ihre Geschäfte ungebremst ausbauen. Der zweite Teil des Deals, die Kontrollen, wurde weit weniger energisch betrieben.

Der Finanzindustrie war es gelungen, ein Glaubenssystem zu transferieren: Was der Wall Street dient, dient dem Wohlstand der Gesellschaft. So wuchs die Bedeutung des Sektors für die US-Wirtschaft stetig an. Zwischen 1973 und 1985, bevor die Deregulierung begann, machten die Gewinne der US-Finanzbranche höchstens 16 Prozent der Gesamtgewinne amerikanischer Firmen aus. In den neunziger Jahren wuchs der Anteil auf bis zu 30 Prozent, in vergangenen Jahrzehnt erreichte er sogar 41 Prozent.

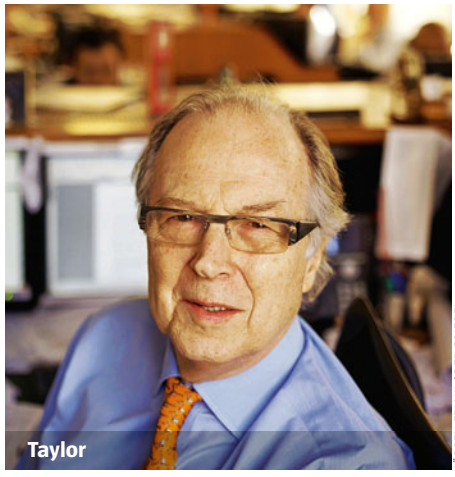
Dass das Märchen von den effizienten Finanzmärkten in Washington so unkritisch übernommen wurde, war kein Wunder, schließlich kommt ein großer Teil des politischen Personals direkt von der Wall Street. Zum Beispiel der ehemalige Goldman-Sachs-Chef Henry Paulson, den George W. Bush 2006 zum Finanzminister machte. Er musste 2008 die Finanzkrise managen, die er selbst mitverursacht hatte. Einen „stillen Putsch“ nennt Simon Johnson, ehemals Chefökonom des Internationalen Währungsfonds, die direkte Beteiligung von Finanzakteuren am Regierungshandeln. Und der Nobelpreisträger Joseph Stiglitz beklagt, dass durch diese Personalvermischungen eine gemeinsame Weltsicht entstehe, die trotz der Krise eine wirkungsvolle Reform des Finanzsystems verhindere.

In Deutschland ist eine solche Verquickung der Akteure undenkbar. Doch auch hier verbreitete sich der Glaube an die wohlstandssteigernde Kraft freier Finanzmärkte. 2004 ließ die rot-grüne Koalition unter Kanzler Gerhard Schröder in Deutschland Hedgefonds und den erweiterten Handel mit spekulativen Derivaten zu. Und der spätere Staatssekretär im Bundesfinanzministerium, Jörg Asmussen, setzte sich persönlich dafür ein, den Handel mit Kreditderivaten in Deutschland möglich zu machen – jenen Papieren, die die Krise schließlich auslösten.



AMIN AKHTAR / LAIF

EVAN KAFKA / MANAGER MAGAZIN



JÜRGEN FRANK / DER SPIEGEL

Hedgefonds-Manager
Manche verdienen Milliarden – pro Jahr

Dann kam der Crash. Seither müht sich die Regierung, die Kräfte, die sie mitentfesselt hat, wieder zu bändigen. Asmussen war ein Mitglied der Expertengruppe „Neue Finanzmarktarchitektur“, die die Vorschläge für neue Regeln entwerfen sollte.

Kanzlerin Angela Merkel weiß, dass mehr auf dem Spiel steht als die Stabilität der Wirtschaft und die Überwindung einer vorübergehenden Schwäche. „Diese Krise darf sich auf absehbare Zeit in dieser Art nicht wiederholen“, sagte Merkel, „sonst wird es extrem schwierig, politische Stabilität zu garantieren, nicht nur bei uns.“ Das sei die eigentliche Aufgabe, „die jeder kennen muss, der gern in einem stabilen Land wirtschaftet“.

Als ein Monster hatte der damalige Bundespräsident Horst Köhler nach dem Beinahekollaps die Finanzmärkte bezeichnet. Und an guten Vorsätzen, dieses Ungeheuer zu zähmen, hat es nicht gefehlt. „Wir müssen verhindern, dass sich die Geschichte wiederholt“, hatte Präsident Obama nach der Lehman-Pleite versprochen, von einer historischen Gelegenheit, eine neue Welt zu schaffen, sprach Frankreichs Präsident Sarkozy.

Die USA und Europa versuchten tatsächlich, dem Monster Finanzmarkt Fesseln anzulegen. Man kann den Regierungen kaum vorwerfen, dass sie sich nicht ernsthaft mühten. Doch dieses Projekt ist eines der schwierigsten überhaupt.

Nationale Alleingänge bringen nichts, weil die Branche weltweit vernetzt ist. International abgestimmte Lösungen aber sind schwierig. Und so bleiben die Regeln nicht mehr als Stückwerk.

Für die Finanzindustrie sind neue Vorschriften oft nicht mehr als eine sportliche Herausforderung, nach Tricks zu suchen, mit denen sie diese umgehen können. In der Auseinandersetzung mit Politikern und Regulierungsbehörden haben Banken und Hedgefonds dabei einen klaren Wettbewerbsvorteil: Sie verpflichten die klügsten Köpfe der Finanzwelt und zahlen ihnen Millionengagen. Aufsichtsbehörden müssen ihre Mitarbeiter oft nach Beamten- oder Tarifrecht besolden.

Es verwundert nicht, dass die Politik bislang vor allem viel Papier bewegt hat. Mehr als 800 Seiten umfasst das Gesetz, mit dem Präsident Obama die Finanzmärkte regulieren will. Doch die US-Regierung steht erst am Anfang eines langen Prozesses, in dem aus diesen Vorgaben konkrete Vorschriften abgeleitet werden. Und dabei können nicht nur die oppositionellen Republikaner, sondern auch die Lobbyisten der Banken ihren Einfluss geltend machen und dafür sorgen, dass vieles wieder weichgespült wird.

Das Gesetz sollte zum Beispiel den Eigenhandel der Banken völlig verbieten, bei dem sie auf eigene Rechnung an den Devisen-, den Aktien- oder Rohstoffmärkten spekulieren. Aber die Regel enthält so viele Ausnahmen, dass das Geschäft weiter florieren wird, mitunter einfach nur ausgelagert.

Die USA wollen Hedgefonds zudem zwingen, mehr Informationen über ihr Geschäft zu veröffentlichen. Doch bevor die Regel im März kommenden Jahres in Kraft tritt, führt Spekulant Soros bereits vor, wie man sie umgehen kann. Soros ließ bei seinem Hedgefonds die externen Investoren auszahlen und will die Ge-

schäfte künftig als sogenannte Familienfirma weiterführen. Fonds, die das Vermögen einer Familie verwalten, sind von den Publizitätspflichten ausgeschlossen.

In Europa hat die EU-Kommission einen Entwurf für neue Kapitalmarktregeln erarbeitet, 165 Seiten Richtlinie plus mehr als 500 Seiten Verordnungen. Danach müssen die Banken unter anderem mehr Eigenkapital vorhalten, um sich besser abzusichern, und sie dürfen sich nur bis zu einer bestimmten Quote verschulden.

Sinnvolle Vorschläge. Doch die Finanzwelt ist längst weiter. Sie hat sich eine Welt geschaffen, in der die üblichen Regeln für Börsen und Banken nicht gelten. Es ist das Reich der „Schattenbanken".

Darunter verstehen Banker keineswegs illegale oder halblegale Institute, auch wenn der Begriff den Verdacht nahelegt. Hedgefonds und Private-Equity-Gesellschaften werden als Schattenbanken bezeichnet. Sie betreiben ähnliche Geschäfte wie Banken, unterliegen aber nicht deren Regeln, sie müssen beispielsweise nicht so viel Eigenkapital vorhalten.

Für Hedgefonds und Private-Equity-Gesellschaften ist dies ein großer Vorteil. In den USA kursieren bei den Schattenbanken bereits Schulden über 16 000 Milliarden Dollar, während es bei Geschäftsbanken 13 000 Milliarden sind.

Für den Finanzmarkt aber ist dies eine gewaltige Gefahr. Jochen Sanio, Chef der deutschen Bankenaufsicht, hält es für ziemlich wahrscheinlich, dass die nächste Krise von diesem weitgehend unregulierten Bereich der Hedgefonds und anderer Finanzakteure ausgehe. Auch Bundesbankchef Jens Weidmann warnt vor den Gefahren durch Schattenbanken. Doch warum werden diese nicht denselben Regeln unterworfen wie Geschäftsbanken?

In diesem Fall sind es nationale Egoismen, die eine umfassende Finanzmarktreform verhindern. Vor allem Großbritannien will den Hedgefonds nicht gar zu streng auf die Finger schauen, weil die Briten neben ihrer Finanzindustrie kaum noch über eine Branche verfügen, die weltweit konkurrenzfähig ist.

Mit halbherzigen Reformen lässt sich das Monster nicht fesseln.

Eine wirkungsvolle Finanzmarktreform müsste die Schattenbanken wie alle anderen Banken auch behandeln. Sie müsste sogenannte Leerverkäufe vollständig verbieten, mit denen auf fallende Kurse gewettet wird. Sie müsste neue Finanzkonstrukte genehmigungspflichtig machen, manche der vorhandenen verbieten, weil sie nur der Spekulation dienen, und eine Reihe weiterer Regeln aufstellen, die Banken, Hedgefonds und Private-Equity-Gesellschaften das Geschäft deutlich erschweren.

All diese Maßnahmen würden den Finanzmarkt bremsen und seine Bedeutung für die Wirtschaft relativieren. Banken müssten sich wieder auf jene Rolle konzentrieren, die sie vor der großen Liberalisierung des Finanzmarktes hatten: Sie würden den Zahlungsverkehr organisieren, die Einlagen von Privatkunden und Unternehmen verwalten und deren Geschäfte mit Krediten finanzieren.

Doch es sieht nicht so aus, als würde es dazu kommen. Zu groß sind die Widersprüche und Interessenkollisionen zwischen den beteiligten Staaten und Regierungen, als dass ein großer Wurf gelingen könnte. Mit halbherzigen Reformen aber lässt sich das Monster nicht fesseln. Deshalb gehen Menschen, die sich seit Jahrzehnten in der Finanzwelt bewegen, davon aus, dass es bald wieder zuschlägt.

Hilmar Kopper, einst Chef der Deutschen Bank, derzeit Aufsichtsratsvorsitzender der HSH Nordbank, antwortet auf die Frage, ob man künftige Krisen unwahrscheinlich machen könne, mit einem schlichten „Nein". Es könne auch in Zukunft zu riesigen Finanzblasen kommen. „Ich bin frustriert", sagt Kopper. „Ich weiß nicht, wie das ein Staat regeln soll."

Dietmar Hawranek, Armin Mahler, Christoph Pauly, Michaela Schiessl, Thomas Schulz

INGO BOELTER / MAURITIUS IMAGES

Exportguttransport im Hamburger Hafen: *Die Weltwirtschaft kommt nicht zur Ruhe, Chaos und Krisen gehören zum Alltag*

MAURICE WEISS / DER SPIEGEL

Ökonomen Enderlein, Sinn*: *„Wollen Sie im Ernst, dass unsere Kinder dafür haften?“*

SPIEGEL-STREITGESPRÄCH

„Die Axt am Euro“

Die Wirtschaftswissenschaftler Henrik Enderlein und Hans-Werner Sinn über Euro-Bonds, den richtigen Umgang mit Schuldenstaaten und die Frage, wie viel Hilfe Deutschland seinen Nachbarn noch leisten kann, bevor es selbst zusammenbricht

WELTFINANZ KRISE

SPIEGEL: Herr Sinn, Herr Enderlein, brauchen wir Euro-Bonds, also gemeinsame Staatsanleihen, um die Finanzkrise zu beenden?

Enderlein: Auf jeden Fall. Richtig konstruiert sind Euro-Bonds das beste Instrument, um den Kollaps des Euro-Raums zu verhindern.

Sinn: Das Gegenteil ist richtig: Euro-Bonds würden die Euro-Zone zerstören. Wenn alle Länder, unabhängig von ihrer Bonität, denselben Zinssatz zahlen, werden die letzten Hemmungen gegen eine überbordende Staatsverschuldung fallen.

* In Enderleins Berliner Büro. Sinn, der sich derzeit in den USA aufhält, schaltete sich über die Telefon-Software Skype per Computer zu. Das Gespräch moderierte der SPIEGEL-Redakteur Alexander Neubacher.

Sinn

ist Präsident des ifo Instituts für Wirtschaftsforschung in München. Er hat Bücher etwa zur deutschen Vereinigung, zur Klimapolitik und zur Finanzkrise verfasst. Wegen seiner provokant-liberalen Thesen zählt Hans-Werner Sinn, 63, zu den bekanntesten, aber auch besonders umstrittenen Ökonomen Deutschlands.

Enderlein

lehrt politische Ökonomie an der Hertie School of Governance in Berlin. Zuvor arbeitete er unter anderem bei der Europäischen Zentralbank und forscht zum Thema Schuldenkrisen und Staatsbankrotte. Henrik Enderlein, 36, selbst Sozialdemokrat, berät die SPD-Spitze in wirtschaftspolitischen Fragen.

Enderlein: In einem funktionierenden wirtschaftlichen Umfeld hätten Sie mit Ihrer These recht, Herr Sinn. Aber wir haben eine Krise, und um die zu beenden, brauchen wir eine schnelle Umschuldung in Griechenland, Portugal und wahrscheinlich auch Irland. Wir müssen den Gläubigern dieser Länder ein sicheres Papier in die Hand geben. Mein Vorschlag lautet: Für zwei griechische Anleihen gibt es einen Euro-Bond. Für die Anleger bedeutet das einen Verlust von etwa 50 Prozent. Aber dafür bekämen sie ein Papier, das die Banken auch bei der Zentralbank und im Interbankengeschäft als Sicherheit hinterlegen können.

Sinn: 1995, kurz bevor die Wechselkurse für den Euro festgelegt wurden, lagen die Zinsaufschläge Italiens und Spaniens im Vergleich zu Deutschland im Schnitt bei 5 Prozent. Ende Juli 2011, auf dem Höhe-

ORESTIS PANAGIOTOU / DPA

Straßenprotest in Griechenland: *„Die Konjunktur im gesamten Euro-Raum würde zusammenbrechen“*

punkt der Turbulenzen, betrug der Unterschied nur 3,4 Prozent – und das bei einem insgesamt viel niedrigeren Zinsniveau als damals. Diese Zinsunterschiede sind gut für den Euro-Raum. Nur aus Angst vor Zinsaufschlägen haben die Italiener nun endlich ein Sparprogramm aufgelegt, nachdem sie jahrelang die Regeln des Stabilitäts- und Wachstumspakts missachtet haben. Euro-Bonds würden diese Disziplinierungswirkung beseitigen.

Enderlein: Aber Herr Sinn! Sie können doch das Europa von 1995 nicht mit dem heutigen vergleichen. Damals konnte jedes Land seine eigene Geldpolitik verfolgen und die Notenpresse anwerfen, um die eigene Währung abzuwerten. Heute ist das nicht mehr möglich; deshalb sind heute auch die Zinsen niedriger.

Sinn: Gerade weil wir heute eine gemeinsame Währung haben, brauchen wir die Zinsunterschiede, um die Kapitalströme in Schach zu halten. Jede Regierung hat es selbst in der Hand, ihre Staatsfinanzen in Ordnung zu bringen und ihre Gläubiger davon zu überzeugen, dass sie das Geld auch zurückzahlen wird. Es gibt überhaupt keine Veranlassung, die Schulden durch Euro-Bonds zu vergemeinschaften. Euro-Bonds sind ein Stück Sozialismus. Sie gehören nicht in unsere Wirtschaftsordnung.

Enderlein: Mit Sozialismus hat das nichts zu tun. Es geht darum, die absurd hohen Zinssätze, die einige Länder heute an den Märkten zu zahlen haben, auf normales Niveau zu bringen. Natürlich muss das mit Auflagen verbunden werden, damit das Steueraufkommen steigt und die Staatsausgaben sinken. Aber die Länder brauchen eine Wachstumsperspektive. Was passiert denn, wenn Griechenland, Irland, Portugal, Spanien und Italien jetzt gleichzeitig einen brachialen Sparkurs fahren, wie Sie ihn fordern? Die Konjunktur im gesamten Euro-Raum würde zusammenbrechen. Deutschland geriete in den Sog der Rezession. Und am Ende stünden wir alle schlechter da.

Sinn: Die Schuldenstaaten müssen sich endlich der Wirklichkeit stellen. Sie können den künstlichen Boom, den sie bislang mit fremdem Geld finanziert haben, nicht aufrechterhalten.

Enderlein: Das stimmt, aber eine Rezession würde doch gerade die exportabhängige deutsche Wirtschaft sehr hart treffen.

Sinn: Unsere Wirtschaft steht vergleichsweise gut da. Deutschland hatte unter dem Euro zunächst sehr viel Kapital verloren. Das Geld floss in die Länder der europäischen Peripherie und befeuerte dort die Wirtschaft bis zur Überhitzung. Deutschland litt währenddessen unter Massenarbeitslosigkeit, trug die rote Laterne und musste schmerzliche Sozialreformen durchführen, um billiger zu werden. Jetzt, in der Krise der Schuldenländer, trauen sich die deutschen Banken und die anderen Kapitalanleger nicht mehr hinaus. Es wird wieder mehr in Deutschland investiert. Wenn wir mit Euro-Bonds das Geld wieder ins Ausland treiben, kehrt bei uns die Flaute zurück, während die südlichen Länder ihren inflationären Boom fortsetzen.

SPIEGEL: Herr Sinn, welche Folgen hätten Euro-Bonds Ihrer Ansicht nach für den Staatshaushalt?

Sinn: Je nach Ausgestaltung käme auf uns langfristig eine zusätzliche Belastung wegen höherer Zinsen von etwa 30 Milliarden, möglicherweise bis zu 47 Milliarden Euro zu. Werden die Euro-Bonds so konstruiert, das Deutschland gesamtschuldnerisch haftet, ist diese Summe kleiner – aber um welchen Preis! Dann tragen wir das ganze Risiko.

Enderlein: Mich überrascht, dass Sie als Ökonom nur einen Teil der Gleichung betrachten. Wenn Sie Ihr Haus sanieren, kalkulieren Sie doch nicht nur die damit verbundenen Ausgaben, sondern auch, was es kostete, wenn das Haus verfiele, oder etwa nicht? Was wird es Deutschland kosten, wenn diese Krise noch Jahre anhält oder der Euro-Raum zerbricht? Den zu erwartenden Schaden verschweigen Sie. Ihre Zahl zu den angeblichen Zusatzbelastungen ist im Übrigen hoch spekula-

tiv. Eine europäische Anleihe könnte weltweit begehrt sein. Dann würden die Zinsen für uns nur marginal steigen oder könnten sogar sinken.

Sinn: Sie halten Euro-Bonds für ein Sanierungswerkzeug. Ich sage, Euro-Bonds legen die Axt an den Euro. Sie machen die Schuldenmoral kaputt. Die peripheren Länder werden weiter über ihre Verhältnisse leben. Ich bin dafür, den Euro zu erhalten.

Enderlein: Das freut mich.

Sinn: Wirtschaft und Handel brauchen den Euro. Wenn wir ihn nicht weiter beschädigen wollen, muss die Schuldenmacherei aufhören.

Enderlein: Es gibt eine Möglichkeit, die Euro-Bonds so zu konstruieren, dass den Krisenländern geholfen wird, ohne deren Schulden zu sozialisieren. Der Vorschlag sieht so aus, dass Euro-Bonds nur Staatsschulden in Höhe von maximal 60 Prozent des Bruttoinlandsprodukts abdecken. Was darüber hinausgeht, müssen die Staaten über eigene Anleihen finanzieren, auch wenn sie dafür unter Umständen sehr viel höhere Zinsen zahlen. Die Euro-Bonds würden auf diese Weise sogar erzieherisch wirken. Die Schuldenlast nicht über 60 Prozent der Wirtschaftskraft steigen zu lassen entspricht dem Wert aus dem Maastricht-Vertrag.

Sinn: Für die nächsten Jahre steht eine solche Regel doch bloß auf dem Papier. Die Staaten werden die Euro-Bonds nutzen, um nach und nach ihre Altschulden umzutauschen, und zwar in voller Höhe. Sobald nämlich die ersten Staaten an die 60-Prozent-Grenze stoßen, werden sie alle Hebel in Bewegung setzen, um diese Grenze weiter zu verschieben.

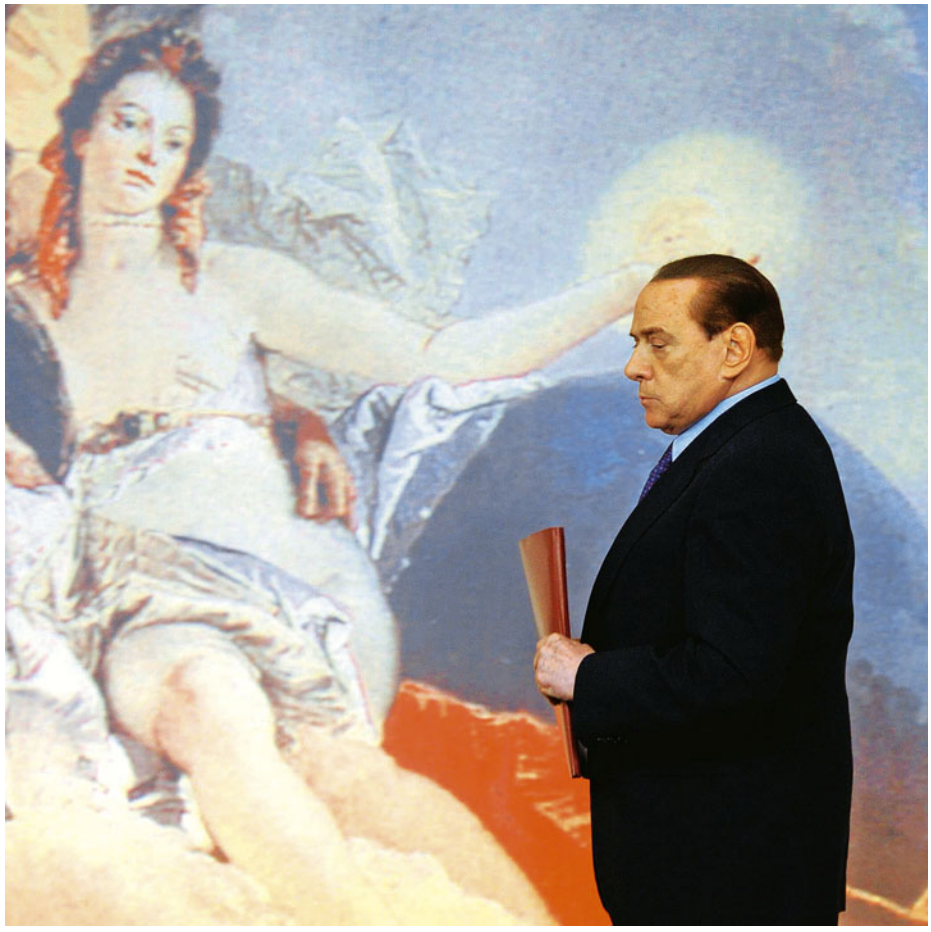
Enderlein: Deshalb sollten nicht die Staaten, sondern ein europäischer Finanzminister über die Grenze entscheiden. Der Euro-Bond muss mit harten Auflagen verbunden sein. Die Schuldnerländer müssen Souveränität abgeben; das ist der Preis, den sie zahlen müssen.

SPIEGEL: Und welchen Preis müssen die Deutschen zahlen?

Enderlein: Das Wachstum in Deutschland stagniert bereits. Die Wertverluste an den Aktienmärkten treffen uns alle. Mit dem Euro-Bond hätten wir ein probates Mittel, um die Krise zu beenden.

Sinn: Probates Mittel? Griechenland, Irland, Portugal, Spanien und Italien haben zusammen 3,1 Billionen Euro Staatsschulden. Das ist zweimal so viel, wie die deutsche Vereinigung gekostet hat. Wollen Sie im Ernst, dass unsere Kinder dafür haften?

Enderlein: Meine Kinder sind Europäer, und eine Pleite Italiens wäre für sie perspektivisch deutlich teurer als die Einführung von Euro-Bonds. Sie, Herr Sinn, sagen, Sie seien für den Euro. Aber gleichzeitig wollen Sie möglichst nichts dafür tun, dass er überlebt. Sie finden den Euro nur gut, solange er uns Deutsche nichts kostet; so geht das aber nicht.



IMAGO

Italiens Ministerpräsident Silvio Berlusconi: *„Sie machen die Schuldenmoral kaputt“*

Sinn: Mit Euro-Bonds schaffen Sie eine Ansteckungsgefahr über die Staatsbilanzen. Es ist ein Grundprinzip der marktwirtschaftlichen Ordnung, dass man für Entscheidungen, die man selbst getroffen hat, auch selbst haftet. New York musste Mitte der siebziger Jahre seine Steuereinnahmen verpfänden, weil keiner half.

Enderlein: Aber es gibt in den USA einen Bundesstaat, der alles zusammenhält. Orientieren wir uns doch an diesem Beispiel.

SPIEGEL: Herr Sinn, sind Sie dagegen, dass Europa stärker zusammenwächst?

Sinn: Nein, im Gegenteil, ich teile die Vision der Vereinigten Staaten von Europa. Schaffen wir einen europäischen Bundesstaat mit einer entsprechenden Verfassung – ich bin dabei. Aber erst müssen alle Bewohner der EU-Länder das gleiche Stimmgewicht erhalten. „One man, one vote“, wie die Amerikaner sagen. Deutschland ist in praktisch allen EU-Gremien unterrepräsentiert.

Enderlein: Deutschland hat in allen zentralen Fragen schon jetzt ein Vetorecht. Aber: Ja, stärken wir die europäischen Institutionen!

SPIEGEL: Sollte Griechenland zur Drachme, seiner alten Währung, zurückkehren?

Sinn: Griechenland ist viel zu teuer, um wettbewerbsfähig zu sein. Es muss billiger werden, um die 20 bis 30 Prozent, aber das kriegt man mit dem Euro nicht hin. Ohne Dauerhilfen drohen Zustände wie in der Weimarer Republik. Griechenland würde an den Rand des Bürgerkriegs getrieben.

Enderlein: Eine Rückkehr zur Drachme macht dieses Szenario doch viel wahrscheinlicher. Das Land könnte die hohen Euro-Schulden nie bedienen, das Bankensystem wäre kaputt. Um den Griechen eine Perspektive zu geben, braucht es einen Schuldenschnitt, Euro-Bonds und harte Auflagen an die dortige Wirtschaftspolitik.

Sinn: Das ändert nicht das Geringste daran, dass das Land zu teuer ist. Um die Abwertung kommt man nicht herum. Wenn Griechenland aus dem Euro austritt, brennen zwar ein paar Bankbilanzen, doch die Bankgebäude bleiben intakt. Nach einem halben Jahr ist das Schlimmste überstanden. Dann kann Griechenland wirtschaftlich wachsen wie die Türkei, die sich durch Abwertung ihrer Lira immer wettbewerbsfähig gehalten hat. Wenn Griechenland den Euro behält, kommt es nie wieder auf die Beine. Das Land wird permanent am Tropf hängen.

Enderlein: Genauso hat auch die amerikanische Regierung gedacht, als sie entschied, Lehman Brothers pleitegehen zu lassen: Ein reinigendes Gewitter, dann ist die Sache erledigt. Bekanntermaßen war das eine Fehleinschätzung.

Sinn: Ein Fall Lehman kann sich nicht wiederholen. 2008 wurde in Washington ein

Abkommen zur Rettung der systemrelevanten Banken getroffen. Der Finanzmarkt kam wieder in Gang. Dieses Abkommen gilt noch immer.

Enderlein: Schön, dass Sie so viel Vertrauen haben. Auf dem Reißbrett wäre es für Griechenland vielleicht gar nicht so schlecht, heute in einer Nacht- und Nebelaktion die Drachme wieder einzuführen und bei null anzufangen. Aber in der Realität würde es anders laufen. Das griechische Parlament müsste darüber entscheiden; es würde lange debattiert. Derweil setzte eine Kapitalflucht aus Griechenland und Europa ein, mit unabsehbaren Folgen. Mir ist das Risiko eines solchen Experiments zu groß. Wir sollten jetzt lieber einen funktionierenden Euro-Raum bauen.

SPIEGEL: Ist die von Kanzlerin Angela Merkel und Frankreichs Präsident Nicolas Sarkozy vorgeschlagene gemeinsame Wirtschaftsregierung ein Schritt dahin?

Enderlein: Ja, aber ein kleiner. Wir brauchen eine neue Dimension der europäischen Integration. Dazu gehört eine gemeinsame Wirtschaftspolitik und ein europäischer Finanzminister, der dafür sorgt, dass finanz- und steuerpolitisch nicht mehr jedes Land machen kann, was es möchte. Ich will keine Vereinheitlichung, aber Mindeststandards etwa bei den Steuern oder beim Renteneintrittsalter. Es kann nicht sein, dass ein Land mit einem absurd niedrigen Körperschaftsteuersatz wie Irland Gelder vom Rest Europas bekommt.

Sinn: Einverstanden. Auch die Verankerung der Schuldenbremse in Europa, die Merkel vorschlägt, ist gut. Wichtiger wäre es aber, eine Insolvenzordnung für Staaten zu schaffen.

SPIEGEL: Was schlagen Sie vor?

Sinn: Wir helfen den Krisenländern, Schritt für Schritt, in begrenztem Umfang und immer nur dann, wenn zunächst auch die Gläubiger auf einen Teil ihrer Forderungen verzichten. Grundsätzlich müssen die Länder lernen, ohne unsere Kredite zu leben. Der deutsche Steuerzahler kann nicht den Lebensstandard der Menschen dort dauerhaft absichern.

Enderlein: Mein Gefühl ist, Herr Sinn, dass Sie ökonomisch zu national denken. Wir leben in einer Welt, in der Regionen und Währungsräume so stark verflochten sind, dass Probleme in Nachbarländern auch unsere Probleme sind. Das verpflichtet uns, eine gesamteuropäische Lösung zu finden.

Sinn: Nach den bisherigen Beschlüssen haftet Deutschland bereits für knapp 400 Milliarden Euro. Und jetzt stehen weitere 3,1 Billionen Euro im Raum, für die wir gesamtschuldnerisch haften sollen. Irgendwann ist auch die deutsche Kraft erschöpft. Es geht um die Existenz unseres Staatswesens. Das sollten Sie nicht vergessen.

Enderlein: Es geht um Europas Existenz.

SPIEGEL: Herr Enderlein, Herr Sinn, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

IMMOBILIEN

Schimmel in der Therme

Das Touristenparadies Fleesensee galt als gelungenes Beispiel für den Aufbau Ost. Doch viele Kleinanleger haben für das Projekt mittlerweile teuer bezahlt.

Peter Becher (CDU) ist nicht nur Dorfbürgermeister von Göhren-Lebbin, sondern auch der „Golf-Marshall“ im ortsansässigen Countryclub. In dieser Doppelrolle verkörpert der 58-Jährige quasi das Prinzip Hoffnung, dass mit der größten Attraktion vor Ort alles in Ordnung sei. Es laufe „sehr, sehr gut“, versichert er. Soll ihm keiner seinen Aufbau Ost kaputtreden.

Schlosshotel im „Land Fleesensee“, Kanzler Schröder bei der Eröffnung der Anlage im Mai 2000:

Vor rund 15 Jahren bestand Bechers 600-Seelen-Gemeinde im tiefsten Mecklenburg-Vorpommern aus Äckern, Schweineställen und den Ruinen einer Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft. Dann wurde in 20 Monaten Bauzeit ein riesiges Ferienparadies erschaffen mit mehreren Hotelanlagen in diversen Luxuskategorien, insgesamt 2000 Betten, etlichen Golfplätzen, einem schickem Wellness-Bad, Deutschlands einzigem Robinson-Club und – vor allem – 600 neuen Jobs.

Bechers Dorf sieht zwar an manchen Ecken nun stark nach Filmkulisse aus: mit falschem Fachwerk, künstlichen Teichen und bunten Holz- und Reetdachhäuschen. Doch die Zimmerauslastung liegt im „Land Fleesensee“ bei rund 60 Prozent, das ist fast das Doppelte des Bundesdurchschnitts. Der Robinson-Betreiber TUI ist deshalb „sehr zufrieden“ mit seinem Geschäft. Und Becher weist darauf hin, dass die Arbeitslosigkeit in Göhren-Lebbin von einst 30 auf 3 Prozent gesunken sei.

Doch dafür haben fast 2000 Kleinanleger teuer bezahlt. Die Objekte in Fleesensee wurden unter anderem über einen geschlossenen Immobilienfonds finanziert. Den verkaufte zuerst die Beratungsgesellschaft Prinz zu Hohenlohe-Jagstberg & Banghard an Unternehmer und diverse Promis. Dann übernahm der berüchtigte Strukturvertrieb AWD und brachte die Anlage unters Volk. Rund hundert Millionen Euro kamen so zusammen. Sogar der Kreis Offenbach stieg ein.

Über Chancen und Risiken habe man natürlich „umfassend“ aufgeklärt, heißt es beim AWD, Beratungsprotokolle könnten dies belegen. Dagmar Maiböker aus Heiligenhaus hat das indes anders in Erinnerung. „Mein Berater sagte, das sei eine sichere Sache“, so die 53-Jährige, die damals nach langer Tätigkeit ihren Job als Sekretärin verlor und ihre Abfindung gut anlegen wollte.

Fleesensee galt allerorten als Vorzeigeprojekt. Der damalige Bundeskanzler Ger-

hard Schröder (SPD) sprach zur Eröffnung, Franz Beckenbauer schaute vorbei, das Land gab gewaltige Zuschüsse, namhafte Konzerne waren mit von der Partie: Die TUI übernahm den Betrieb des Robinson-Clubs und das Dorfhotel. Im alten Schloss eröffnete ein Radisson-Hotel. Was sollte da schiefgehen?

Die Betreiber der Anlagen würden Teile ihrer Einnahmen überdies an die Fleesensee GmbH & Co. Entwicklungs KG abgeben, die Dagmar Maiböker und ihren Mitgesellschaftern quasi gehörte. Sogar eine Gewinngarantie wurde vereinbart, die bestimmte Mindestzuflüsse für die Anlegergesellschaft absicherte. Doch die Rechnung ging nicht auf. Als es 2009 endlich möglich war, ihr Engagement in Fleesensee zu kündigen, bekam Maiböker von 20 000 Euro nur noch ein Zehntel zurück, 2000 Euro. Mittlerweile sind die Anteile sogar auf sieben Prozent ihres Ursprungswerts gefallen. Die mickrigen jährlichen Ausschüttungen sind mittlerweile gestoppt.

VARIO IMAGES

Die Rechnung ging nicht auf

„Das wird auch alles wieder aufwärtsgehen“, sagt Detlev U. Fricke. Der Geschäftsführer der Fleesensee-Gesellschaft versprüht auch heute noch stoischen Optimismus. Dabei hat er zu kämpfen.

Der Grund: Die Fleesensee-Gesellschaft braucht gerade neues Geld. Die Banken haben die Gespräche über bestimmte Zinsvereinbarungen an ein Restrukturierungsprogramm gebunden – und einen ersten Vorschlag schon abgelehnt. Ohne neue Investitionen in die Infrastruktur des Geländes drohe mittelfristig die Insolvenz, erklärte ein Gutachter bereits.

Von einer bevorstehenden Pleite könne nicht die Rede sein, erklärt Fricke. Der Kredit werde plangemäß zurückgeführt, und „in Kürze“ werde auch ein Zukunftsplan vorliegen. Man sei im Gespräch mit den Banken, „um auch langfristige Planungssicherheit zu erhalten“.

Anlegeranwälte wie Markolf Schmidt raten Anlegern jedoch, so bald wie möglich vor Gericht zu ziehen. Mögliche Ansprüche etwa wegen Fehlberatung seien Ende des Jahres verjährt, sagt Schmidt. Er ist überzeugt: „Der Fonds war von Anfang an so konstruiert, dass er nicht funktionieren konnte.“

Fest steht, dass es nie rund lief. Schon die Finanzierung erwies sich als fatal: Ein Teil der Kredite für das Projekt wurde wegen der damals günstigen Zinsen in Schweizer Franken aufgenommen, der seither aber massiv an Wert gewonnen hat. Allein die Umwandlung in Euro würde heute nach Schätzungen des Fleesensee-Managements einen Verlust von 15 Millionen Euro bedeuten.

THOMAS HAENTZSCHEL / AP

In den Hotels wurden zudem die angepeilten Zimmerpreise nicht erreicht – und wohl auch nicht immer das angestrebte Niveau: Über das Schlosshotel, das lange als Fünf-Sterne-Herberge etikettiert wurde, beschwerten sich etliche Gäste mit dem Hinweis, Service und Einrichtung entsprächen diesem Anspruch keinesfalls.

Die Golf- und Sportanlagen schrieben derweil Jahr um Jahr Hunderttausende Euro Minus, und in der Therme, die nach kurzer Anlaufphase schon eine Million Euro an die Fleesensee-Gesellschaft abwerfen sollte, bildete sich bald nach der Eröffnung Schimmel.

Bereits im Februar 2001 fand deshalb ein Treffen auch mit AWD-Vertretern statt. Anlegeranwalt Schmidt ist überzeugt: Bereits zu diesem Zeitpunkt sei klar gewesen, dass der Fonds seine Prognosen nicht erfüllen könne – trotzdem wurde er danach weiterverkauft.

Der AWD hält dagegen, dass die Anleger über die „anstehenden Veränderungen im Bereich der Therme“ informiert worden seien. Die Erfolgsaussichten des Fonds seien jedoch weiterhin groß gewesen. Ähnlich argumentiert die Fleesensee-Gesellschaft. Man habe immer darauf hingewiesen, dass es sich „um eine Investition mit wirtschaftlichem Risiko handelt“.

In den Augen von Anlegeranwalt Schmidt hat allerdings vor allem einer von dem Projekt Fleesensee profitiert: der Initiator des Fonds, David Katz, Immobilienmakler aus Berlin.

Katz, der früher unter anderem im sozialen Wohnungsbau in Berlin-Kreuzberg sein Geld verdiente, legte den Fonds nicht nur auf – er engagierte sich im großen Stil. Die Katz Immobiliengesellschaft etwa stellte sich für „Bürgschaftsleistungen“ zur Verfügung. Die Firma GBB, bei der Katz Gesellschafter ist, übernahm die Betreuung der Anleger. Insgesamt flossen über 30 Millionen Euro an Firmen, in denen der Berliner Geschäftsmann eine maßgebliche Rolle spielt. Das entspricht 34 Prozent der gesamten Anlegergelder.

Das Geld sei „gemäß Prospekt verwendet“ worden, wehrt sich Katz: Bei den genannten Firmen seien lediglich rund vier Millionen Euro hängengeblieben. Seine Firma Condex habe zwar noch bei mehreren Bauvorhaben in Fleesensee Projektsteuerungsaufgaben übernommen. Doch die Honorare seien „an der unteren Grenze“ gewesen – und viele Arbeiten gar nicht in Rechnung gestellt worden.

Freundschaftsdienste könnte die Fleesensee-Gesellschaft derzeit gut gebrauchen. Denn Gutachter, die zahlungskräftige Neuinvestoren suchen sollten, brachten schon zur letzten Gesellschafterversammlung ernüchternde Ergebnisse mit.

10 Hotels, 7 Private-Equity-Fonds, 23 Lebensversicherungen, 27 Renten- und Krankenversicherungen sowie 47 Vermögensverwaltungen und Dutzende weitere potentielle Geldgeber waren abgeklappert worden, das Projekt sei jedoch „allenfalls auf verhaltenes Interesse“ gestoßen, heißt es in einer Zusammenfassung. Nur ein einziger Vertragsentwurf sei zustande gekommen, bei dem es aber danach auch zunächst „keine weiteren Fortschritte“ gegeben habe.

In Kürze will Geschäftsführer Fricke nun erneut vor die Gesellschafter treten und ein Zukunftskonzept präsentieren. Die Rettung soll unter anderem der Ausbau des Golfgeschäfts bringen: „Da ist Musik drin.“ Bevor er Genaueres sagen könne, müssten die Gespräche mit den Banken abgeschlossen werden. Das Ergebnis, so hofft er, wird derart überzeugend sein, dass so mancher Anleger sogar noch einmal Geld nachschießen wird. Freiwillig. Jens-Uwe Berndt, Anne Seith

GESUNDHEIT

Privat gegen privat

Die Helios-Kliniken verlangen von manchen Privatpatienten höhere Entgelte als von anderen. Die Versicherungsbranche hält das für Abzocke – und zieht vor Gericht.

Drei Tage dauerte es, bis Roland Meier* nach seinem Verkehrsunfall wieder das Bewusstsein erlangte – in einem Bett der Helios-Privatklinik in Wuppertal. Der Patient erholte sich und konnte schließlich wieder nach Hause zurückkehren.

Wenig später kam die Rechnung: 32 803 Euro und 65 Cent verlangte das Hospital. Meier dachte sich nichts dabei und reichte sie bei seiner privaten Krankenversicherung ein. Die prüfte die Forderung und erstattete lediglich 21 879,77 Euro. Den Betrag also, der fällig geworden wäre, wenn Meier in das öffentliche Helios-Krankenhaus eingeliefert worden wäre und nicht in die Privatklinik im selben Gebäude.

In dieser galten deutlich höhere Tarife. Die restlichen rund 10 000 Euro sollte Meier aus eigener Tasche begleichen. Er weigerte sich, worauf Helios ihn verklagte. Der Patient habe seine Zustimmung für die Sonderbehandlung und somit auch die höhere Rechnung gegeben, argumentierte der Konzern vor Gericht.

Ein Koma-Patient, der in einen Vertrag einwilligt? Dem Anwalt des Verbands der privaten Krankenversicherungen (PKV) erschien das unwahrscheinlich. Er sieht im Fall Meier deshalb einen eindrücklichen Beleg dafür, dass die Helios-Kliniken versuchen, auf unzulässige Weise mit Privatversicherten Kasse zu machen.

Es stelle sich die Frage, ob die Patienten „zunächst nicht nach medizinischen, sondern im Wesentlichen nach wirtschaftlichen Kriterien beurteilt und behandelt werden“, heißt es in einem internen Dossier des Verbands. Rund 40 Millionen Euro zusätzliche Einnahmen verschaffe sich Helios auf diese Weise.

Das Geschäftsmodell von Helios funktioniert laut PKV-Verband wie folgt: Die Kliniken, die zu 100 Prozent dem börsennotierten Fresenius-Konzern gehören, gründen am Standort eines öffentlichen Krankenhauses eine eigenständige Privatklinik – mit demselben medizinischen Service, aber mit höheren Tarifen. Die Ärzte seien dieselben, die OP-Räume und die medizinischen Großgeräte ebenfalls. Durch das Etikett „Privatklinik“ jedoch könne Helios „die Abrechnungsvorschriften für öffentliche Krankenhäuser umgehen“, schreibt der PKV-Verband. Dort nämlich werden in der Regel Leistungen für gesetzlich und privat Versicherte gleich hoch vergütet. Nur vereinbarte Zusatzleistungen wie etwa Chefarztvisiten bezahlt eine private Krankenversicherung extra.

„Es ist wirklich dreist, was da abläuft“, sagt Pawel Galuszka, der als Rechtsanwalt für den PKV-Verband arbeitet. Internen Verbandsschätzungen zufolge werden mittlerweile mehr als 90 Prozent der Helios-Patienten mit einer privaten Vollversicherung direkt in eine Privatklinik gelockt. Auch andere Klinikbetreiber sind mit solchen Modellen bereits in die Kritik geraten (SPIEGEL 13/2008).

„Manche Patienten nehmen den Unterschied zwischen den beiden Einrichtungen gar nicht wahr und werden darüber auch nicht aufgeklärt“, meint Galuszka, „andere trauen sich nicht, die Empfehlung des Krankenhauspersonals zu hinterfragen.“

MAXIMILIAN WESTPHAL / AGENTUR FOCUS

Operationssaal im Helios-Klinikum in Wuppertal: *„Wirklich dreist, was da abläuft“*

Der Rechtsanwalt hat auch Unfallopfer Meier aus Wuppertal gegen Helios vertreten. Nachdem Galuszka vor Gericht darlegte, dass ein bewusstloser Patient schwerlich seine Zustimmung für die Einlieferung in eine Privatklinik geben konnte, ließ der Klinikkonzern die Klage fallen. Die privaten Krankenversicherungen jedoch gaben sich damit nicht zufrieden. Sie klagten ihrerseits gegen den Konzern, dem sie „überhöhte Abrechnungen“ vorwarfen. Derzeit liegt der Fall beim Oberlandesgericht in Düsseldorf.

Insgesamt laufen sieben Verfahren des Verbands gegen den Konzern, der zu den größten privaten Klinikbetreibern des Landes zählt. Rund 2,5 Milliarden Euro setzt Helios jährlich um. Wie die Klageschlacht durch die Instanzen ausgehen wird, ist ungewiss. Manche Gerichte gaben den PKV-Unternehmen zumindest teilweise recht, andere entschieden im Sinne des Konzerns. Die Versicherungen sind alarmiert. Sollte Helios in letzter Instanz gewinnen, könnten weitere Krankenhäuser mit diesem Modell arbeiten.

Die Vorwürfe des PKV-Verbands weist Helios von sich. „Die Privatkliniken sind personell, räumlich und organisatorisch eigenständig“, sagt eine Sprecherin. „Sie bieten ein eigens entwickeltes Ausstattungs- und Servicekonzept.“ Die Patienten hätten zudem die freie Wahl. Der Bundesgerichtshof (BGH) habe bereits ein Grundsatzurteil gefällt, das diese Praxis legitimiere. Der PKV-Verband sieht das allerdings anders und wartet eine weitere BGH-Entscheidung ab.

Der Rechtsstreit mit dem PKV-Verband ist nicht die einzige Schwierigkeit, mit der Helios derzeit zu kämpfen hat. Gegen Angestellte des Standorts Berlin ermittelt die Staatsanwaltschaft wegen Abrechnungsbetrugs. Ein Problem, das auch die gesetzlichen Kassen betrifft. Wie der Spitzenverband vergangene Woche bekanntgab, ist den Kassen durch falsch ausgewiesene Rechnungen deutscher Krankenhäuser 2010 ein Schaden von bis zu 1,5 Milliarden Euro entstanden.

Dass es Helios ausschließlich um das Wohl der Patienten geht, bezweifeln mittlerweile auch die eigenen Mitarbeiter. So wurde im Frühjahr ein Brief publik, in dem 688 Ärzte schwere Vorwürfe gegen die Konzernleitung erhoben. „An die Stelle medizinisch motivierter Entscheidungen tritt zunehmend der Kampf um die Einhaltung betriebswirtschaftlicher Vorgaben“, schrieben sie. Diese Entwicklung sei „nicht akzeptabel“. KATRIN ELGER

* Name von der Redaktion geändert.

LUFTFAHRT

Harte Landung

Air-Berlin-Gründer Joachim Hunold checkt aus. Vertraute sagen, er sei vor allem vom eigenen Verwaltungsrat gemobbt worden.

Die Telefonkonferenz am Donnerstag vergangener Woche begann so trist wie so oft in den letzten Jahren: Air-Berlin-Vorstandschef Joachim Hunold, 61, hatte wieder nur neue Hiobsbotschaften und alte Durchhalteparolen. Richtig spannend wurde es erst, als er noch „Anmerkungen in eigener Sache“ ankündigte.

„Ich werde heute den Verwaltungsrat bitten, mich zum 1. September von meinen Aufgaben als CEO zu entbinden, und ihm vorschlagen, dass mein Freund Hartmut Mehdorn die Funktion als Air-Berlin-Chef interimistisch übernimmt“, sagte er. Anderthalb Stunden später billigte der Verwaltungsrat der Fluggesellschaft in einer weiteren Telefonkonferenz Hunolds harte Landung.

Am frühen Morgen schon soll er seine Frau und enge Vertraute eingeweiht haben. Verwaltungsratschef Hans-Joachim Körber, der vergangene Woche an einer Oldtimer-Rallye teilnahm, blieb offenbar gar nichts anderes übrig, als den Personalvorschlag des Noch-Air-Berlin-Chefs anzunehmen. Anders ist wohl kaum zu erklären, dass nach dem impulsiven Hunold nun vorübergehend ein mindestens ebenso knorriger Kämpfertyp Deutschlands zweitgrößte Airline steuern soll.

Zwar will Hunold ab September in den neunköpfigen Verwaltungsrat des Unternehmens wechseln, das er vor 20 Jahren mit viel Kredit selbst gegründet hatte. Aber die Nachrufe auf ihn kamen sehr schnell: Er habe „viel für die deutsche Wirtschaft geleistet“, lobte der Bundesverband der Deutschen Luftverkehrswirtschaft. Als „großartige Persönlichkeit“ und „herausragenden Unternehmer“ würdigte ihn der Flughafenverband ADV. Ausgerechnet zum Abschied bekam Hunold das, was er seit Monaten schmerzlich vermisste: Anerkennung.

Die Querschüsse der jüngsten Vergangenheit hätten ihn zermürbt, sagen Vertraute. Begonnen hatte das Kesseltreiben gegen den einstigen Düsseldorfer Kneipenwirt schon Ende vergangenen Jahres – überraschenderweise etwa zur gleichen Zeit, als Ex-Metro-Chef Körber sein Amt als Oberaufseher bei Air Berlin antrat.

Zukäufe von kleineren Wettbewerbern wie DBA, LTU oder der österreichischen Fluglinie Niki, einst als Ausweis für Hunolds unternehmerischen Wagemut gefeiert, gelten heute als Ausdruck von Größenwahn. Der Vorstandschef solle das Unternehmen lieber gesundschrumpfen und Firmenteile abstoßen, hieß es in den Medien. Nur so sei die Airline langfristig überlebensfähig.

Hunold unterschätzte die offenbar von Kollegen und Teilen seines Verwaltungsrats gesteuerte Kampagne zunächst. „Mein Job macht mir Riesenspaß. Mein Vertrag läuft bis 2014, und ich habe vor, zwar über eine Flotte von 168 Maschinen, ist aber an der Börse mittlerweile weniger wert als ein einziger neuer Airbus A380.

Ein Sprecher Körbers beteuert, der Chefkontrolleur habe mit den negativen Berichten nicht das Geringste zu tun, er habe Hunold ursprünglich sogar länger halten wollen. Bei Air Berlin selbst wollte man den Verdacht, der Chef könnte womöglich über eine gezielte Kampagne gestürzt worden sein, nicht kommentieren.

Am Donnerstag vorvergangener Woche kam es jedenfalls auf der letzten Sitzung des Kontrollgremiums zum Eklat. Hunold musste sich heftige Kritik anhören, weil der Verlust im zweiten Quartal noch höher ausgefallen war als erwartet.

Die undankbare Aufgabe, Air Berlin zu verkleinern und das Streckennetz auszudünnen, soll nun sein Interims-Nachfolger Mehdorn übernehmen. Der kann es offenbar gar nicht erwarten, seinen neuen Job anzutreten. Bereits Ende vergangener Woche, 14 Tage vor seiner offiziellen Bestellung, wirbelte er durch die Berliner Airline-Zentrale, um mit Führungskräften seine Pläne zu besprechen.

Mehdorn hatte einst als Ingenieur und Manager beim EADS- und Airbus-Vorläufer Dasa angefangen und wollte in seiner Jugend immer Pilot werden. Insofern scheinen seine knapp zehn Jahre an der Spitze der Deutschen Bahn im Nachhinein ein Intermezzo gewesen zu sein.

Nach dem Wunsch des Verwaltungsrats soll Mehdorn allerdings nur wenige Monate bleiben – bis ein endgültiger Nachfolger für Joachim Hunold gefunden ist.

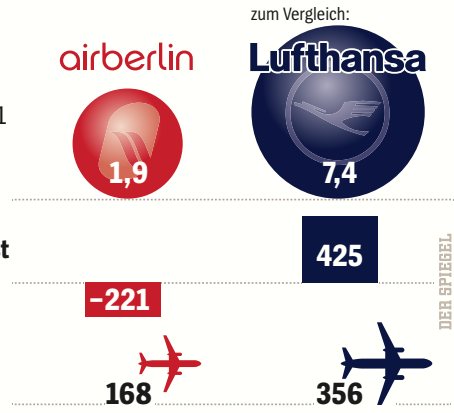
Immerhin dürfte die Suche nun leichter fallen: „Bislang hat der Achim doch jeden weggebissen, der ihm gefährlich werden konnte“, sagt ein Mitglied des Verwaltungsrats.

Dass das Fluggeschäft eine der schwierigsten Branchen ist, die es gibt, weiß ein Unternehmer, der in puncto Rabaukentum sogar Hunold und Mehdorn in den Schatten stellt: der Brite Richard Branson. Auf die Frage, wie man Millionär wird, sagt der Virgin-Airline-Gründer gern: „Man muss Milliardär sein und eine Fluggesellschaft kaufen.“

DINAH DECKSTEIN

Vielflieger

Unternehmenszahlen, 1. Halbjahr 2011



GERO BRELOER / AP

Managerfreunde Hunold, Mehdorn: *Schnelle Nachrufe*

TANSANIA

Wer rettet die „Liemba“?

Experten der Bundesregierung und der niedersächsischen Landesregierung streiten darüber, was mit einem legendären deutschen Kanonenboot in Tansania passieren soll, auf dessen Geschichte der Humphrey-Bogart-Film „African Queen“ beruht. Auf Anweisung Kaiser Wilhelms II. hatte die Meyer-Werft in Papenburg 1913 die fast 70 Meter lange „Graf Goetzen“ gebaut. Afrikanische Träger der deutschen Kolonialherren mussten das Schiff schließlich in Einzelteile zerlegt durch den Dschungel des heutigen Tansania schleppen. Am Tanganjika-See, dem längsten See der Welt, wurde die „Graf Goetzen“ wieder zusammengebaut und im Ersten Weltkrieg gegen Briten und Belgier eingesetzt. Unter ihrem neuen Namen „Liemba“

CLEMENS HÖGES / DER SPIEGEL

„Liemba“ auf dem Tanganjika-See

fährt sie seit Jahrzehnten und gilt als wichtigstes Verkehrsmittel der Region. Vergangenes Jahr hatte Niedersachsens Regierungschef, der heutige Bundespräsident Christian Wulff, das Außen- und das Entwicklungsministerium gebeten, bei der Sanierung der heruntergekommenen „Liemba“ zu helfen. Das Schiff sei für die Menschen in Tansania „unverzichtbar“, schon wegen der „Einzigartigkeit der Geschichte“ solle Deutschland eingreifen. Auch die tansanische Regierung bat Berlin um Hilfe. Doch ein Gutachten für das Entwicklungsministerium kommt zu dem Schluss, das Schiff nach internationalen Sicherheitsstandards zu sanieren sei zu aufwendig, der Bau eines neuen effizienter. Ende August will die Meyer-Werft nun ein Konzept vorlegen, nach dem zwischen sechs und acht Millionen Euro für eine Grundsanierung reichen würden.

ARIEL HERMONI / DPA

Verteidigungsminister Ehud Barak am Anschlagsort

NAHOST

Dschihad auf dem Sinai

Der Angriff von vermutlich bis zu 20 Terroristen in ägyptischen Uniformen auf Busse und Autos im Süden Israels, bei dem am vergangenen Donnerstag acht Menschen getötet wurden, hat heftige Diskussionen über das Bedrohungspotential aus dem Sinai ausgelöst. Es ist der erste Anschlag, bei dem die Angreifer aus Ägypten eindrangen. Die Grenze ist kaum befestigt, obwohl Zehntausende afrikanische Flüchtlinge auf diesem Weg nach Israel gelangten. Vor allem deshalb begann die Armee mit dem Bau eines modernen Grenzzauns, von dem aber nur ein Bruchteil fertig ist.
Schon seit zwei Jahren gilt die Halbinsel, erreichbar auch vom Jemen oder Sudan, als Rückzugsgebiet für Dschihad-Gruppen. Ägypten vermutet im Sinai 400 Qaida-Mitglieder, 2009 wurde eine Hisbollah-Zelle entdeckt, 2010 wurden von dort Raketen

LIBYEN

Zeichen der Auflösung

Sechs Monate nach Beginn des Libyen-Konflikts beschleunigen sich die Anzeichen für einen Verfall des Regimes von Revolutionsführer Muammar al-Gaddafi. Am Freitag nahmen die Rebellen nach tagelangen Kämpfen die Küstenstadt Sawija vollständig ein, die nur 50 Kilometer von Tripolis entfernt ist. Zuvor hatten Nato-Jets die Villa von Gaddafis Geheimdienstchef und Schwager Abdullah al-Senussi in Tripolis bombardiert, bei Kämpfen in der Küstenstadt Sawija war der Bruder des Gaddafi-Sprechers Mussa Ibrahim ums Leben gekommen. Kurz darauf meldeten die Rebellen, dass Gaddafis langjähriger Weggefährte Abd al-Salam Dschallud zu ihnen übergelaufen sei. Gaddafis Regierung sei „am Ende“, sagte Dschallud einem Rebellensender zufolge. Er hatte 1969 zusammen mit Gaddafi die Regierung von König Idris gestürzt und galt mehr als zwei Jahrzehnte lang als sein wichtigster Vertrauter, bevor sich ihr Verhältnis abkühlte. Vor Dschallud hatten sich bereits Gaddafis Außenminister Mussa Kussa, sein Ölminister Schukri Ghanem und, vor wenigen Tagen erst, sein ehemaliger Innenminister abgesetzt. Aus Tripolis drang am Freitag eine Reihe sich überschlagender Nachrichten, die nicht unabhängig bestätigt werden konnten: So hieß es, Rebellen hätten Tausende politische Gefangene aus dem berüchtigten Gefängnis im Stadtteil Abu Salim befreit, außerdem kursierten widersprüchliche Berichte über Anfragen der Familie Gaddafi um Asyl bei arabischen Nachbarstaaten. Dass sich das seit Monaten bestehende militärische Patt zugunsten

GIAGNORI / EIDON / ROPI

Gaddafi, Rebellen bei Kämpfen in Sawija

Opfer der israelischen Luftangriffe auf den Gaza-Streifen

CHRISTOPHER FURLONG / GETTY IMAGES

Richtung Eilat gefeuert. Nachdem sich mit der Revolution in Ägypten die Sicherheitskräfte aus der Region zurückzogen, konnte zudem die „Armee des Islam“, eine Terrorbande aus dem Gaza-Streifen, ihre Aktivitäten angeblich dorthin verlegen. Auch Salafisten, die sich „al-Qaida im Sinai“ nennen, sind hier aktiv. Unterstützt werden sie von Extremisten, die das Mubarak-Regime im Januar aus ägyptischen Gefängnissen freigelassen hatte, um Chaos zu stiften. Auch Ramsi al-Mowafi wird auf dem Sinai vermutet, ehemaliger Leibarzt von Osama Bin Laden und Sprengstoffexperte. Gefahr geht zudem von militanten Beduinen aus, die mehr Autonomie fordern. Polizisten trauen sich kaum noch aus den Kasernen. Die Israelis vermuten das palästinensische Volkswiderstandskomitee hinter dem Anschlag. Die radikale Gruppe aus dem Gaza-Streifen war schon 2006 an der Entführung des Soldaten Gilad Schalit beteiligt. Nur Stunden nach dem Anschlag tötete Israel deren Anführer bei Luftangriffen auf den Gaza-Streifen. Von dort wurde mit Granaten und Raketen zurückgefeuert. Israel drohte den Extremisten am Freitag mit einer Bodenoffensive. In der Nacht auf Samstag kündigte der militärische Arm der Hamas offiziell den seit zwei Jahren bestehenden Waffenstillstand auf.

ZITATE

Linksruck unter Rechten

„Die Demokratie, die doch die Masse reich machen sollte, dient nun jenen Bankern, Zeitungsbaronen und anderen Mogulen, denen sowieso alles gehört.“

Charles Moore, Biograf der konservativen Ex-Premierministerin Margaret Thatcher, Großbritannien

„Meine Freunde und ich sind lange genug von einem milliardärfreundlichen Kongress verhätschelt worden. Es ist Zeit, dass unsere Regierung Ernst damit macht, allen gemeinsame Opfer abzuverlangen.“

Warren Buffett, Unternehmer und drittreichster Mann der Welt, USA

„Es scheint mir unabdingbar, dass die Solidaritätsanstrengungen bei denen beginnen, die das Schicksal verschont hat. Ja, ein Beitrag der Reichsten ist notwendig.“

Maurice Lévy, Präsident des Unternehmerverbandes, Frankreich

ten der Rebellen auflöst, hängt mit deren Erfolgen an der libyschen Westküste zusammen. Anfang voriger Woche waren sie aus den Nafusa-Bergen nach Sawija vorgedrungen und hatten die einzige verbliebene Verbindung von Tripolis nach Tunesien gekappt. Die Rebellen eroberten zunächst die strategisch wichtige Raffinerie und am Freitag auch das Stadtzentrum. Da die Aufständischen außerdem auch im Osten und im Süden militärisch schnell vorankamen, schrumpfte das Reich des Revolutionsführers zusehends auf die unmittelbare Umgebung der Hauptstadt zusammen.

MARC HOFER / AFP

USA

Obamas Urlaubskrise

Die politischen Gegner Barack Obamas nutzen den zehntägigen Urlaub des US-Präsidenten auf der Jetset-Insel Martha’s Vineyard für neue Attacken. Obgleich das Land durch eine der schlimmsten Wirtschaftskrisen taumelt, mietet Obama für geschätzte 50 000 Dollar die Woche mit seiner Familie eine Villa. Kritik kommt von den republikanischen Präsidentschaftsbewerbern Mitt Romney („Ich würde schnell zurück ins Büro gehen“) und Newt Gingrich („Er sollte absagen“), aber auch aus dem eigenen Lager. Kolumnist Colbert King schrieb in der „Washington Post“, der Urlaubsort in Massachusetts sei „wirklich der letzte Platz der Welt, den Obama nächste Woche besuchen sollte“. Während sich der Präsident auch von den niedrigsten Zustimmungsraten seiner Amtszeit erholen muss, versuchen sich die republikanischen Bewerber im Vorwahlkampf mit immer schrilleren Tönen sowohl von Obama als auch vom konservativen Mainstream abzusetzen. Der texanische Gouverneur Rick Perry beschimpfte den noch von George W. Bush ernannten Ben Bernanke, Chef der Notenbank, als Verräter, weil er die Inflation anheize. Die von der Tea Party unterstützte Michele Bachmann bezeichnete den Klimawandel kurzum als „Schwindel“ und kündigte an, als Präsidentin werde sie die „arbeitsplatzvernichtende“ US-Umweltbehörde auf jeden Fall schließen.

IMAGO

Präsident Obama auf Martha’s Vineyard

EUROPA

Gift aus der Olivenzone

Auf den EU-Mitgliedsländern mit der besten Bonität ruht in der Euro-Krise die Hauptlast. Mit dem Gütesiegel „AAA“ kämpfen die Regierungen in Den Haag, Helsinki, Luxemburg und Wien um die Zukunft der gemeinsamen Währung – und gegen deutsch-französische Bevormundung.

WELTFINANZ KRISE

Kreisrund, mit Messingring und exakt siebeneinhalb Gramm schwer ist er, mit einer schlanken Eins vorn drauf: der Euro.

Lugt von der Rückseite ein griechischer Steinkauz oder ein spanischer König, gilt das Geldstück, virtuell gewichtet, neuerdings weniger. Ist hingegen der Bundesadler oder Mozart zu sehen, die Silhouette von Königin Beatrix oder eine Idylle mit finnischen Singschwänen, verweist das Bild auf eine Herkunft, die früher einmal als Hartwährungsland bezeichnet wurde.

Unsichtbar geht nun ein Riss durch die Euro-Zone: Sechs von 17 Ländern sind mit dem Gütesiegel „AAA“ der amerikanischen Rating-Agenturen als tadellose Schuldner verbrieft. Je stärker die Staatsfinanzen in Griechenland, Portugal, Italien, Spanien oder Irland aus dem Lot geraten, desto stärker sollen nun die Länder mit bester Bonität für den Euro bürgen. Neben Deutschland und Frankreich sind das Finnland, Luxemburg, die Niederlande und Österreich.

Von Würstelstand-Besuchern in Wien über die Stammkundschaft an den Fischbuden in Den Haag bis hin zu Luxemburger Bankern und finnischen Unternehmern: Viele in den Euro-Musterländern wirken dieser Tage hin- und hergerissen. Zwischen dem dringenden Verdacht, dass mit den Hunderten Milliarden, die gerade in Hilfspaketen und unter Rettungsschirmen für bedrohte EU-Staaten verschwinden, auch ein Stück ihrer Lebensleistung dahingeht – und der Hoffnung, dass die Regierenden mit ihren besänftigenden Parolen doch noch Recht behalten werden.

Es geht in dieser Euro-Krise nicht nur um die Rettung einer gemeinsamen Währung. Es geht um Wesensfragen der politischen Union.

Es geht um den Verdacht vieler Europäer, dass in der als „Olivenzone“ verspotteten südlichen EU-Region auf Kosten anderer geprasst wurde und dass jene, die sparsamer gewirtschaftet haben, nun das Gift schlucken sollen, das nach Norden vordringt. Andererseits ist es noch nicht ausgemacht, dass es die EU aushält, wenn manche Länder fiskalisch bereits unter Zwangsverwaltung stehen und andere dank ihrer Finanzkraft künftig die Richtung angeben. Droht Deutschland, wirtschaftlich der Koloss unter den AAA-Staaten, durch die Hintertür zur unumschränkten Führungsmacht in Europa aufzusteigen?

Für Heikki Vauhkonen stehen solche Fragen nicht im Vordergrund. Der gutgelaunte Unternehmer mit dem schütteren Haar lässt Sauna- und Specksteinöfen bauen als Chef eines börsennotierten Familienunternehmens in Helsinki: „Finnland ist ein kleines Land mit großen Nachbarn“, sagt Vauhkonen, man wisse sich einzufügen: „Niemand in unserer Wirtschaft denkt über ein Zerbrechen der Euro-Zone oder einen Austritt nach; wir leben vom Export – ohne Euro haben wir keine Chance.“

HANS PUNZ / DAPD

Österreichs Finanzministerin Fekter*
Giftiger Brief der Schotter-Mitzi

* Während einer Rede des Europa-Kritikers Josef Bucher im Wiener Nationalrat am 18. Mai.

Beinahe wortgleich wiederholt das Anne-Catherine Berner, ebenfalls aus der Hauptstadt. Die Betriebswirtin leitet in dritter Generation den Textilbetrieb ihrer Vorfahren und, darüber hinaus, einen Verband von Familienunternehmen, deren 170 000 Mitarbeiter immerhin 30 Milliarden Euro Umsatz jährlich erwirtschaften. Auch Berner schwört auf Europa: „Es hilft Finnland nicht, Einzellösungen zu suchen.“

Premier Jyrki Katainen scheint das anders zu sehen. Vielleicht ließ er deshalb seine Finanzministerin vergangene Woche eine Vereinbarung über „Sicherheiten“ für finnische Hilfskredite an Griechenland verkünden: Für rund 1,4 Milliarden Euro, die Helsinki zum europäischen Hilfspaket von 109 Milliarden Euro beisteuern muss, sollen die Griechen rund 500 Millionen zurückzahlen und in Finnland krisenfest anlegen – bis die Schulden abgestottert sind oder die verzinste Sicherheitsleistung der finnischen Überweisung entspricht.

Kritiker in ganz Europa bewerten diesen Alleingang als Versuch der Finnen, eigene Risiken auf Kosten anderer zu begrenzen, und sprechen von einem „Schildbürgerstreich“. Sollte auch nur eines der Geberländer, die jetzt womöglich ebensolche Abkommen schließen wollen, die finnische Sonderregelung ablehnen, wäre das gesamte Hilfspaket für Griechenland geplatzt. Finnlands Regierungschef beeindrucken solche Aussichten nicht. Er sieht die Griechenland-Hilfe mit den Augen eines Kaufmanns: „Die anderen Euro-Länder wissen, dass Finnland sich an diesem Paket nicht beteiligt, wenn uns keine Sicherheiten geleistet werden.“

Premier Katainen, seit Juni im Amt, steht erkennbar unter Druck. Zwar ist Finnland neben Luxemburg und Estland das einzige Land der Euro-Zone, das die vorgeschriebenen Schuldengrenzen einhält und außerdem mit seinen gut fünf Millionen Einwohnern zu den relativ größten Geberländern der Union gehört. Die Zahlungen in den Gemeinschaftstopf überstiegen die 2010 empfangenen Subventionen um 0,32 Prozent des Bruttosozialprodukts (Deutschland: 0,26 Prozent).

Doch seit der deutlichen Schlappe der etablierten Parteien gegen die rechtspo-

EMANUELE CREMASCHI / LUZPHOTO / FOTOGLORIA

Jugendproteste gegen Sparmaßnahmen in Spanien: *„Wie lang geht das noch weiter mit der Euro-Diktatur?“*

pulistischen „Wahren Finnen“ unter Timo Soini ist so etwas wie eine Zeitenwende im nördlichen europäischen Musterland zu beobachten: Die verunsicherten Altparteien biedern sich bei Protestwählern an.

So zielsicher wie Timo Soini aber treffen sie den Ton nicht. Soini sagt, Europa leide unter „ökonomischem Wundbrand“ einzelner Länder: „Solange wir nicht amputieren, was nicht mehr zu retten ist, riskieren wir die Vergiftung des ganzen Körpers.“ Rund 23 Prozent aller Wähler stimmen Umfragen zufolge den Diagnosen der EU-feindlichen Wahren Finnen inzwischen zu.

Finnlands Europa- und Außenhandelsminister Alexander Stubb gesteht offen, dass „die Wahren Finnen uns alle in eine schwierige Ecke gedrängt haben“ – die Regierung werde künftig zweifelsfrei „viel härter als bisher“ vorgehen müssen. Dennoch verspricht er: „Wir wollen Teil der Lösung sein und nicht Teil des Problems.“

Der Finanzministerin Maria Fekter in Wien, die augenblicklich hart daran arbeitet, ihren Wählern zu erklären, warum das blühende Österreich für die darbende Olivenzone bluten soll, sollte man dieser Tage eher nicht mit den Finnen kommen. Ende voriger Woche hat Fekter ihren finnischen Kollegen einen giftigen Brief wegen deren eigenmächtigen Vorgehens geschrieben. Jetzt muss die Frau Minister auch noch zum Chat beim Online-Ableger der Zeitschrift „News“.

Ein bisserl sehr streng wie immer schaut sie drein, die resche, wegen des elterlichen Kiesbaubetriebs von Spöttern „Schotter-Mitzi“ gerufene Ministerin. Und kaum sitzt sie beim Chat, schaut sie noch strenger, denn schon geht’s los mit gemeinen Fragen. „Wie können Sie es verantworten, Österreichs Steuergelder ins Ausland zu verschenken?“ – „Wie lang geht das noch weiter mit der Euro-Diktatur?“

Frau Ministerin schlägt sich tapfer. Sie hat die morgendlichen Schlagzeilen der Massenblätter gesehen, über den belgischen Parteifreund und „Schwachmatiker“ Herman van Rompuy, der jetzt eine europäische Wirtschaftsregierung führen soll, und über das Milliardengrab EU. Fekter kennt auch die Umfragen, denen zufolge in ihrem Land, das wie kaum ein anderes von der EU profitiert hat, die rechtspopulistische FPÖ inzwischen stärkste Partei ist – jene FPÖ, deren Vorsitzender Heinz-Christian Strache sagt: „Der Euro-Haftungsschirm ist eine Massenenteignung für die Österreicher.“

Fekter sammelt und strafft sich. Dann schickt sie tapfer ihre Nachrichten ins

„Wir sind alle bedroht“

Der niederländische Finanzminister Jan Kees de Jager fordert die Bundesregierung auf, bei Euro-Bonds hart zu bleiben.

De Jager, 42, gehört der christlich-demokratischen Partei CDA an und ist seit 2010 Finanzminister der Minderheitsregierung aus Christdemokraten und Rechtsliberalen von Premier Mark Rutte.

SPIEGEL: Herr Minister, immer mehr Stimmen fordern, die Krise in der Euro-Zone mit Euro-Bonds zu beenden. Sie auch?
De Jager: Nein, auf gar keinen Fall. Euro-Bonds sind nicht die Lösung. Sie können eine Schuldenkrise nicht beenden, indem sie eine neue Form der Verschuldung einführen. Stattdessen müssen die betroffenen Länder ihre Haushalte in Ordnung und ihre Wirtschaft durch Reformen auf Vordermann bringen. Euro-Bonds sind dazu keine Alternative, im Gegenteil, sie hätten eine geradezu perverse Wirkung.
SPIEGEL: Das müssen Sie erklären.
De Jager: Euro-Bonds nehmen den Problemländern jeden Anreiz, wieder auf den Pfad vernünftiger Haushalts- und Wirtschaftspolitik einzuschwenken. Weil sie ein niedrigeres Zinsniveau haben als ihre bisherigen Anleihen, verleiten sie die Regierungen, mehr Schulden zu machen statt zu sparen. Das nenne ich pervers.
SPIEGEL: Selbst Großspekulant George Soros fordert Euro-Bonds. Weiß er nicht, wovon er spricht?
De Jager: Jedenfalls bedenkt er nicht die langfristigen Auswirkungen seines Vorschlags. Kurzfristig mögen Euro-Bonds die Märkte beruhigen. Wenn Sie aber nichts an den Rahmenbedingungen ändern, dann haben Sie in fünf Jahren die nächste Krise, die unter Umständen noch viel schlimmer ausfällt als derzeit, weil dann auch gesunde Länder wie Deutschland und die Niederlande noch viel höher verschuldet sein werden.
SPIEGEL: Die Bundesregierung ist auch gegen Euro-Bonds. Wie lange noch?
De Jager: Ich erwarte von der Bundesregierung, dass sie bei dieser Auffassung bleibt. Auf lange Sicht mögen Euro-Bonds eine Option sein, aber erst wenn alle Mitgliedsländer der Währungsunion die gleiche Finanzpolitik betreiben. Davon sind wir noch ein gutes Stück entfernt.
SPIEGEL: Bleibt als kurzfristige Hilfe der Rettungsschirm EFSF, den die Staats- und Regierungschefs Ende Juli mit neuen Aufgaben, aber nicht mit mehr Geld ausgestattet haben. Müsste er nicht aufgestockt werden, um glaubwürdig zu bleiben?
De Jager: Ich bin nicht generell gegen eine bessere Ausstattung des EFSF, aber auch das ist kein Allheilmittel. 440 Milliarden Euro sind nicht wenig. Bei Bedarf lassen wir aber mit uns reden.
SPIEGEL: Wäre es nicht sinvoll, den Finanzrahmen schon jetzt zu verdoppeln?
De Jager: Das ist leicht gesagt, aber so eine Operation bleibt nicht ohne Auswirkungen auf die Bonität der Geberländer. Deutschland und die Niederlande haben eine solide AAA-Bewertung der Rating-Agenturen. Das gilt aber nicht für alle Länder mit Bestnote …

HOLLANDSE HOOGTE / LAIF

Finanzminister de Jager
„Verbale Disziplin“

SPIEGEL: Sie meinen Frankreich.
De Jager: Ich spiele auf kein spezielles Land an. Solche Länder laufen Gefahr, ihre Bestnote zu verlieren, wenn sie dem EFSF noch mehr Garantien zur Verfügung stellen müssen. Letztlich sind wir alle bedroht von Ansteckungsgefahr. Wir können nicht einfach sagen, dass das letzte noch mit AAA bewertete Mitgliedsland der Währungsunion die Schulden aller anderen garantiert. Die Lösung der Staatsschuldenkrise besteht nicht darin, noch mehr Schulden zu machen, sondern weniger.
SPIEGEL: Wird eine Aufstockung des EFSF nicht nötig, wenn Italien Hilfe braucht?
De Jager: Italien ist ein großes Land mit einer Verschuldung von fast zwei Billionen Euro. Die schiere Größe dieser Zahl zeigt schon, dass Italien niemals unter den Schutzschirm schlüpfen darf. Ich bin aber auch der festen Überzeugung, dass es so weit nicht kommen wird. Die Regierung des Landes hat ein Sparprogramm aufgelegt, und die Entwicklung des Haushaltsdefizits ist längst nicht so besorgniserregend wie in einigen anderen Ländern.
SPIEGEL: Was passiert, wenn Griechenland nicht in der Lage ist, die Auflagen des zweiten Rettungspakets zu erfüllen. Wird es dann ein drittes geben?
De Jager: Sollte sich die Regierung Griechenlands außerstande sehen, die Bedingungen des Rettungsprogramms zu erfüllen, dann werden die Niederlande jede weitere Hilfe verweigern. Dann werden wir auch die nächste Rate des Rettungspakets blockieren. Das Land hat keine andere Wahl, als weiter zu sparen und zu reformieren.
SPIEGEL: Finnland will von den Griechen für weitere Hilfen ein Pfand. Ist das nicht unfair anderen Geberländern gegenüber?
De Jager: Was uns betrifft, so ist noch keine Abmachung getroffen. Dies ist eine Frage, die von allen Ländern der Euro-Zone beraten werden muss. Wir haben in allen Verhandlungen darauf hingewiesen, dass, wenn Finnland ein Pfand bekommt, auch die Niederlande eines bekommen wollen.
SPIEGEL: Halten Sie es für möglich, dass die Griechen aus dem Euro ausscheiden?
De Jager: Nein, das glaube ich nicht. Dann kommt es für die griechische Bevölkerung noch härter als jetzt schon. Scheitern ist für Griechenland keine Option.
SPIEGEL: Wird es einen Punkt geben, an dem die reichen und starken Länder sagen: Uns reicht’s, wir steigen aus?
De Jager: Nein, ein solcher Schritt würde zu enormen Verwerfungen führen, unter denen auch die Länder mit stabilen Finanzen mehr zu leiden hätten als unter den Folgen der Rettungspakete.
SPIEGEL: Neben den angeschlagenen Randstaaten der Euro-Zone legen nun auch noch Frankreich und Italien Sparprogramme auf. Fürchten Sie nicht, dass dadurch das Wachstum abgewürgt wird?
De Jager: Es mag sein, dass uns die Konsolidierung ein bisschen Wachstum kostet. Das ist aber das kleinere Übel. Eine Verschärfung der Schuldenkrise, die sich zu einer zweiten Finanzkrise ausweitet, wäre viel schlimmer, weil wir dann mit Sicherheit in eine Rezession abgleiten.
SPIEGEL: Grund für die jüngsten Turbulenzen war, dass die Beschlüsse des Krisen-

Protest gegen Privatisierungen in Portugal: *Aus*

MARIO CRUZ / DPA

dem Lot geraten

LEIF RO SAS / REDSTAR

Finnischer Unternehmer Vauhkonen: *„Kleines Land mit großen Nachbarn“*

gipfels schon nach zwei Wochen zerredet wurden. Was lässt sich gegen die Kakophonie in Europa machen?

De Jager: Das Einzige, was hilft, ist verbale Disziplin aller Beteiligten. Den Vertretern der 17 nationalen Regierungen würde ich dabei noch etwas mehr Spielraum zugestehen, weil sie sich gegenüber ihren Parlamenten und ihrer Bevölkerung rechtfertigen müssen. Den Repräsentanten der europäischen Institutionen wie der Kommission würde ich aber empfehlen, sich genau zu überlegen, welche Auswirkungen auf die Märkte ihre Äußerungen haben können. Da wäre manchmal mehr Zurückhaltung angebracht.

SPIEGEL: Sie spielen auf Kommissionspräsident José Manuel Barroso an, der zwei Wochen nach den Beschlüssen seinen Unmut in einem Brandbrief kund tat.

De Jager: Ich nenne keine Namen, die Schuldigen dürfen sich aber angesprochen fühlen.

SPIEGEL: Braucht die Euro-Zone nicht auch institutionelle Reformen, um glaubwürdiger gegenüber den Märkten zu werden?

De Jager: Da haben Sie völlig recht. Mit der Verschärfung des Stabilitätspakts sind wir auf gutem Weg, aber das reicht nicht. Was wir vor allem brauchen, sind glaubwürdige Sanktionsmechanismen, die bei Fehlverhalten greifen. Wir brauchen mehr Zusammenarbeit, mehr wirtschaftspolitische Kooperation, kurzum: mehr Europa, um die vereinbarten Regeln umzusetzen.

SPIEGEL: Wer soll die Sanktionen verhängen? Die Mitgliedsländer oder die Kommission?

De Jager: Was mir vorschwebt, ist eine eigenständige, unabhängige Einrichtung, die die Länder zur Ordnung ruft und Strafen verhängt. Diese könnte an eine bereits bestehende Institution angegliedert werden. Unabhängigkeit ist dabei der wichtigste Aspekt. Etwas Ähnliches hat der deutsche Wirtschaftsminister Philipp Rösler unter dem Namen europäischer Stabilitätsrat vorgeschlagen. Der Gedanke gefällt mir sehr.

SPIEGEL: Wer soll in dem Gremium entscheiden?

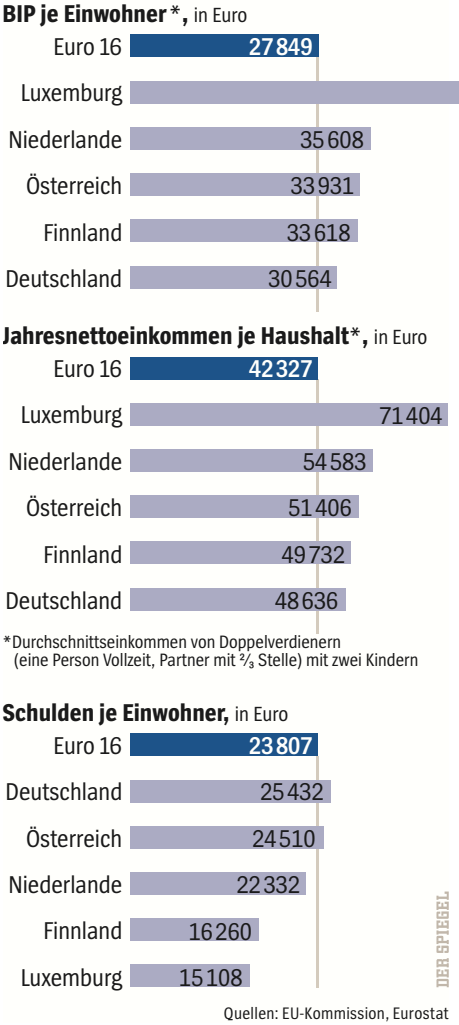
De Jager: Wissenschaftler, Experten, nur keine Politiker. Interview: Christian Reiermann

weltweite Netz: „Der Euro ist eine Erfolgsgeschichte; er gehört zu den stärksten Währungen der Welt.“

Erst als der Internetflirt mit dem Wahlvolk vorbei und sie selbst schon auf dem Sprung ist, fügt Fekter hinzu, Staaten wie Österreich beobachteten das zur Regel gewordene deutsch-französische Tête-à-Tête während der Euro-Krise besonders aufmerksam: „Wir Kleinen haben ein Problem damit, wenn sich da zwei Große treffen und uns danach etwas überstülpen wollen.“ Mit Deutschland sei man sich inhaltlich häufig einig. Dennoch gelte: „Ich schätze die Kollegin Merkel, aber vertreten tu ich unser Land lieber selber.“

Reiche Nordländer

im Vergleich zum Durchschnitt der Euro-Länder 2010 (ohne Estland)



Quellen: EU-Kommission, Eurostat

Knapp tausend Kilometer westlich, auf dem Luxemburger Kirchberg, sitzt einer, der in Sachen Euro eine gewichtige Rolle spielt: Der Deutsche Klaus Regling, der den Stabilitätspakt einst mit entwickeln half und später im Auftrag der EU-Kommission Blaue Briefe ans Kabinett des Defizitsünders Gerhard Schröder schickte, ist – Ironie des Schicksals – jetzt der Mann, der mit Hilfe des europäischen Rettungsschirms EFSF den Kollaps der Gemeinschaftswährung verhindern soll.

Traut man dem Gespür des Volks rund um Reglings Büro in der Avenue John F. Kennedy, so wird alles gutgehen. Hier, wo sich Luxemburgs Banker, EU-Beamte und anderweitig angstfrei Beschäftigte die Türklinken in die Hand drücken, hier, wo 2000 Milliarden Euro Vermögen von smarten Finanzdienstleistern verwaltet und investiert werden, ist eine Welt ohne vereintes Europa schwer vorstellbar.

Das kleine Großherzogtum war 1957 Mitbegründer der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft und half später beim Aufbau der EU und des Euro. Von jeher gehört man zu den Klassenbesten der Euro-Zone.

Wie sagt es Benoît Tesch, Berater bei PricewaterhouseCoopers, der mit seinem halbgefüllten Glas Bier abends im „Urban“ am Kirchberg steht? „Wir haben immer unser Geld verdient.“ Luxemburgs Kapital seien offene Grenzen. Wenn es mit Europa abwärtsgehe, ziehe das sein Land logischerweise mit nach unten:

„Wenn es aber Europa gutgeht, geht es uns noch besser.“

Laut einer Studie der Schweizer Bank UBS verzeichnet die Hauptstadt des Großherzogtums die drittgrößte Kaufkraft weltweit. Sogar Paul Helminger, seit zwölf Jahren Bürgermeister der Stadt, fände es nicht unschicklich, würde sein Wahlvolk über den Rettungsschirm demnächst ein wenig zur Ader gelassen: Für das, was Europa den Luxemburgern bringe, müsse eben bezahlt werden, sagt Helminger. Ohne Europa wäre der Kuchen „weniger schmackhaft und auch weniger groß“.

Von der wohlstandsgesättigten Lockerheit eingesessener Luxemburger ist im niederländischen Den Haag nicht mehr viel zu spüren. Wie er da im Parlament sitzt, Geert Wilders, handgenähte Schuhe, marineblauer Anzug, platinblonde Tolle, in der vordersten Reihe der Volksversammlung, wirkt der Chef der rechtspopulistischen „Partei für die Freiheit“ (PVV) wie Europas fleischgewordener Gottseibeiuns.

Wilders ist ein Kuriosum: stiller Teilhaber, aber auch Gängler der konservativen Regierung unter Mark Rutte; er lässt die Euro-Beschlüsse zur Rettung Griechenlands nur von Sprechern kommentieren: „Lang lebe der Euro, und die Griechen trinken darauf noch ein Glas Ouzo“.

So sagt auch nicht Wilders selbst, sondern sein Sprecher, worum es beim Plenumstermin des Haager Parlaments mitten in den Sommerferien ging: um die Schulden der „Knoblauchländer“ nämlich. Das klingt deutlich weniger freundlich als das Wort Olivenzone.

Bei der außerordentlichen Sitzung geht es, natürlich, um Griechenland, um das Rettungspaket; es geht um Arm und Reich in Europa und um die ewige Frage der Transferunion. Die Niederlande sind Nettozahler wie die Deutschen; sogar die Wachstumsrate der beiden Volkswirtschaften im vergangenen Quartal war identisch: Sie lag in beiden Ländern bei nur noch kümmerlichen 0,1 Prozent.

Vor allem aber geht es im Plenum im steinernen Binnenhof, dem Sitz des Parlaments, an diesen beiden Tagen um den Mann, der da scheinbar unbeteiligt in der ersten Reihe sitzt, rechts außen. Einen „golden ondulierten unberechenbaren Parlamentarier“ nennen die US-Diplomaten Wilders in den WikiLeaks-Depeschen.

Der sonst so lautstarke Rebell, derzeit die Schlüsselfigur der niederländischen Politik, lehnt sich zurück, im blauledernen Sessel, schweigt und schaut zu. Er braucht nicht zu reden, er lässt reden. Den aus dem Urlaub zurückgerufenen Ministerpräsidenten Rutte zum Beispiel.

Dessen Minderheitsregierung, eine Koalition aus Rechtsliberalen und Christdemokraten, wird geduldet von Wilders. Es ist ein einzigartiges politisches Konstrukt. Es gibt Vereinbarungen zwischen der Regierung und ihm, in denen seine Wünsche als Regierungsziele festgeschrieben sind. Und Wilders ist eben nicht nur ein bekennender Islamhasser, er ist, nach eigenen Worten, auch ein „Anti-Europäer“.

Deshalb muss Rutte jetzt lavieren: Auf jeden Fall müsse es strengste Kontrollmechanismen für die verschuldeten Länder geben, fordert er, aber auf keinen Fall dürfe das mehr Macht für Brüssel bedeuten – sonst hätte er es sich mit Wilders verscherzt.

Der kann sich in der Tat zurücklehnen und seine Lage genießen. Für die Hilfszahlungen an Griechenland wird er nicht haftbar gemacht – das ist schließlich Regierungspolitik; zugleich aber sitzt er auch nicht machtlos abgeschlagen in der Opposition. Er zieht die Strippen hinter den Kulissen, ins Messer der Wählerverärgerung laufen die anderen, „seine Vasallen“ wie Wilders-Gegner die Regierenden mittlerweile nennen. Premier Ruttes Problem ist deshalb längst nicht nur der desolate Zustand einiger Südländer in der Union, es ist die Abhängigkeit von dem ungeliebten Blondschopf. Noch bevor er Königin Beatrix, dem Staatsoberhaupt, seinen wöchentlichen Bericht erstattet, besucht ihn Wilders. Jeden Montagmorgen.

„Der kommt immer zuerst“, sagt Alexander Pechtold, Fraktionsvorsitzender der sozial-liberalen Partei „D66“, sarkastisch. Pechtold, 45, sitzt in einem Café auf dem Plein, dem Platz vor dem Parlament. Er wirkt nicht sonderlich erschöpft nach sechs Stunden Debatte, eher verärgert. Wegen seiner ständigen Angriffe auf Wilders und die Regierungskoalition ist er mittlerweile zu einer Art Oppositionsführer geworden. Seine Partei hat nicht einmal halb so viele Sitze wie Wilders’ PVV. Der Slogan für die Wahl im vergangenen Jahr lautete: „Europa: Ja“.

„Wir haben ein Problem“, sagt Pechtold, „und das sind die Populisten.“ Ihnen gelinge es, die öffentliche Meinung so zu manipulieren, dass die Skepsis gegenüber Europa in keinem Verhältnis steht zum Nutzen, den die Union den Niederländern bietet. „Wir Niederländer sind eine Handelsnation, ein kleines Land, unser Wohlstand war schon immer abhängig vom Zusammenwirken mit anderen.“

Pechtold trinkt seinen Saft aus und geht.

Zahlen für die Sünden der anderen werden voraussichtlich alle, die Finnen ebenso wie Österreicher, Luxemburger oder Holländer – jedenfalls bis zu den nächsten Wahlen. Dann allerdings könnten die Europa-Gegner, in Helsinki ebenso wie in Wien und Den Haag, weitere Wähler erreichen.

Manfred Ertel, Julia Amalia Heyer, Volkmar Kabisch, Walter Mayr

NIJHUIS / HOLLANDSE HOOGTE / LAIF

JOHN KOLESIDIS / REUTERS

Europa-Gegner Wilders, Athener Flugpassagier während der Taxiblockade des Flughafens: *„Darauf einen Ouzo“*

SCHULDENKRISE – Wer steckt hinter den Ratingagenturen?
ERBSTREIT – Die armen Fincks gegen die reichen Fincks
EXKLUSIVSTUDIE – Die Zukunft der deutschen Autokonzerne

Das neue manager magazin.
Jetzt im Handel.

Wirtschaft aus erster Hand
manager magazin

++ 40 Jahre manager magazin ++ 40 Jahre manager magazin ++ 40 Jahre

DER SPIEGEL (L.)

Demonstranten in Homs, Moschee in Damaskus, Zivilpolizisten, Hochzeitskonvoi: *„Syrien ist für alle Syrer“*

SYRIEN

Die bösen Geister von Damaskus

Ramadan in Damaskus: Die Menschen fasten, beten und halten still. Sie haben Angst, dass auch sie der Gewaltsturm trifft, den das strauchelnde Regime des Assad-Clans entfacht. Ein Bericht aus einem Land, dessen Menschen es nicht mehr ertragen, dass sie wie Vieh behandelt werden.

Jeden Abend kommen die „Geister“. Sie lachen, sie kauen Nüsse und wiegen ihre Schlagstöcke in den Händen. Sie heißen tatsächlich so: Schabiha, Geister. Die Schergen des Regimes, die zu Tausenden nach dem Fastenbrechen ausschwärmen und vor Moscheen in Damaskus Position beziehen. Um zehn, wenn das Abendgebet endet, warten sie, stehen drohend vor dem Tor, lauern bewaffnet zwischen geparkten Autos. Bereit, jeden niederzudreschen, der sein Wort gegen den Präsidenten und das System erhebt.

Rasch, schweigend und jeder für sich verlassen die Gläubigen die Moscheen und gehen auf in der Menschenmenge der festlich beleuchteten Stadt, die im Fastenmonat Ramadan erst in der Dunkelheit zum Leben erwacht.

Eine gespenstische Schwebe. Was ist unheimlicher? Die Normalität? Oder das blitzhafte Hereinbrechen des Schreckens, wenn zwischen den Flaneuren in der Salhija-Straße ein weißer Kombi vor der Polizeiwache hält, zwei Männer in Zivil einen gefesselten, schreienden Gefangenen hineinschleifen und davonfahren? Während alle vorbeischauen.

Es sei doch nichts, lässt der Palast verlautbaren, nur eine Verschwörung von Zionisten, al-Qaida-Anhängern und arabischen Satellitensendern. Dass in der Hafenstadt Latakia ein kleines Mädchen getötet wurde? Nur eine Herzattacke. Dass schon vor Monaten im Stadtteil Midan Tausende demonstrierten? Die seien nur für ein Dankgebet auf die Straße gegangen, weil es endlich geregnet habe.

Doch wer nach Damaskus kommt, erlebt tatsächlich eine Stadt, die an der Oberfläche ganz unverändert, ganz glatt erscheint. Es stehen keine Panzer in der Innenstadt, es wird nicht geschossen.

Doch schon 40 Minuten Fahrt führen in eine andere Welt. Sabadani, ein Ausflugsort in den Bergen des Anti-Libanon, ist von der Armee umstellt. Seit Wochen sind fast jeden Abend mal 500, mal 4000 Menschen in dem Kurort auf die Straße gegangen. Erst knüppelten die „Geister“, dann schoss die Polizei Tränengas, nun töten die Beamten der diversen „Sicherheitsdienste“. Es gibt keine Touristen mehr in Sabadani, allein die Vorbereitung der Fahrt dorthin dauert zwei Tage.

Nur über einen Internetdienst, unter der Identität eines vor Wochen erschossenen Freundes, ist einer der Führer des örtlichen Oppositionskomitees erreichbar. Erst in letzter Minute wird der Treffpunkt genannt: ein Gemüselaster an einer Kreuzung. Der Fahrer nickt kurz, über Kurvenpfade geht es an den Ortsrand. In einer Ferienwohnung warten die Männer vom Komitee. Noch hat die Demonstration nicht begonnen, also erzählen sie: Wie unfassbar es anfangs gewesen sei, dass in Syrien Menschen den Mut aufbrachten, sich gegen eine Diktatur zu erheben, die Zehntausende hat umbringen lassen. Von der Angst vor den allgegenwärtigen Spitzeln, selbst in der eigenen Familie. Vom Grauen und vom Grotesken des Regimes.

Ali, der Kontaktmann, war vom Politischen Sicherheitsdienst verhaftet worden, einem der vier großen unter den angeblich 17 Geheimdiensten des Landes: „Sie hatten Bilder von mir auf einer Demonstration, aber dachten, ich sei nur ein Mitläufer.“ Was sie nicht davon abhielt, ihn bis zur Ohnmacht zu prügeln, ihn gefesselt an die Decke zu hängen und nackt stundenlang mit verbundenen Augen stehen zu lassen, mit kaltem Wasser zu überschütten und mit Elektroschocks zu quälen. „Du glaubst, Gott wird dir helfen?“, habe der Offizier gebrüllt: „Gott hilft dir nicht!“

Er solle Namen nennen! „Dann habe ich Namen genannt: von denen, die gerade von der Staatssicherheit verhaftet worden waren – was sie nicht wussten.“

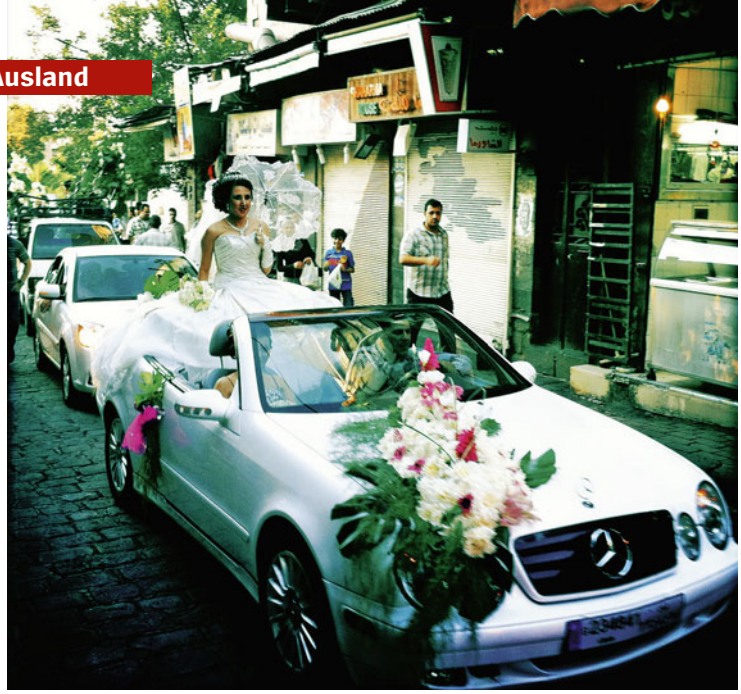
Ein anderer Offizier habe ihn gefragt: „Haben wir dir früher je etwas getan?“

„Nein“, habe er geantwortet, „aber ich will in Freiheit leben.“

„Weißt du überhaupt, was das ist, Freiheit?“

„Nein“, sagte er. Noch nicht.

Nach drei Wochen ließen sie ihn laufen: „Sie brauchten den Platz. Wir waren



DER SPIEGEL (M. R. + R.)

schon 70 Mann in einer Zelle von vier mal vier Metern.“ Ein anderer im Raum war 60 Tage lang in Haft. Er hatte auf einer Demonstration die Mittelfinger zum Gruß an den Präsidenten erhoben. Sie brachen ihm beide Finger. Vor allen anderen erzählt er, wie sie ihm Elektroden an die Hoden hefteten und ihn so lange mit Stromstößen traktierten, bis er Blut urinierte. Die 60 Tage hätten ihn stärker gemacht, sagt er. Aber seine Hände zittern, wenn er den Kaffee einschenkt.

Plötzlich klingt eine Stimme aus dem Funkgerät: „Sie kommen! In eure Richtung. Mannschaftswagen mit Bewaffneten, einer, zwei, fünf, mindestens acht.“ Geduckt schaut Ali über die Brüstung des Balkons. Am unteren Ende der Straße patrouillieren bereits Männer mit Kalaschnikows, „weg, weg!“, rasend werden Funkgeräte, das kostbare Satellitentelefon und Taschen gegriffen, durch Garten und Dunkelheit geht es zu einem anderen Quartier. Von überall her melden sich die Beobachter aus anderen Vierteln: Mehrere hundert Mann sind eingerückt, das Stakkato von Maschinengewehren ist zu hören. Das, erklärt Ali erleichtert, sei die Armee, „die schießen nur in die Luft, um Angst zu verbreiten“. Gefährlicher sei das Einzelfeuer der Killer von den Sicherheitsdiensten. Aber eine Demonstration werde es diese Nacht nicht mehr geben.

Fast überall in Syrien gehen mittlerweile täglich Menschen auf die Straße und fordern den Sturz des Assad-Regimes, von Daraa im Süden bis Latakia im Norden, von Sabadani im Westen bis Deir al-Sor am Euphrat. Und fast überall tun sie dies weiterhin friedlich. Nicht, weil sie keine Waffen hätten, sondern weil das Regime nur auf einen Vorwand wartet zurückzuschlagen. Das wäre der Beginn des Bürgerkrieges, den die Führung jetzt schon schürt, indem es die Konfessionen gegeneinander aufhetzt und sich als Schutzmacht der Minderheiten gegen die stets beschworenen sunnitischen Fanatiker stilisiert.

Seit Beginn der Unruhen im März haben die Führer des Westens das Regime kritisiert, sich um eine direkte Rücktrittsaufforderung an Baschar al-Assad aber gedrückt – weil sie genau den Bürgerkrieg fürchten, vor dem das Regime warnt.

Vorige Woche überwanden sie diese Furcht: Assad führe das Land nicht aus der Krise, sagte US-Präsident Barack Obama, es sei Zeit für ihn, „zur Seite zu treten“. Brüssel, Berlin, Paris und London schlossen sich an. Was nach ihm kommen soll, blieb offen; ob sich die Uno, ob sich die Türkei und Saudi-Arabien über ein gemeinsames Vorgehen einig werden, ist unklar. „Nichts daran wird einfach sein“, warnte ein hoher Beamter der US-Regierung in der „New York Times“.

Homs, die drittgrößte Stadt Syriens in der Mitte des Landes, spiegelt das fragile Gemisch der Konfessionen wider: Die knappe Mehrheit der Bewohner sind Sunniten, etwa 20 Prozent Alawiten, ein Zehntel orthodoxe Christen, dazu Saiditen und Jesiden. Knapp 700 Menschen sind in Homs getötet worden, seit am 18. März die ersten Demonstranten hier auf die Straße gingen. Hunderte weitere sind seit Monaten spurlos verschwunden.

„Ohne Videos gibt es keine Revolution. Dann weiß die Welt nicht, dass wir existieren.“

„Wir sind die, die noch da sind“, stellt Awad, so sein Tarnname, das Komitee des Stadtteils vor: Studenten, Techniker, ein Textilkaufmann und ein Koranstudent. Gleich aber, sagt Awad, komme der Mann, der das tue, was am wichtigsten sei: filmen! Den Kontakt zu al-Dschasira halten. „Ohne Videos gibt es keine Revolution, sind wir nichts. Dann weiß die Welt doch gar nicht, dass wir überhaupt existieren.“ Eine halbe Stunde später, ein Klingeln, ein Kennwort, kommen der Kameramann und zwei Freunde herein, von einer „fliegenden Demo“, wie sie es nennen. Zu Mittag haben zwei Dutzend Demonstranten den Sturz des Regimes gefordert und Transparente ausgerollt.

„Wie lange?“, fragt Awad.

„Zehn Minuten.“

„Wahnsinn!“

Nabil, so möchte er genannt werden, ist ein sanfter Mittzwanziger, der trainierte Sprinterbeine und sehr viel Glück hat. Bislang. Er wird von überall in der Stadt angerufen, wenn es etwas zu filmen gibt. Er holt die Festplatte aus dem Versteck, eine filmische Enzyklopädie des Grauens. „Wir wollen dokumentieren, was geschieht“, sagt er und zeigt Sequenz um Sequenz der letzten Monate. Bilder vom Sit-in am 18. April, als das Feuer auf die Menge eröffnet wurde. Bilder von den zu Tode gefolterten Körpern des Pharmaziestudenten Dschamal al-Fatwa, des Lehrers Chalid Murat und des Taxifahrers Mumtas Halu, dessen Leiche im Morgengrauen auf der Straße lag. Bilder von den letzten Minuten ihres Freundes Adnan Abd al-Daim, eines Informatikstudenten, der am 1. August ein kleines Transparent hochgehalten hatte: „Silmi! Silmi!“, friedlich! Und: „Syrien ist für alle Syrer!“

In den letzten Momenten seines Lebens ist er von hinten zu sehen, wie er stehen bleibt, als andere fortrennen. Dann kommt er noch einmal hinter einem parkenden Auto hervor, nachdem ein Feuerwehrzug mit Löschkanone vorbeigezogen ist. Einsam hält er sein Transparent hoch. Dann fallen Schüsse.

So geht das zwei Stunden lang, Nabil spielt Dutzende Videos ab, die auch al-Dschasira nicht zeigt: Sequenzen von abgerissenen Köpfen, zerfetzten Körpern, abgetrennten Füßen, gezielten Einschüssen in Ohr, Auge, Stirn. Bilder von Schwerverletzten, die in improvisierten

FOTOS: DER SPIEGEL

Assad-Anhänger, Geheimdienstzentrale in Damaskus: *Keiner weiß, was in der nächsten Minute geschehen wird*

Krankenstationen notdürftig behandelt werden. Denn aus vielen Krankenhäusern werden die Verletzten verschleppt. In einer Szene springen Bewaffnete aus einem Krankenwagen. „Schabiha oder Sicherheitsdienste“, sagt Awad, „das ist so oft geschehen, dass die Leute sich vor Angst mit Verletzten nicht mehr zu den Ambulanzen wagen.“

Manchmal gehen in Homs die Schlägertrupps auf Demonstranten los. Manchmal wird ohne Vorwarnung in die Menge geschossen, selbst mit großkalibrigen Maschinengewehren. Davon zeugen die aufgesammelten daumendicken Geschosshülsen und das, was mit den Zielen geschehen ist: wie jenem Mann in einem von Nabils Videos, von dessen Kopf nur noch ein bisschen Unterkiefer und ein wenig Haut am Rumpf hängen.

Manchmal geschieht auch gar nichts. So wie auf dieser Abenddemonstration im Hamra-Viertel. Vielleicht 300 Menschen sind anfangs dort. 26 Minuten lang skandiert die anwachsende Menge in der Straßenschlucht, hallt das Echo ihrer Rufe zwischen den Häuserfronten. Keiner weiß, was in der nächsten Minute geschehen wird. Bis klar wird, warum es so ruhig geblieben ist: Im Nachbarviertel Bab Sabaa haben Einheiten der Staatssicherheit die Fatima-Moschee gestürmt und in die Menge der Betenden geschossen. Andere Truppen haben das Feuer auf die nahe gelegene Rauda-Moschee eröffnet. Der Kontaktmann aus dem Birr-Hospital ruft an, brüllt ins Telefon: „Kommt nicht hierher! Sie stürmen das Krankenhaus!“

Awads Knie zittern so sehr, dass er sich hinlegen muss: „Manchmal frage ich mich, was ich morgen tun werde. Ob es die Toten nicht besser haben? Andererseits: Ich will nicht sterben, ohne einmal frei gewesen zu sein. 40 Jahre lang haben wir ja sagen müssen. Ich ertrage das nicht mehr. Die Assads behandeln das ganze Land wie ihre Farm – und wir sind das Vieh darin.“

Nur, wie dieses Regime tatsächlich zu stürzen sei, wissen auch sie nicht. Alle von den „Lokalen Koordinierungskomitees“, dem lose verbundenen Netz des Widerstands, wollen ausländischen Druck, aber niemand will eine Militärintervention. Auch nach fast 2000 Toten, 15 000 Verhafteten und vielleicht Hunderten weiteren nicht, die in Massengräbern vermutet werden. „Das hier ist erst der Anfang“, fürchtet Awad.

Stadt um Stadt lässt das Regime nun von Panzern und Truppen einnehmen. Am 31. Juli begann es mit Hama, dann folgte Deir al-Sor, danach Latakia, seit letzter Woche sammeln sich Panzer am Rand von Homs. Dabei ist es weniger die Armee, die Tod und Schrecken verbreitet. Denn für die regulären Truppen, die zu weiten Teilen aus Wehrdienstleistenden bestehen, ist jede Stadt ein Stresstest.

„Ich will nicht sterben, ohne einmal frei gewesen zu sein.“

Hunderte toter Soldaten wurden ihren Familien mit Schusswunden und ohne nähere Einzelheiten ihres Todes übergeben, 1000 oder mehr sind desertiert. In Deir al-Sor soll ein Oberst mit Teilen seiner Truppe übergelaufen sein. Die Furcht des Regimes um seine eigene Armee wachse, beschreibt es ein Soldat in Damaskus: „Bis vor fünf Wochen reichte noch der Militärausweis, um ungehindert durch die Kontrollposten im ganzen Land zu kommen. Jetzt muss man einen Passierschein für jede Strecke haben, sonst verdächtigen sie einen als Deserteur.“

Per Dekret wurde die Dienstzeit aller Wehrpflichtigen um drei Monate verlängert. Der Kern des Regimes aber sind die Sicherheits- und Geheimdienste mit wohl bis zu 400 000 Mann, ein Netz konkurrierender Schreckenseinheiten, die foltern und töten. Ihr Schöpfer Hafis al-Assad hat ihre Mitglieder einst bis herunter auf mittlere Offiziersränge gesteuert.

Doch ihr Schöpfer ist tot und niemand mehr da, das wuchernde Eigenleben dieser Monster unter Kontrolle zu halten. Hafis’ Sohn Baschar wird als Fähnchen im Wind der Generäle beschrieben, sein gewaltbeseelter jüngerer Bruder Mahir, offiziell Kommandeur der Republikanischen Garde, verbringe seine Zeit lieber mit nächtlichem Kartenspiel als mit militärischen Details. Internationaler Druck könnte zu noch mehr Gewalt führen.

Niemand an der Spitze habe einen Plan, wie dem Aufstand zu begegnen sei, beschreiben es Kenner: So habe in Hama, wo Hafis al-Assad 1982 Zehntausende umbringen ließ, ein mächtiger Oberst vom Militärischen Sicherheitsdienst Anfang Juni erst Dutzende Demonstranten niederschießen lassen. Dann hätten sich Verteidigungsminister Ali Habib Mamduh und der Gouverneur von Hama durchgesetzt, den Oberst zu entmachten und die Truppen zurückzuziehen.

Für einige Wochen war Hama die erste Stadt, deren Notabeln mit dem Gouverneur verhandelten und sie friedlich hielten. Bis Assad den Gouverneur absetzte, den Oberst zum General beförderte und Ende Juli nach Hama zurückschickte. Dort begraben sie die Toten mittlerweile in den Parks.

„Dieses System ist nicht reformierbar“, sagt in Damaskus ein einstiges Mitglied der Elite, das die Generäle abwechselnd verhaften und zu bestechen versuchen: „Denn es ist nicht einmal ein System. Es ist eine Mafia, deren Macht auf Korruption und Angst beruht. Jede Änderung bringt sie zu Fall. Sie werden alles tun, um nicht die Macht zu verlieren, alles!“

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Der Westen ist hochnäsig“

Chinas stellvertretende Außenministerin Fu Ying, 58, wirft Europäern und Amerikanern vor, die Vorurteile des Kalten Krieges zu pflegen, sie weist Vorwürfe wegen der Behandlung des Künstlers Ai Weiwei zurück und bestreitet, dass Peking die Welt regieren wolle.

SPIEGEL: Frau Ministerin, kein Land bewundert der Westen derzeit so sehr wie China – und kaum eines macht ihm so viel Angst mit seinen Tarnkappenflugzeugen, seinem ersten Flugzeugträger. Wozu braucht China so viel Rüstung?

Fu: Das Auslaufen unseres ersten Flugzeugträgers in der vorvergangenen Woche war ein aufregendes Ereignis. Das Volk hat darauf gewartet und betrachtet das als natürlichen Schritt eines wachsenden chinesischen Militärs, selbst wenn es nur ein reparierter, gebrauchter Flugzeugträger ist, der für wissenschaftliche Zwecke und Training genutzt wird und der weit davon entfernt ist, voll einsatzfähig zu sein. China liegt da hinter anderen Ländern zurück, die USA beispielsweise besitzen seit langem eine hochentwickelte Flugzeugträger-Flotte.

SPIEGEL: Wären nicht andere Dinge vordringlicher, als das Militär-Budget aufzustocken?

Fu: Die Entwicklung unserer Streitkräfte kommt lange nach anderen Dingen, nach dem Wohlergehen des Volkes, nach der Verbesserung des Lebensstandards. Die Generation meiner Tochter hat als erste keinen Hunger mehr erlebt, das ist ein unglaublicher Fortschritt. Ihre Besorgnis gegenüber dem chinesischen Militär scheint mir stark vom stereotypen Blick des alten Blockdenkens geprägt. Sie haben zwar Vertrauen, wenn andere Länder, Ihre Alliierten wie Amerika und Frankreich, Flugzeugträger besitzen, fühlen sich aber unwohl, wenn auch wir einen haben.

SPIEGEL: Wie weit wird China gehen, um seine Interessen zu verteidigen? Im Streit um die Hoheit im Südchinesischen Meer sind immer schärfere Töne zu hören …

Fu: Auch wir fragen uns, warum es jetzt zu dieser starken Rhetorik kommen muss, obgleich wir uns ja mit den beteiligten Ländern seit langem im Dialog befinden. Aber es ist ein Streit der Worte, und entscheidend ist, dass der Schiffsverkehr im Südchinesischen Meer friedlich bleibt, dass es keinen Krieg gibt.

SPIEGEL: Die Amerikaner zweifeln offenbar an Ihren Absichten. Pakistan soll China Zugang zum Wrack des an der Operation gegen Osama Bin Laden beteiligten Hightech-Helikopters gewährt haben. Stimmt das?

Fu: Sowohl China als auch Pakistan haben das dementiert. Wichtiger scheint mir die Frage: Sind China und die USA Feinde? Werden wir Krieg haben? Bereiten wir einen Krieg gegeneinander vor? Wir betrachten das jedenfalls nicht so. Es ist nicht besonders freundlich, dass die USA ein Waffenembargo gegen China aufrechterhalten. Wir haben nicht die Absicht, die USA herauszufordern, und wir betrachten die USA auch nicht als Bedrohung für uns. Der Westen neigt dazu, die alte Schablone des Kalten Krieges auf China anzulegen. Das verwundert China sehr.

SPIEGEL: Viele Deutsche misstrauen China und betrachten Ihr Land eher als Rivalen denn als Partner. Verstehen Sie das?

Fu: Das beschäftigt mich sehr. Wenn man grundsätzlich anerkennt, dass zahllose Menschen in China aus der Armut geführt wurden, dann muss man akzeptieren, dass China auch irgendetwas richtig macht. Man muss dann wohl auch akzeptieren, dass es unterschiedliche politische Systeme gibt. Der Westen glaubt, dass nur sein System funktioniert. Das mag für manche Länder so sein, aber wie man an der jüngsten Finanzkrise sieht, haben auch sie gelegentlich Schwierigkeiten. Der Westen ist hochnäsig geworden. Demokratie allein bringt eben noch kein Essen auf den Tisch. So ist die Wirklichkeit.

SPIEGEL: Chinas Führung erscheint geheimnisvoll abgeschirmt, selbst langjährige Beobachter rätseln, wie politische Entscheidungen zustande kommen. Wundert es Sie da, dass viele den Absichten Chinas misstrauen?

Fu: Das chinesische Modell ist aus Chinas Geschichte entstanden, es gründet auf seiner eigenen Kultur und unterliegt ei-

KATHARINA HESSE / DER SPIEGEL

Außenpolitikerin Fu: *„Sind China und die USA Feinde? Wir betrachten das nicht so“*

Das Gespräch führte die Redakteurin Susanne Koelbl in Peking.

nem ständigen Reformprozess, zu dem auch die Stärkung des demokratischen Entscheidungsprozesses gehört. Um die richtigen Entscheidungen zu treffen, muss man den Menschen zuhören, ihre Kritik hören. Keine Regierung überlebt lange, wenn sie die Verbindung mit dem Volk verliert. Und wir haben einen durchaus kritischen Blick auf uns selbst.

SPIEGEL: Was der Westen am chinesischen Modell vermisst, sind Transparenz und Rechtsstaatlichkeit.

Fu: Es sind doch westliche Regierungen, die derzeit Probleme haben. Wir verfolgen genau, was im Westen geschieht. Wir versuchen zu verstehen, warum so viele Regierungen Fehler machen. Warum geben sie Versprechen, die sie nicht einlösen können? Warum geben sie mehr Geld aus, als sie haben? Stagniert der Westen seit Ende des Kalten Krieges? Oder ist er einfach nur selbstgefällig geworden?

SPIEGEL: Demokratien sind kompliziert und gegenüber straff geführten Systemen mitunter im Nachteil. Fühlen Sie sich überlegen?

Fu: Überlegenheit ist nicht das Wort, das wir benutzen würden. Chinesen sind bescheiden. Wir respektieren Ihre Erfolge und lernen von Ihnen.

SPIEGEL: Der Fall des kürzlich inhaftierten Künstlers Ai Weiwei, der Verbindungen nach Berlin unterhält, wurde in Deutschland als Provokation empfunden. Geschah es eigentlich bewusst, dass er kurz nachdem Außenminister Guido Westerwelle mit chinesischen Offiziellen eine Ausstellung in Peking eröffnet hatte, festgenommen wurde?

Fu: Sie halten sich wirklich für sehr bedeutend. Genau deshalb denke ich, Sie sind hochnäsig. Warum sollte ein Land wie China in innenpolitischen Fragen einen Zusammenhang mit dem Besuch eines europäischen Außenministers herstellen? Der Fall, den Sie erwähnen, ist eine juristische Angelegenheit, nichts weiter, und ich habe kein Interesse, weiter darüber zu reden.

SPIEGEL: Wenn das ein juristischer Fall ist, warum wurde Ai Weiwei dann nicht öffentlich angeklagt, sondern verschwand einfach für 81 Tage? Der Vorwurf der Steuerhinterziehung scheint wenig überzeugend.

Fu: Wenn Sie so großes Interesse an diesem Fall haben und glauben, Gesetze seien gebrochen worden, können Sie das gern vorbringen. Wir leiten es an die zuständigen Behörden weiter. Ihr Blick auf China ist sehr verengt und negativ, das ist der Grund, weshalb wir mit Ihnen nicht gern über Menschenrechte sprechen. Unser Verständnis bezieht sich auf die Uno-Charta, sie garantiert politische Rechte, das Recht auf Leben und das Recht auf Entwicklung. Aber für Sie existieren Menschenrechte nur im Zusammenhang mit Einzelpersonen, die staatszerrüttend wirken oder Gesetze brechen.

XINHUA / IMAGES.DE

Chinesische Soldaten: *„Wir haben nicht die Absicht, die USA herauszufordern“*

SPIEGEL: Manche dieser Menschen stehen symbolisch für Hunderte andere.

Fu: Aber rücken Sie das bitte ins Verhältnis! Hier leben 1,3 Milliarden Menschen. Vom ersten Tag an, seit wir mit dem Westen Beziehungen aufnahmen, reden wir über Menschenrechte. Heute wird das westliche Verständnis der Menschenrechte als Instrument gegen uns genutzt, egal wie sehr sich China verbessert, egal wie intensiv wir auch daran arbeiten.

SPIEGEL: Können Sie etwas Konkretes zum Fall Ai Weiwei sagen?

Fu: Gegen ihn wird ermittelt. Er ist jetzt nach Hinterlegung einer Kaution unter Auflagen entlassen. Kein weiterer Kommentar.

SPIEGEL: Während die arabische Welt einen Diktator nach dem anderen verjagt, erleben kritische Journalisten, Anwälte und Menschenrechtler hier eine Welle der Repression, manche sprechen schon von einem „Chinesischen Winter“. Fürchtet China eine Handvoll Aktivisten?

Fu: Die Ereignisse im Nahen Osten haben auch bei uns Aufmerksamkeit erregt. Allerdings sehe ich keinerlei Bezug zu China, außer der alten Gewohnheit westlicher Analysten, alles, was in der Welt nicht gut läuft, irgendwie mit China in Zusammenhang zu bringen. Wie kommen Sie darauf, dass die chinesische Gesellschaft dafür anfällig sein könnte? 87 Prozent der Chinesen sagen nach einer Umfrage des Pew Research Center von 2010, ihre Regierung tue das Richtige. Das kann die US-Regierung leider nicht von sich behaupten.

SPIEGEL: China reagiert stets empfindlich, wenn sich westliche Politiker mit dem geistlichen Oberhaupt der Tibeter, dem Dalai Lama, treffen. Anderen Ländern empfehlen Sie, Streitfälle im Dialog zu lösen. Warum gelingt es China nicht, mit dem tibetischen geistlichen Führer eine Einigung zu finden?

Fu: Unsere Schwierigkeiten mit dem Dalai Lama betreffen seine politischen Ansichten und Forderungen. Wer seine Webseite liest, versteht sofort, dass er ein unabhängiges Tibet anstrebt.

SPIEGEL: Dem widerspricht er eindeutig, er möchte nicht Separation, sondern mehr Autonomie.

Fu: Tibet ist ein Teil Chinas. Aber natürlich ist die Tür für den Dialog immer offen, er ist immer willkommen.

SPIEGEL: Der Dalai Lama hat sich von seinen Ämtern offiziell zurückgezogen. Ist das nicht ein guter Zeitpunkt, Frieden zu schließen?

Fu: Dass er sich von seinen politischen Ämtern zurückzieht, belegt doch nur, dass er sich offenbar als König und Gott in einem betrachtete, also als die Macht in Tibet. Aber diese Zeiten sind vorbei. Tibet entwickelt sich endlich, es geht der Region wirklich immer besser. Wir werden ja sehen, ob sich der Dalai Lama nun auch von seinen politischen Ansprüchen lösen kann.

SPIEGEL: Nicht nur in Tibet schreitet die Entwicklung rasend voran. Während der Westen bis zum Hals in Schulden steckt, erreichen Sie traumhafte Wachstumsraten. Hat der Kommunismus den Kapitalismus am Ende doch noch besiegt?

Fu: Wir sind doch nicht die Sowjetunion. Den ganzen Kalten Krieg lang sind sich der Westen und die Sowjetunion gegenseitig an die Gurgel gegangen, jeder sehnte das Ende des anderen herbei, das war

DAVID GRAY / REUTERS

Verfolgter Künstler Ai: *„Kein Interesse, weiter darüber zu reden“*

doch euer strategisches Ziel. Das hat aber mit uns nichts zu tun.

SPIEGEL: China hielt Ende Juni US-Staatsanleihen im Wert von 1165 Milliarden Dollar – wirtschaftlich ist China schon heute eine Supermacht. Was bedeutet das für die politischen Machtverhältnisse?

Fu: Viele sagen, die Balance der Weltmacht verschiebe sich von West nach Ost. Wir glauben eher, dass sich die Macht einfach verteilt. Die bestehende Weltordnung, wie sie nach dem Zweiten Weltkrieg entstand und etwa einer Milliarde Menschen zum Vorteil gereichte, muss reformiert werden. China ist nur eines der neuen Schwellenländer, Brasilien wächst, Indien wächst, auch Teile Afrikas. Künftig werden drei, vier Milliarden Menschen an diesem Industrialisierungsprozess beteiligt sein. Das sollte stufenweise geschehen, nicht durch Krieg, nicht durch Konflikte, sondern durch Dialog.

SPIEGEL: Und der Westen endet auf der Verliererspur?

Fu: Sie sind in Schwierigkeiten, aber Sie haben Schlimmeres als diese Wirtschaftskrise überstanden. Auch wir sind davon abhängig, dass Ihnen das gelingt. Ihre Verluste bedeuten ja nicht Gewinne auf unserer Seite. Wir sitzen in einem Boot. Wir sind wirklich besorgt, wenn die westlichen Wirtschaften in Schwierigkeiten sind. Deshalb sind es gute Nachrichten, dass Kanzlerin Angela Merkel und Frankreichs Präsident Nicolas Sarkozy das Heft in die Hand nehmen wollen. Meine Kollegen und ich haben erst kürzlich über die Zukunft der Europäischen Union diskutiert. Wenn sie die Probleme angehen, wird es sicher nach vorn gehen, ansonsten wird die Euro-Zone kollabieren.

SPIEGEL: Was bedeutet es für China, wenn sich die Finanzkrise im Westen ausdehnt?

Fu: Alle werden leiden.

SPIEGEL: Für viele Beobachter hängt die Legitimation der chinesischen Regierung an ihrem wirtschaftlichen Erfolg. Müssen Sie im Fall einer Wirtschaftskrise um die Stabilität in Ihrem Land bangen?

Fu: Ändern westliche Regierungen das Mehrparteien-System, wenn es zu einer Wirtschaftskrise kommt? Wohl kaum. Warum sollen wir bangen? Wir sind mit unserer Reform erst auf halbem Weg, und wir machen weiter.

SPIEGEL: Der Westen glaubte lange, die Entwicklungen in China seien von Vorteil für alle Beteiligten. Inzwischen verfestigt sich selbst in internationalen Institutionen wie der Welthandelsorganisation der Eindruck, die Chinesen wollten die Gewichte in der Weltwirtschaft zu ihren Gunsten verschieben, wofür der dauerhaft unterbewertete Renminbi nur ein Beispiel ist.

Fu: China hat nicht die Absicht, die Welt zu regieren. Aber wenn Sie sich weiterhin als Zentrum der Welt betrachten, das ein Monopol auf die Wahrheit besitzt, werden Sie sich immer unbequem fühlen, denn es gibt verschiedene Werte und Kulturen. Auch wenn Sie glauben, den Kalten Krieg gewonnen zu haben: Der Kalte Krieg ist jetzt vorbei, Schluss, aus. Das ist eine neue Welt. Kommen Sie herunter von der Vorstellung, Sie säßen auf der Spitze der Welt. Reden Sie auf Augenhöhe mit uns.

SPIEGEL: Sie pflegen engste Beziehungen zu Staatsführern wie Kim Jong Il in Nordkorea, dessen Volk hungert, weil er sich einer Öffnung verweigert, oder zu Nordsudans Präsident Umar al-Baschir, der wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit gesucht wird. Was ist Ihre Philosophie dahinter?

Fu: Unsere eigene Leidensgeschichte hat uns gelehrt, keinem Land etwas aufzwingen zu wollen. Wir sind ein ständiges Mitglied im Uno-Sicherheitsrat, wir haben Uno-Truppen im Sudan, 400 Soldaten. Wenn wir einen Staatsführer nicht mögen, haben wir aber doch nicht das Recht, uns in seine Regierung einzumischen, das führt zum Chaos. Denken Sie an Ihre eigenen nicht immer erfolgreichen Erfahrungen.

SPIEGEL: Sie meinen den Militäreinsatz in Ihrem Nachbarland Afghanistan.

Fu: Denken Sie darüber nach.

SPIEGEL: Sie schwächen doch insbesondere die Institution der Vereinten Nationen, indem Sie regelmäßig gemeinsame Erklärungen gegen Iran, Nordkorea oder Syrien, dessen Präsident Baschar al-Assad die Armee auf das eigene Volk schießen lässt, bis zur Wirkungslosigkeit abmildern. Wo endet Ihre Toleranz gegen Menschenrechtsverletzungen?

Fu: Im Fall von Iran geht es um die gesamte Sicherheitslage, deshalb haben wir dazu die 5-plus-1-Gespräche. Im Fall von Nordkorea gibt es Sechs-Parteien-Gespräche. Ich glaube, geduldige Diplomatie zahlt sich am Ende aus.

SPIEGEL: In Hinblick auf Iran könnte Geduld aber dazu führen, dass man am Ende das Rennen gegen die Zeit verliert.

Fu: Wir haben keine besseren Lösungen.

SPIEGEL: Wie sollen die Mächte China und USA angesichts solcher Meinungsunterschiede zusammenarbeiten bei globalen Herausforderungen wie Cyber-Sicherheit, Finanzsicherheit, Nahrungsmittelsicherheit und nuklearer Proliferation?

Fu: Wir müssen diese Mauer des Misstrauens überwinden. Uns nur von unseren eigenen Gefühlen oder Werten leiten zu lassen, wird zu großen Problemen führen. Ob es um Friedenseinsätze, um den Schutz der Schifffahrt vor Somalia oder um Klimaschutz geht, Sie werden in China stets einen engagierten Teilnehmer finden.

SPIEGEL: Wie fühlt es sich an, als neue Wirtschafts-Supermacht betrachtet zu werden?

Fu: Es schmeichelt einem.

SPIEGEL: Macht die Verantwortung Sie nicht auch nervös?

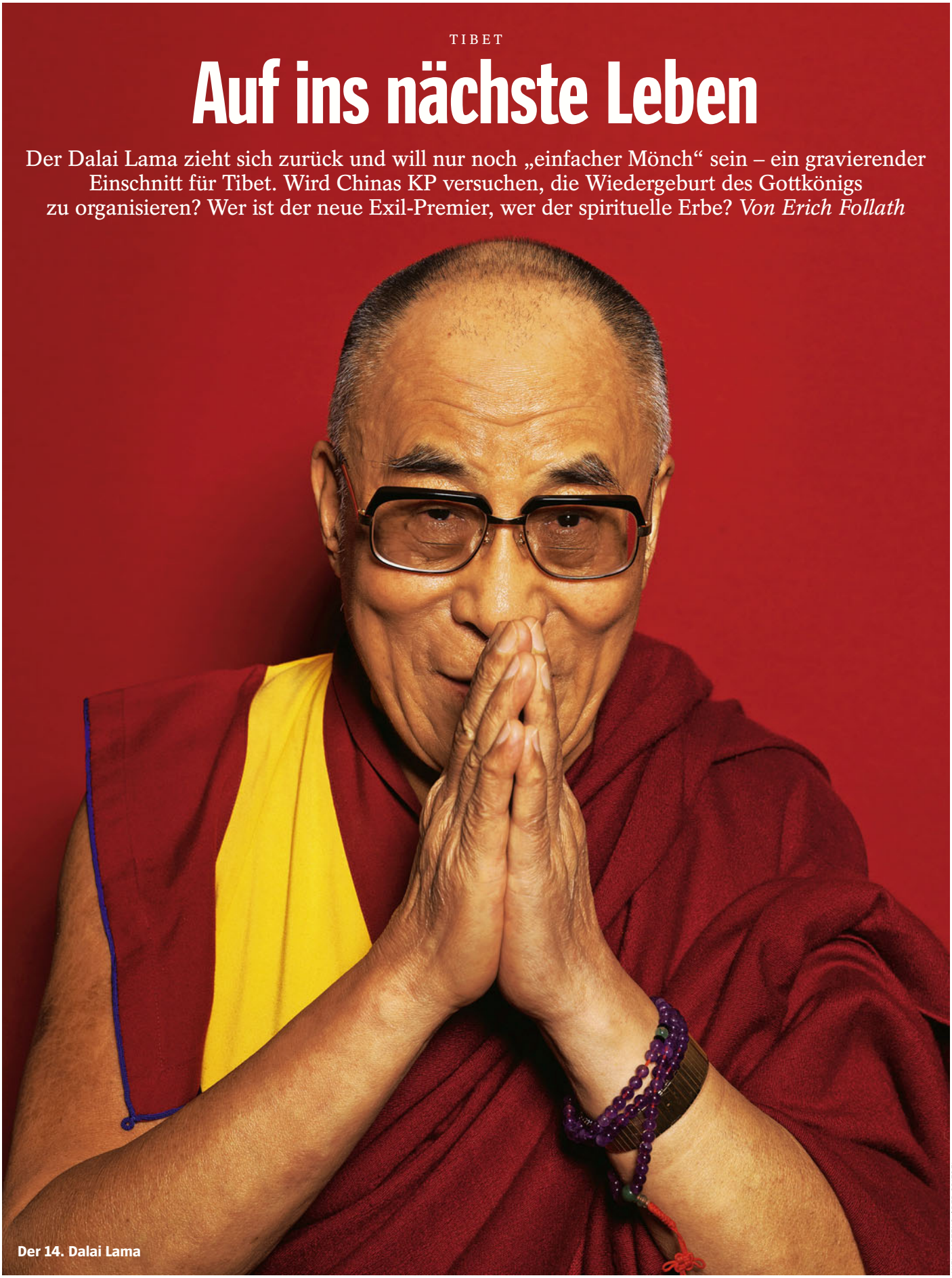
Fu: Gar nicht. Wir sehen uns nicht als Supermacht. Sie werden keine USA auf chinesischem Boden sehen und auch keine Sowjetunion. Sie werden ein kulturell reiches Land mit großer Bevölkerung sehen, zufriedener, glücklicher, zielbewusst und der Welt freundlich zugewandt. Machen Sie sich keine Sorgen um China. Dazu besteht kein Anlass.

SPIEGEL: Frau Ministerin, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

TIBET

Auf ins nächste Leben

Der Dalai Lama zieht sich zurück und will nur noch „einfacher Mönch“ sein – ein gravierender Einschnitt für Tibet. Wird Chinas KP versuchen, die Wiedergeburt des Gottkönigs zu organisieren? Wer ist der neue Exil-Premier, wer der spirituelle Erbe? *Von Erich Follath*



Der 14. Dalai Lama

AXEL MARTENS / DER SPIEGEL

Nein, so enden wie die Queen, das will er nicht. „Bei allem Respekt, persönlich ist sie ja eine nette Dame, aber schlechte Texte, die ein anderer geschrieben hat, als Regierungserklärung vorzulesen, das ist nichts für mich“, sagt der 14. Dalai Lama, den Gläubige „Ozean der Weisheit“ oder auch „Buddha des Mitgefühls“ nennen. Er tupft sich Schweißperlen von der Stirn, vorsichtig, um eine Fliege, die sich dort niedergelassen hat, nicht zu gefährden. „Da würde ich mir wie eine Marionette vorkommen.“

Und deshalb ist für den Mann, der von vielen als „Gottkönig“ verehrt wird, auch kein politischer Kompromiss denkbar gewesen, sosehr ihn seine Tibeter auch bekniet haben, sosehr sie ihm nahelegten, doch wenigstens zeremonielles Oberhaupt der Exilregierung zu bleiben, die er vor nun mehr als 50 Jahren, seit seiner erzwungenen Flucht aus Lhasa vor den Kommunisten, im indischen Dharamsala eingerichtet hat: Er will keine politische Verantwortung mehr tragen.

„Das hat nichts mit Resignation zu tun, auch nicht mit Gesundheitsgründen, sondern nur mit Einsicht“, betont er gegenüber dem SPIEGEL am vergangenen Montag im französischen Toulouse, wo er Vorträge über Buddhismus hält, bevor er diese Woche als Gast der hessischen Landesregierung in Wiesbaden eintrifft. „Ich habe mir alle Regierungsformen genau angesehen – ein demokratisches Parlament mit einem gewählten Premier ist die einzig moderne, die einzig funktionierende. Monarchie: gestrig, Theokratie: vorgestrig. Ich glaube an die Trennung von Kirche und Staat. Aber was bin ich denn für ein Scheinheiliger, wenn ich aus dieser Erkenntnis keine Konsequenzen ziehe!“

GETTY IMAGES

Geistlicher Führer Gyalwang Karmapa: *„Der einzige Plan B“*

ASHWINI BHATIA / AP

Politiker Sangay, Samdhong Rinpoche: *Mehr Macht für den Premier*

Jahrhundertelang war der Dalai Lama nach Auffassung der überwältigenden Mehrheit aller Tibeter sowohl weltlicher als auch spiritueller Führer seines Volks. Der heutige Amtsinhaber führte im Exil schon lange demokratische Strukturen ein, aber von oben herab – er behielt stets das letzte Wort. Nun hat er seine säkularen Aufgaben aufgegeben, sein Recht, Minister zu entlassen, den Kurs der Verhandlungen mit Peking zu bestimmen; seine geistlichen Aufgaben will er entscheidend reduzieren und sich auch auf diesem Gebiet um einen Nachfolger kümmern. „Oder eine Nachfolgerin.“

„Ich möchte nur noch Tenzin Gyatso sein, ein einfacher Mönch“, sagt er. Die entsprechende Verfassungsänderung habe er mit einem „lustvollen“ Federstrich unterzeichnet. „Die Regierung in Peking hat mich als Hindernis für alle Kompromisse bezeichnet. Jetzt gibt es diesen Stolperstein nicht mehr, sie muss Farbe bekennen, ob sie den Tibetern eine wirkliche Autonomie einräumen oder allen Ernstes künftig einen eigenen Dalai Lama einsetzen will.“ Und dann bricht, wie so oft, ein glucksendes, ansteckendes Lachen aus ihm heraus wie eine Naturgewalt. „Außerdem soll das eine Anregung für die KP-Führer sein – wie wär’s denn, wenn auch ihr rechtzeitig zurücktretet?“

Der Vorhang ist gefallen. Eine Theokratie geht zu Ende, und sie tut das ohne Blutvergießen. Ganz friedlich: Ein Gott geht in Rente.

Was für ein langer Weg für Tibet, für eine Institution, für den 14. Dalai Lama, nach dem Glauben seiner Anhänger ursprünglich 1391 auf die Welt gekommen, zum letzten Mal im Kreislauf der Wiedergeburten im Jahr 1935. Für diesen Tenzin Gyatso, Bauernsohn, der als Zweijähriger von einem Suchtrupp der Kloster-Äbte wegen seiner besonderen Eigenschaften als Reinkarnation ausgewählt worden ist, der mit kaum fünf schon im Potala-Palast zu Lhasa residierte, mit 15 zum politischen Führer seines Volks gekürt wurde, mit Mao verhandelte und ihn lange bewunderte, bevor er erkannte, dass der Große Vorsitzende ihn nur benutzen wollte. Für diesen Mann, der nach seiner dramatischen Reise 1959 über hohe Himalaja-Pässe Gewaltlosigkeit predigte, den chinesischen Herrschern seiner Heimat im Gegenzug für kulturelle Eigenständigkeit den Verzicht auf einen eigenen Staat Tibet anbot und 1989 den Friedensnobelpreis erhielt.

In Peking ist der Sanfte immer der Staatsfeind Nummer eins geblieben, KP-Politiker beschimpfen ihn hasserfüllt als „Wolf mit dem Gesicht eines Menschen“ und „Dämon“. In der westlichen Welt aber gilt der 14. Dalai Lama als Vorbild. In Deutschland genießt er laut einer Umfrage eine höhere moralische Autorität als selbst der deutsche Papst. Viele sehen ihn als Gegenentwurf zum „klassischen“ Politiker, als jemanden, der verkörpert, was er verkündet, der lebt, was er lehrt – und sich dabei noch selbstironisch reflektiert: eine Mischung aus Gandhi und Groucho Marx, die besonders gut ankommt bei Prominenten wie Richard Gere, Uma Thurman, Carla Bruni oder Reinhold Messner.

Der Buddhismus ist von Los Angeles bis London zur Religion à la mode geworden – ganz wie der Mönch Padmasambhava vor gut 1200 Jahren prophezeit hat: „Wenn Eisenvögel durch die Luft fliegen, wird der Buddhismus Richtung Westen wandern und in die fernsten Länder kommen.“ Ganz vorn dabei sind die Deutschen mit ihren Dutzenden tibetischen Zentren und Zehntausenden Dalai-Lama-Jüngern, denen der fernöstliche Glaube als die sympathischste Weltreligion erscheint, die auf Andersdenkende in der Regel nicht hinabsieht: Friedfertigkeit statt Inquisition, meditative Überzeugungsarbeit statt missionarischer Bekehrungswut, Nirwana-Hoffnung statt Dschihad-Drohung, Schuld und Sühne Begriffe aus einer anderen, strafenden Glaubenswelt, der Mensch allein Schöpfer seines Schicksals. Was könnte daran falsch sein?

Und so fiebern viele mit bei den Umwälzungen in Tibet, das sie zu ihrem Traumland deklariert haben, zu ihrem

COLIN MONTEATH / HEDGEHOG HOUSE / PICTURE PRESS

Dalai-Lama-Stammsitz Potala-Palast in Tibets Hauptstadt Lhasa: *„Solange ich im Exil bin, wird mein Nachfolger nur im Exil gesucht“*

Shangri-la – und häufig nicht einmal wissen, dass es dort noch bis Anfang des 20. Jahrhunderts grausame Machtkämpfe zwischen den Klöstern gab, dass Folterungen, besonders berüchtigt das Ausstechen von Augen, die Regel waren, dass erst der Vorgänger des jetzigen Dalai Lama mit Reformen begonnen hat. Und erst der heutige Würdenträger den Feudalismus der Vergangenheit anprangert und seine tabulose Aufarbeitung fordert.

Oft gar zu bereitwillig hat sich der 14. Dalai Lama in der Vergangenheit als eine Art kleinster gemeinsamer Nenner aller Sinnsuchenden vereinnahmen lassen. Jetzt will er Schluss damit machen, Projektionsfläche für Träume aller Art zu sein. Aufhören, allen Anhängern das „wunscherfüllende Juwel“ zu sein, wie ein weiterer seiner Beinamen verheißt. Jetzt entlässt er Tibet und auch seinen weltweiten Fanclub in die Mündigkeit.

„Ist der spirituelle Favorit des Dalai Lama ein Spion der chinesischen Kommunisten?“

Aber wie soll das funktionieren? Kann man seine religiös-politische Macht einfach so an der Garderobe ablegen wie einen alten Mantel, den man nicht mehr braucht? Ist Tibet jetzt nicht wie ein Vatikan ohne Papst, beraubt seiner besonderen Identität?

Weiß Gott nicht nur religiöse Fragen: Es geht beim Ringen um das Erbe des Dalai Lama um mehr als um die Neuorientierung einer Exilregierung. Es geht um Macht, um Einfluss in einer der wichtigsten und umkämpftesten Regionen. Um strategische Militärbasen in Tibet, um neue Verkehrswege für Konsumgüter, um die höchste Eisenbahnstrecke der Welt. Um riesige Bodenschätze von Zink bis Kupfer und Lithium, um das Wasserreservoir des Himalaja.

Im Zentrum des Dramas auf dem Dach der Welt stehen die Machthaber in Peking, die über die Mehrheit der rund sechs Millionen Tibeter herrschen und sie in einer immer wieder von Unruhen erschütterten „autonomen Region“ politisch, kulturell und religiös unterdrücken. In weiteren wichtigen Rollen: die Autoritäten in Indien, dem Konkurrenten Chinas um die Vorherrschaft in Asien, Anrainer des besetzten Tibet, Asylland der Flüchtlinge. Und alle Politiker im Westen, die in der Nachfolgefrage des Dalai Lama einen Hebel sehen, Einfluss zu gewinnen.

Was sich in Lhasa abspielt, der inzwischen immer mehr von Chinesen bevölkerten tibetischen Hauptstadt der Discos, Bordelle und künstlichen Palmen, aus der sich der Dalai Lama einst wegstehlen musste wie ein Dieb in der Nacht und wo sein Stammsitz, der Potala-Palast, zum grellgeschmückten Disneyland verkommt; was in „Little Lhasa“ geschieht, seinem indischen Exil gut 1400 Kilometer Luftlinie südlich, wo sich Späthippies in trendigen Cafés wie dem „Shambhala“ mit Mönchen die Ellenbogen reiben, ist eine Geschichte voller Intrigen und überraschender Wendungen. Shakespeare meets Siddharta, „Der Name der Rose“ trifft „Hamlet“ und „Da Vinci Code“ – ein Drehbuch, das für Hollywood nur einen Nachteil hat: Es kommt ein wenig zu phantastisch daher.

Die chinesische Kommunistische Partei, die sich doch dem Atheismus verschrieben hat, nimmt heute allen Ernstes für sich das Recht in Anspruch, für buddhistische Wiedergeburten zuständig zu sein, einen neuen Dalai Lama zu inthronisieren. Und in der tibetischen Exilgemeinde belauern sich Würdenträger und intrigieren – durchaus vergleichbar mit dem Vatikan und seinen konkurrierenden Kardinälen.

Lobsang Sangay, 43, heißt der politische Nachfolger des Dalai Lama: ein in Harvard promovierter Jurist, der als einstiges Führungsmitglied des kompromisslosen „Tibetischen Jugendkongresses“ den Chinesen als „Terrorist“ gilt. Auch in der Exilgemeinde gibt es Getuschel und warnende Stimmen.

Bei der spirituellen Nachfolge könnte der 17. Gyalwang Karmapa eine große Rolle spielen: ein ebenso heißgeliebter wie heißumstrittener 26-jähriger Mönch, Nummer drei in der Hierarchie der tibetischen Geistlichkeit – ausgerechnet der Mann, den manche Polizeiermittler in Indien nach einem ominösen Geldfund für einen möglichen Spion der Chinesen halten. Für einen „Schläfer“, der den Exiltibetern von denen da drüben, jenseits der hohen Berge, ins Nest gelegt wurde.

Im indischen Exil von Dharamsala spielt sich einiges offen vor den Augen der Welt ab, dort wird demokratisch ge-

wählt, machtpolitisch neu sortiert und kriminaltechnisch objektiv ermittelt. In der Volksrepublik dagegen ereignen sich, weitgehend verborgen vor den Augen kritischer Beobachter, wahre Tragödien.

Nahe dem tibetischen Kloster Kirti in der chinesischen Provinz Sichuan etwa hat Mitte März ein etwa 20 Jahre alter Mönch namens Phuntsok mit einem Bild des Dalai Lama in der Hand lautstark gegen die Unterdrückung durch die KP protestiert. Dann übergoss er sich mit Benzin. Er starb an seinen Brandverletzungen – nach exiltibetischer Darstellung wurde er noch im Todeskampf von Offiziellen geprügelt.

Eine aufgebrachte Menschenmenge, die sich am Ort der Selbstverbrennung schnell eingefunden hatte, versperrte den Sicherheitskräften den Weg. Danach brach eine herbeigerufene Spezialeinheit brutal durch die Menschenmauer, umzingelte das als „aufsässig“ bekannte Kloster. Exiltibeter zitieren Augenzeugen, die von einer regelrechten Hatz auf die Mönche berichteten, von Folterungen und Gehirnwäsche. Zwei Tibeter seien gestorben, 300 Mönche verschleppt worden, die anderen müssten demütigende „Selbstkritik“ üben und den Dalai Lama diffamieren. Kirti wurde im wahrsten Sinn des Wortes ausgehungert.

In der vergangenen Woche verbrannte sich wieder ein Mönch – Tsewang Norbu, 29, nahm sich unter „Freiheit für Tibet“-Rufen in Dawu im chinesischen Sichuan das Leben.

„Uns sind die Hände gebunden“, sagt verzweifelt und händeringend Professor Samdhong Rinpoche, 71, bisheriger Premier der Exilregierung in seinem bescheidenen Sitz von Dharamsala.

MANUEL BAUER / AGENTUR FOCUS

Dalai Lama beim Frühsport: *Fitness für den Religionsführer*

Dass Chinas Machthaber derzeit so besonders brutal vorgehen, kann sich der Geistliche nur durch die Nervosität erklären, die Peking angesichts der nordafrikanischen Volkserhebungen befallen hat. „Sie fürchten eine Jasmin-Revolution in China und schlagen deshalb gegen die Minderheiten zu, gegen Bürgerrechtler, gegen Gläubige.“

Er freut sich jetzt auf seine zukünftige Tätigkeit an der Universität. „Wissen Sie, ich halte mich für einen ganz passablen Lehrer“, sagt Samdhong Rinpoche und verzieht keine Miene. „Aber als Politiker, fürchte ich, war ich immer eine ziemliche Niete.“

Nichts sei erreicht worden im Verhältnis zur Volksrepublik. „Wir haben immer mehr Kompromisse gemacht, Peking blieb betonhart und beschimpfte unsere Führung unflätig.“ Und doch, setzt er hastig hinzu, er wolle das nicht als Kritik am Dalai Lama missverstanden wissen: „Zum friedlichen Mittelweg Seiner Heiligkeit gibt es keine Alternative.“

Wer aber sind die beiden, die nach der Selbstpensionierung des Dalai Lama bald so viel Einfluss haben? Was könnten ein Harvard-Gelehrter und ein junger Mönch am Schicksal Tibets ändern, wie werden sie im Schatten der Vaterfigur des Volkes und unter der feindseligen Beobachtung der übermächtigen KP jenseits der Grenzen Akzente setzen?

Der neue starke Mann, der neue Kalon Tripa, wie der offizielle Titel des Ministerpräsidenten der Exilregierung lautet, hat in den Augen mancher seiner Landsleute gleich zwei Nachteile: Lobsang Sangay verfügt über keine geistliche Ausbildung. Und er kennt das Land, für das er kämpft, nur aus Erzählungen. Ein Tibeter ohne Tibet-Erfahrung.

Wohl deshalb wurde es gegen Schluss des Wahlkampfs noch einmal spannend zwischen ihm und seinen Konkurrenten. „Aber schließlich bekam ich dann doch 55 Prozent der Stimmen“, sagt der verheiratete Vater einer Tochter stolz und weist den Vorwurf, statt Maßanzügen müsse einer in seiner Funktion Kutte tragen, als Klischee zurück. Sein Vater sei Mönch gewesen, dessen Kloster sei in der Kulturrevolution völlig zerstört worden. Sein Onkel sei in den Untergrund gegangen, vermutlich verhaftet oder getötet worden, von ihm fehle jede Spur. Und im Übrigen: „Man kann doch auch gläubig sein, ohne sein Leben hinter Klostermauern zu verbringen.“

Die Eltern sind 1959, im Jahr des gescheiterten Volksaufstands, nach Indien geflohen. Dort heirateten sie, dort wurde ihr Sohn geboren. Sie taten alles, um ihm eine gute Ausbildung zu ermöglichen, eine Kuh trug entscheidend zu seiner Karriere bei. Die Eltern verkauften den wichtigen Besitz der Familie, um Lobsang Sangay auf eine weiterführende Schule schicken zu können.

Der Hochbegabte nutzte die Chance, schloss in Delhi mit einer Arbeit über englische Literatur die Universität ab und ging mit einem Stipendium nach Harvard, wo er im Fachbereich Rechtswissenschaft über die Geschichte der tibetischen Exilregierung mit Auszeichnung promovierte. 16 Jahre ist er nun schon in Harvard, hat sich in der Fremde immer für Tibet engagiert. 2008 sagte er vor dem Ausschuss des amerikanischen Senats als Ostasien-Experte aus, zweimal schon brachte er den Dalai Lama zu vertraulichen Gesprächen mit Wissenschaftlern und Künstlern aus der Volksrepublik zusammen.

Der Tibetische Jugendkongress (TYC) von Dharamsala, zu dessen jüngstem Führungsmitglied er 1992 gewählt wurde, hat bei allem Respekt vor dem Dalai Lama immer eine härtere Gangart gegenüber China gefordert: staatliche Unabhängigkeit statt nur einer „wahren“ Autonomie. Und manche träumten – und träumen wohl bis heute – auch vom bewaffneten Widerstand gegen die Besatzer.

Beim Volksaufstand 2008 in Lhasa und anderen Regionen des chinesisch kontrollierten Gebiets starben viele Tibeter durch die Brutalität der knüppelnden Polizisten und Sicherheitskräfte in Zivil. Aber die Gewalt ging nicht nur von einer Seite aus: Tibeter, offensichtlich auch angestachelt von Landsleuten aus dem Exil, zerstörten chinesische Geschäfte. Und auch die Selbstverbrennung der tibetischen Mönche jetzt in der Volksrepublik ist nicht der erste Fall dieser Art, ein TYC-Mitglied hatte sich vor einigen Jahren in Indien aus Protest angezündet. Gerade führte die TYC-Führung in Neu-Delhi aus Protest gegen die Belagerung des Klosters Kirti einen Hungerstreik durch.

Gewalt gegen andere, aber auch gegen den eigenen Körper ist im Buddhismus verboten, der Dalai Lama verurteilte die Aktionen. Lobsang Sangay schließt sich ihm an – und äußert doch gleichzeitig „großes Verständnis für den Mut seiner zu Recht empörten und verzweifelten Landsleute“, er respektiere deren Taten. Es ist ein sehr schmaler Grat, auf dem er geht und die sehr gegensätzlichen Positionen in der Gemeinde zu versöhnen versucht.

„Im Übrigen begrüße ich die Intervention der Uno in der Elfenbeinküste und in Libyen“, sagt der neue Premier, „und ich fordere die Welt auf, sich auch bei uns einzumischen.“

Er verlangt allen Ernstes eine bewaffnete internationale Aktion zugunsten Tibets – innerhalb der allseits anerkannten Grenzen der Volksrepublik China?

CHRIS MCGRATH / GETTY IMAGES

Buddhistische Mönche im thailändischen Phuket: *„Was bin ich für ein Scheinheiliger, wenn ich keine Konsequenzen ziehe!“*

„Nein, nein, nicht militärisch“, setzt er hinzu, er will nicht als realitätsferner Träumer dastehen. „Aber Tibet sollte zum Gegenstand ernsthafter Verhandlungen gemacht werden – und zwar auf der Ebene von Präsidenten und Premierministern. Die ganze Welt ist dazu moralisch und politisch verpflichtet.“ Er glaubt, dass die Volkserhebungen in der arabischen Welt in China Vorbild werden könnten. „Wo Repression herrscht, gibt es immer Widerstand. Aber Gewalt anzuwenden, davon rate ich meinen in der Volksepublik unterdrückten Landsleuten ab.“

Sangay glaubt, die Chinesen könnten sich nicht ewig gegen den Lauf der Geschichte stemmen, die zunehmend vom freien Willen der Völker bestimmt sei. „Ich bin demokratisch legitimiert, die Führung in Lhasa ist es nicht, früher oder später müssen die Pekinger Autoritäten mit uns reden“, sagt er selbstbewusst. Mit besonders starker Unterstützung rechne er aus Deutschland, Angela Merkel sei eine engagierte Anwältin der Freiheit. „Sie weiß, was es heißt, unter kommunistischen Gewaltherrschern zu leben.“

Und natürlich verfolgt der Exil-Premier, am vorvergangenen Montag im Exilparlament vereidigt, auch genau die politischen Winkelzüge der Kommunisten.

Die KP, die den tibetischen Buddhismus immer mit „feudalistischen Praktiken“ gleichgesetzt hat, versucht schon lange, die Religion zu instrumentalisieren und dabei Dharamsala auszuschalten. Traditionell wirken Tibets Gottkönige beim Finden ihrer geistlichen Stellvertreter mit. Im Jahr 1995 bestimmte (oder erkannte, je nach Weltanschauung) der Dalai Lama einen kleinen Jungen als Wiedergeburt des verstorbenen Panchen Lama, als neue Nummer zwei in der Glaubenshierarchie. Der Abt des Klosters Shigatse im kommunistisch kontrollierten Tibet hatte ihm über Mittelsmänner bei Nacht und Nebel heimlich Fotos verschiedener Kandidaten nach Dharamsala geschickt.

Pekings KP ließ den Panchen Lama kidnappen und bestimmte einen Religionsführer eigener Wahl.

Die politischen Führer Chinas reagierten empört. Sie ließen den damals sechsjährigen Gedhun Choekyi Nyima von Geheimpolizisten entführen und nach Peking bringen. Seitdem verweigern die Behörden jede Auskunft über ihn, obwohl sich ausländische Delegationen immer wieder nach einem Lebenszeichen, einem Aufenthaltsort erkundigt haben. Menschenrechtsgruppen nannten ihn den „jüngsten politischen Gefangenen der Welt“. Es gehe ihm gut, heißt es zu seinem Schicksal in Peking nur lapidar, die Eltern wollten dem Jungen ein „normales Leben“ ermöglichen. Man habe ihn vor der „Dalai-Lama-Clique“ schützen müssen. „Wir wissen nicht einmal, ob er noch lebt“, sagt Sangay. „Er müsste jetzt 22 sein.“

Aber die KP beließ es nicht bei dem Kidnapping: Sie suchte einen eigenen Panchen Lama („Kostbarer Lehrer“) aus. Er stammt aus demselben Distrikt wie sein Konkurrent, das Kind zweier als zuverlässig geltender Parteimitglieder. Um dem Prozess den Anschein religiöser Legitimität zu geben, griffen die Machthaber auf alte tibetische Rituale zurück und ließen bei einer feierlichen Zeremonie die Wiedergeburt von kommunistischen Gnaden mit Hilfe einer traditionellen Gold-Urne bestimmen. Der KP-Erleuchtete namens Gyaltsen Norbu wurde freilich von der überwältigenden Anzahl der Tibeter nie akzeptiert, bei seinen Auftritten sogar beschimpft.

Nun hat die Partei offen ihren Anspruch verkündet, die Reinkarnation des 14. Dalai Lama zu bestimmen, die Wiedergeburt müsse dann von der KP ratifiziert werden. Sangay hat dafür nur ein Schmunzeln übrig. „Das ist in etwa so, als wollte Fidel Castro den neuen Papst bestimmen. Einerseits verfolgt Chinas KP jeden, der in ihrem Machtbereich auch nur ein Dalai-Lama-Foto aufstellt, andererseits ist sie extrem um die Kontinuität des Lamaismus besorgt – ich würde sagen, die Kommunisten haben in Sachen Wiedergeburt ein Glaubwürdigkeitsproblem.“

Er glaubt daran, eines Tages von Little Lhasa (Indien) nach Lhasa (Tibet) umziehen zu können. „Ich hätte als Anwalt in den USA reich werden können, als Kalon Tripa verdiene ich etwa 350 Euro im Monat“, sagt er. „Aber ich glaube an Wunder.“ Der Fall der Berliner Mauer sei so ein Mirakel gewesen, Mandelas Erfolg ebenso, und wer bitte hätte noch vor drei Jahrzehnten die Auflösung der Sowjetunion und einen schwarzen Präsidenten in den USA für möglich gehalten?

Bleibt die Frage, ob der Gewählte eine konkrete Vorstellung vom Auserwählten hat, vom potentiellen spirituellen Nachfolger des Dalai Lama. Könnte Sangay sich eines Tages eine „Doppelspitze“ für Tibet vorstellen, er als politischer Führer, der junge Karmapa als spiritueller?

„Ich kenne den Karmapa und halte viel von ihm, er wird sehr respektiert und kann eine wichtige Rolle spielen“, formuliert er vorsichtig. Mehr zu sagen stehe ihm nicht zu. Gegenüber dem US-Nachrichtenmagazin „Newsweek“ war Sangay 2009 deutlicher geworden. „Die chinesische Hardliner-Strategie setzt darauf, nach dem Ableben des Dalai Lama werde die tibetische Bewegung sich auflösen. Also stellt sich die Frage, gibt es jemanden, der ihn ersetzen könnte.“ Und dann beantwortete er das selbst: „Der Karmapa ist zu einem sehr attraktiven Lama herangewachsen, auch die Jungen können sich mit ihm identifizieren. Sie wissen, welche Mühsal er bei seiner Flucht auf sich nahm.“

Was aber, wenn sich dieser neue, dieser furchtbare Verdacht nicht ausräumen lässt, die Flucht sei ein abgekartetes Spiel mit dem kommunistischen Erzfeind gewesen? Was, wenn sich nach der Peking-bestimmten Nummer zwei des tibetischen Buddhismus auch die Nummer drei als nicht koscher herausstellen sollte?

KEYSTONE FRANCE / LAIF

Dalai Lama in Lhasa 1957: *„Lernt! Strengt euch an!“*

Der Karmapa lebt dort, wo Dharamsala am heißesten ist: 600 Meter unterhalb des Ortsteils McLeod Ganj, eine halbe Autostunde entfernt vom luftigen Amtssitz des Dalai Lama, residiert der Mönch in einem weißgetünchten Kloster mit goldenen Türmchen namens Gyuto, das auch eine „Tantrische Universität“ beherbergt. Als Untermieter des Dalai Lama.

Ogyen Trinley Dorje alias der 17. Gyalwang Karmapa hat in seinem ganzen Leben nur eine Handvoll Interviews gegeben, und seit den rufschädigenden Vorwürfen gegen ihn noch gar keines. Ihn wohlbehütet zu nennen ist eine ziemliche Untertreibung. Wie Blätter einer Seerose umschließen ihn die Kreise seiner Betreuer, zwölf allein kümmern sich um seinen täglichen Terminplan, Public-Relations-Chef, Human Resource Manager, Zuständiger für Wiedergeburtsangelegenheiten heißen sie, haben jeweils Stellvertreter – bis zur Blüte vorzudringen ist nur wenigen vergönnt.

Das Treffen mit dem SPIEGEL-Reporter findet denn nach langen Verhandlungen mit dem Beraterstab auch unter eher konspirativen Umständen statt: Es wird als „Audienz“ geführt, als letzter Tagesordnungspunkt nach den Gebeten und dem Empfang einiger privilegierter Pilger aus aller Welt.

Historisch gehören die Dalai Lamas und Karmapa Lamas zu verschiedenen Schulen. Lange waren die Kagyü-„Schwarzmützen“ des Karmapa mächtiger als die von ihnen bekämpften Gelugpa-„Gelbmützen“ des Dalai Lama. Doch spätestens unter der Bedrohung der Maoisten fanden sich die Tibeter, ohne ihre theologischen Unterschiede aufzugeben, unter der unbestrittenen geistigen Führung der heutigen Nummer eins zusammen.

Der 14. Dalai Lama und der 17. Karmapa haben manches gemeinsam. Auch eine märchenhafte jahrhundertealte Lebensgeschichte, die den Anhängern viel Glaubensbereitschaft abverlangt – „etwa so viel Glaubensbereitschaft wie diese Story von der jungfräulichen Geburt“(Dalai Lama). Beide haben demnach in frühester Jugend schon deutliche, nur durch einen Wink von oben erklärliche Hinweise auf ihre Besonderheit gegeben und sich damit sozusagen als Reinkarnationen der Sonderklasse herauskristallisiert.

Beim Karmapa („Mann der Buddha-Aktivität“) soll es so gewesen sein: Er wurde, wie von seinem Vorgänger vorausgesagt, 1985 in einem Nomadenzelt „nordöstlich des Schnees“ bei muschelhornartigen Klängen geboren. Er verblüffte seine Mutter mit einer Vorausahnung: „Wenn du dem Karmapa etwas opfern willst, kannst du es gleich mir geben.“ 1992 führte er seine Eltern dann zielsicher einem Suchtrupp entgegen – der Findungskommission der Mönche, ausgestattet mit den geheimen Aufzeichnungen und Tipps des verblichenen 16. Karmapa. Als der Siebenjährige auch noch Ritualgegenstände identifizieren konnte, waren sich die Sucher einig: „Apo Gaga“, wie er genannt wurde, „der uns zum Lachen bringt“, musste der richtige Heilige sein.

Er wurde ins Stammkloster des Kagyü-Ordens nach Tsurphu in der Nähe von Lhasa gebracht, mit einer prächtigen Zeremonie inthronisiert – und nicht nur vom Dalai Lama, sondern auch von den Machthabern in Peking anerkannt. Dass dies alles Teil eines politischen Kalküls war, darf man voraussetzen. Warum aber zeigte sich die Regierung der Volksrepublik ausgerechnet beim Karmapa so entgegenkommend?

Mit 14 hat er sich dann zur Flucht entschlossen, auf der Suche nach den besten buddhistischen Lehrern, wie er später erzählen sollte. Er sprang an einem Dezembertag 1999 abends aus dem Fenster seines Klosters, ein Geländewagen wartete auf ihn; zu Pferd und dann zu Fuß über eisige Berge, Armeeposten umgehend, führte der waghalsige Trip schließlich über die Grenze nach Nepal. In Dharamsala kam er am 5. Januar 2000 an. Wer genau ihm bei der Flucht geholfen hatte, ließ der Karmapa stets im Dunkeln. Peking musste sich blamiert vorkommen, die Eltern und einige Freunde sollen stundenlang verhört und dann kurzzeitig auch in Haft genommen worden sein.

In Dharamsala nahm der Dalai Lama den wissbegierigen Jungen unter seine Fittiche. Er wurde zu einem Lieblingsschüler. Die Spekulationen blühten, spätestens, als der junge Karmapa während der Abwesenheit des Dalai Lama in dessen Sessel Platz nehmen durfte. Er sei der „einzige Plan B, den die Tibeter haben“, meinte das deutsche Magazin „Geo“, und dem amerikanischen „Time“ galt er schlicht als „der nächste Top-Lama der Welt“.

Aber das war vor dem peinlichen Skandal, in dessen Mittelpunkt er steht.

Die indische Polizei beschlagnahmte im Januar während einer Autobahnkontrolle in der Nähe von Dharamsala Bargeld in Höhe von umgerechnet 150 000 Euro; die Männer im Auto behaupteten, es stamme aus dem Kloster des Karmapa und sei für einen Landkauf gedacht gewesen. Kurze Zeit später durchsuchten die misstrauisch gewordenen indischen Ermittler die Räume seiner Residenz Gyuto. Sie fanden weitere Scheine im Gegenwert von über einer Million Euro in verschiedenen Währungen – ein Sechstel davon in Renminbi, dem Zahlungsmittel der Volksrepublik. Der Polizeichef von Dharamsala behauptet, es seien auch Telefon-

BRIAN SOKOL / GETTY IMAGES

Gewalt gegen tibetische Demonstranten in Nepals Hauptstadt Katmandu 2008: *„Wo Repression herrscht, gibt es immer Widerstand“*

karten von drüben aufgetaucht, „substantielle Hinweise, die auf eine Verbindung nach China deuten“.

Dann überschlug sich die Presse in Neu-Delhi. „India Today“ widmete der Frage, ob der Karmapa möglicherweise ein KP-Spion sei, eine Titelgeschichte. „Mönch oder chinesischer Spitzel?“, fragte die angesehene Tageszeitung „The Tribune“.

Tibet ist eines der heikelsten Themen zwischen den beiden asiatischen Großmächten, die manchmal „Chindia“ spielen und sich in wirtschaftlichen Fragen gegen den Westen verbünden, aber die sich ansonsten misstrauisch beäugen. Indien fühlt sich von dem außenpolitisch äußerst selbstbewusst auftretenden China zunehmend provoziert. „Sie bauen nahe unserer Grenze neue Flughäfen, neue Bahnstrecken. Peking kreist uns von allen Seiten ein“, klagt Prem Kumar Dhumal, Chefminister des Bundesstaates Himachal Pradesh, in dem Dharamsala liegt. Da scheint manchem auch ein „gepflanzter“ spiritueller Unruhestifter mit einer Langzeitperspektive nicht ganz abwegig.

Der 26-jährige Mönch Karmapa ist das neue Gesicht des Buddhismus, ein Gott in Reserve.

Der Erleuchtete lacht die Frage nach den bleibenden Schatten der Affäre weg. Er empfängt seine Gäste stehend in seinem schlichten Gästezimmer im ersten Stock des Klosters; wippt von einem Bein auf das andere, ein aufmerksamer Boxer vor Einläutung der ersten Runde; zupft sich gelegentlich die Mönchskutte zurecht, die fleischige Oberarme freilässt. Wie ein pausbäckiger Raffael-Engel wirkt er, dem allerdings alle Locken abrasiert sind, der Kopf eine große Billardkugel.

„Indien ist – anders als China – keine Diktatur, sondern eine funktionierende Demokratie“, sagt der 17. Karmapa, hinter dem als einziger Zimmerschmuck eine Abbildung seines „Urvaters“, des ersten Karmapa, prangt. „Und deshalb vertraue ich darauf, dass diese Vorwürfe fair geprüft werden – es wird nichts davon übrig bleiben, denn klar ist doch: Auch wahrhaft Gläubige aus der Volksrepublik finden als Touristen den Weg hierher und wollen spenden.“ Von diesen Pilgern stamme die „verdächtige“ Währung.

Der Dalai Lama ist für ihn der große Lehrer, zu dem er aufblickt. Oft sind sie über Stunden allein, diskutieren den Zusammenhang zwischen Religion und Wissenschaft. Den Dalai Lama könne keiner ersetzen, sagt der junge Mann. Und ja, er habe auch schon das Gerücht gehört, er sei als „neuer Dalai Lama“ auserkoren. Den Titel kann er nach der Tradition seines Ordens gar nicht tragen. „Das mag für manche eine Wunschvorstellung sein. Für mich ist das undenkbar.“

Nach einem strengen Blick seines Aufpasser-Sekretärs ist das dann aber auch alles, was er zur aktuellen Politik sagen will. Er habe eine Schrift mit dem Titel „108 Dinge, die man tun kann, um der Umwelt zu helfen“ herausgebracht, erzählt der Karmapa. Er liebt Tuschezeichnungen und schreibt gern Gedichte. Und er übt sich in buddhistischer Selbstkritik. „Manchmal schaue ich mir Videoaufzeichnungen meiner Reden an, vor allem von denen, die mir gut gelungen schienen. Und dann stelle ich fest, dass ich überhaupt nichts Bedeutendes von mir gegeben habe, und ich schäme mich.“

Er ist ein Computerfreak, interessiert sich für Weltnachrichten, Dokumentationen, Filme. Das Animationsabenteuer „Kung Fu Panda“ hat ihm gefallen, „Avatar“ hat er auch schon bewundert. Zugegeben, sagt er, Fluchten in andere Welten. Die reale interessiere ihn noch viel mehr, aber bis auf einen Trip in die USA 2008 hat die indische Regierung ihm, dem Mann mit dem Status eines staatenlosen Flüchtlings, keine Auslandsreise gestattet; einen geplanten Europa-Aufenthalt haben ihm die Behörden 2010 gestrichen – wahrscheinlich, weil sie negative Reaktionen aus Peking fürchteten.

Sein Tag ist völlig durchgeplant. Erst die Audienzen, bei denen er die Pilger aus aller Welt segnet, durchgeistigte französische Lehrerinnen, taiwanische Religionsstudenten, amerikanische Schauspielschüler waren es an diesem Tag, mit Gastgeschenken von Plastikbuddhas über weiße Schals bis zu den allgegenwärtigen geldgefüllten Briefumschlägen. Und gleich kommt der Koreanischlehrer. Dann religiöse Studien, in der Bibliothek steht der Koran neben der Bibel, anschließend dann wieder Diskussionen über die buddhistische Lehre der Leere. „Bei meinem Job darf man den Blick aufs große Ganze nicht verlieren.“

Freizeit bedeutet für den Karmapa Herumtollen mit Tashi, dem weißen Schoßhund seiner Schwester; Freiheit das Horchen auf innere Stimmen. „Meine Umgebung meint es gut mir, und ich weiß, dass ich mich meiner Bestimmung stellen muss“, sagt er, und dann mit einem fast trotzigen Blick auf den Sekretär: „Manchmal fühle ich mich aber eingesperrt und versuche dann, nicht traurig zu werden.“

Immerhin könne er mit seinen Eltern in der Volksrepublik telefonieren. Erstaunlich – mit seinen Verwandten, die von der KP nach seiner Flucht so hart herangenommen worden sein sollen? Sieht er das als ein Zugeständnis an die Menschlichkeit oder als ein potentielles Druckmittel gegen ihn, und wer hört bei diesen Gesprächen mit?

Der 17. Gyalwang Karmapa kann das nicht beantworten. Er weiß, dass er eine Rolle zu spielen hat. Als ein Gott der Reserve. Als ein Messias in Einarbeitung. Als das neue Gesicht des tibetischen Buddhismus. Als ein Mann mit einem fremdbestimmten Leben, der dafür aber schon in jungen Jahren gelernt hat, Botschaften zwischen die Zeilen zu platzieren. Seine Art, schwierige Fragen mit einem Lächeln zu umschiffen, präzise Festlegungen mit Aphorismen und religiösen Gleichnissen zu vermeiden: Es ist schwer, in dem jungen Karmapa nicht wenigstens ansatzweise das Charisma seines Mentors zu sehen. Und an entscheidenden Stellen auch die Ernsthaftigkeit.

Noch ist längst kein weißer Rauch aufgestiegen über der Exilhauptstadt. „Ich habe keinen Ehrgeiz, ein Führer von großer Bedeutung zu werden“, sagt er zum Abschluss der Audienz. „Aber wenn mich die Umstände zu einer Kraft des Wandels machen, dann werde ich zu einer Kraft des Wandels.“

PASCAL GUYOT / AFP

Dalai Lama in Frankreich 2008*: *Wenn Eisenvögel fliegen*

Dharamsala, ein brütend heißer Sommertag im nordindischen Himalaja-Vorgebirge.

Der 14. Dalai Lama alias Mönch Tenzin Gyatso ist wie immer um halb vier Uhr morgens aufgestanden, hat seine Kunststoff-Flip-Flops übergestreift und in den alten buddhistischen, auf Palmblättern überlieferten Schriften gelesen, anschließend schweißtreibend auf dem Laufband seine Fitness gestärkt, den Trainingscomputer kontrolliert und gleichzeitig BBC-Nachrichten gehört. Hat danach gefrühstückt, konsequent kosmopolitisch – „wie sich das für einen Mann zwischen allen Zeiten und Welten gehört“ – tibetischen Gerstenbrei, gemischt mit amerikanisch verpacktem Haselnussmüsli, dazu frische Milch von Kühen aus dem indischen Himalaja-Vorgebirge.

Um sechs Uhr Zeitungslektüre, „Guardian“ und „Indian Express“, Besprechung mit dem Beraterstab, ab acht Uhr gefolgt von einem Routineprogramm: Vorbereitung von Auslandsreisen, Audienz mit Pilgergruppen im Garten, „pep talk“ gegenüber der örtlichen Gemeinde unter freiem Himmel: „Warum bloß sind die Chinesen oft so viel geschäftstüchtiger als wir Tibeter? Lernt von ihnen, strengt euch an!“

Ein ganz gewöhnlicher Tag. Der 14. Dalai Lama wird weiterhin reisen, wohl auch künftig politische Führer wie den amerikanischen Präsidenten Barack Obama und Kanzlerin Angela Merkel „privat“ treffen, aber er will kürzertreten, sich häufiger zum Meditieren zurückziehen. Vielleicht, um das, was so gegensätzlich erscheint, zu vereinen – seine Harvard-gestützten Untersuchungen zu wissenschaftlichen Zusammenhängen zwischen Buddhismus und Hirnforschung einerseits und seinen obskur anmutenden Glauben an ein lebendes Staatsorakel, das unter Trance Weisheiten ausspricht, andererseits. Vor allem aber dürfte er sein Haus bestellen, sein Vermächtnis ordnen.

Dass die KP in Peking seinen Rückzug einen „bösartigen Trick“ nannte, haben ihm seine Vertrauten mitgeteilt. „Ich werde nicht aufhören, für die Partei zu beten“, sagt der Dalai Lama darauf. Und betont gegenüber dem SPIEGEL, er sehe trotz der gegenwärtigen Verfolgungswelle Fortschritte in China: „Premier Wen Jiabao sprach sich mehrfach für mehr Transparenz aus, nannte sogar die Demokratie eine notwendige Entwicklung. Ich setze auf die besonnenen Kräfte.“

Der 14. Dalai Lama dürfte auf jeden Fall noch einmal die alten Schriften wälzen, nach denen ihm im Fall einer Notsituation für sein Volk das Recht des „madey tulku“ zusteht. Das heißt: schon zu eigenen Lebzeiten einen „Wiedergeborenen“ als Nachfolger zu bestimmen. Bei einer entscheidenden Konferenz jetzt im September in Dharamsala will er zu seiner spirituellen Nachfolge die Weichen stellen.

„Die KP soll sich um die Wiedergeburt Maos oder Deng Xiaopings kümmern. Dass Pekings Politiker sich um meine Reinkarnation sorgen, rührt mich – aber es ist nicht logisch, die KP nennt mich doch einen ‚Dämon‘. Will man einen Dämon denn auf ewig haben? Nein, ich kann Ihnen und Peking versichern: Ich entscheide ganz allein über meine Nachfolge.“ Und da seien mehrere Varianten denkbar. „Solange ich im Exil bin, wird der Nachfolger allerdings auch nur im Exil gesucht.“

Vielleicht kommt ihm die rettende Eingebung beim Schneiden seiner Rosenbüsche oder bei der Ausübung eines seiner anderen Hobbys, dem Zerlegen und dann wieder Zusammensetzen alter Fotoapparate, vielleicht auch beim frühmorgendlichen Laufbandtraining.

Er wird seinen westlichen Anhängern weiterhin stark davon abraten, sich auf den Buddhismus zu stürzen und von ihm als einer Art Wellness-Religion die Instant-Erlösung zu erhoffen, seinen Standardsatz wiederholen: „Versuchen Sie es zunächst mit einer Religion aus dem eigenen Kulturkreis, beispielsweise mit dem Christentum.“ Und er dürfte wieder in diesen allgemeinen, manchmal gar zu vagen, esoterisch anmutenden Formulierungen den Weltfrieden fordern und den interreligiösen Dialog fördern.

Und seine Fans werden den tibetischen König ohne Land dann wieder zu ihrem postmodernen Engel stilisieren, wie sie es immer tun. Sie werden ihn zu einem Symbol machen, das er nie sein wollte: der letzte gemeinsame Nenner für Glaubensbegeisterte und Religionsskeptiker in Ost und West, für Ohnmächtige und Übermächtige; ein spirituelles Trostpflaster für die in Globalisierungsgewinner und -verlierer zersplitterte Welt. Aber auch in seiner tibetischen Heimat werden sie ihn weiter verehren und jedem seiner Worte so lauschen, als könnten die die Freiheit bringen: Gibt es ein Leben nach dem Dalai Lama?

Das ist die Crux der Götter: Sie können vielleicht in Rente gehen, sich abschaffen aber können sie nicht – das verhindern schon die unverbesserlichen Gläubigen. ◆

* Mit Präsidenten-Gattin Carla Bruni.

Parcours des Elends

Global Village: *In einem afrikanischen Flüchtlingslager bewährt sich ein deutscher Minister in einem Amt, das seine Partei einst abschaffen wollte*

Er scheint geahnt zu haben, dass er häufiger mal senkrecht unter der Sonne stehen würde. Vielleicht machte er deshalb die Einzelkämpfermütze zu seinem Markenzeichen, als er das Ministerium übernahm. Viele haben ihn dafür ausgelacht. Aber der Mann ist trotzig. „Die Kappe bleibt“, sagte er.

Und so stapft Dirk Niebel, Deutschlands Minister für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, durch den Staub des Flüchtlingslagers Dadaab. Es ist heiß, Niebels Schweiß perlt auf der Stirn, darüber sitzt staub- und sturmfest die Mütze.

Dadaab, nahe an Kenias Grenze zu Somalia, ist die größte Zeltstadt Afrikas, drei riesige Lager in der Halbwüste, Agglomerationen aus weißen Plastikplanen, die allmählich aufeinander zuwachsen. Mehr als 400 000 Menschen haben sich inzwischen hier versammelt, täglich kommen über 1000 hinzu.

Für die Emissäre aus der ganzen Welt, Politiker, Prominente, Medienleute, die täglich ein- und ausfliegen, um das Flüchtlingsdasein zu besichtigen, hat sich eine Art Parcours eingespielt: Registrierungsstelle, Decken- und Geschirrausgabe, Krankenhaus, Lebensmittellager, Essensstation.

Man kann es Elendstourismus nennen. Füttern, fragen, fotografieren. Man kann es zynisch sehen und sagen: Die Flüchtlinge sind das Warten ja gewohnt.

Niebel sieht es nicht zynisch, er registriert das Unwürdige des Moments und drängt an der Essensstation zum Aufbruch: „Je schneller wir hier wegkommen, desto schneller gibt es für die Leute was zu essen.“

Weiter durch den Sand. Hier ein Gespräch mit einem Helfer, dort mit einer Mutter, die am Tag zuvor ihr Kind verloren hat. Ein 21-jähriger Mann kommt auf den Minister zu. Sein ganzes Leben hat er im Lager zugebracht. In flüssigem Englisch bittet er um deutsche Hilfe. Somalia brauche Frieden, der Minister und Deutschland mögen sich engagieren.

Das tut Niebel, denn eine solche Krise ist auch eine Gelegenheit für jeden Politiker, der etwas zu verteilen und Reporter im Schlepptau hat. Er stopft sich das Hemd fernsehgerecht in die Hose, nimmt die Mütze ab, wischt sich damit den Schweiß von der Stirn und baut sich zum Interview auf. Er spricht von den vielen Millionen, die Deutschland gewähren wird, und von einer „afrikanischen Lösung“ für den Somalia-Konflikt. Geld und Lebensmittel aus dem Westen allein könnten das Land nicht befrieden. Er empfiehlt Verhandlungen mit den moderaten Islamisten.

Lieber hätte er sich in Mogadischu interviewen lassen. Der erste deutsche Minister seit knapp 18 Jahren in Somalias Hauptstadt – das wäre so recht nach dem Geschmack des ehemaligen Fallschirmjägers gewesen. Aber dann befanden Bundesnachrichtendienst, Bundeskriminal- und Außenamt: Ein Trip nach Mogadischu? Zu gefährlich.

Am Vortag, noch in Nairobi, hatte er vom Somalia-Gesandten der Afrikanischen Union erfahren müssen, wie viel westliche Prominenz trotz der heiklen Sicherheitslage in Mogadischu vorbeischaut. Als er aus dem Gespräch herauskam, leuchtete sein Kopf rot, und seine Stimme war gereizt: „Ich fühle mich richtig verarscht – jeder fährt doch da hin.“

Nur Niebel nicht. Stattdessen streift er nun durch das Riesencamp. Und während der heiße Wind den Staub aufwirbelt, scheint ihm klarzuwerden, dass Dadaab und die Dürre keine vorübergehenden Probleme sein werden, sondern dauerhafte.

Niebel beginnt umzudenken. Bisher hieß das Credo der Entwicklungshilfe, Wirtschaft sei der Schlüssel für Nachhaltigkeit. Das stimmt – meistens. Im Sand von Dadaab drängt sich aber eine andere Erkenntnis auf: dass es vielleicht sogar noch Wichtigeres gibt als Wirtschaft und Nachhaltigkeit, dass hier ein Volk Hungernde aufnimmt, das selbst am Rande des Hungers lebt.

Er will mehr Geld für die ländliche Entwicklung bereitstellen als jeder seiner Vorgänger, sagt Niebel. Auch das stimmt wohl – aber erst, seit die Hungertragödie in Ostafrika sichtbar geworden ist. Als die deutsche Welthungerhilfe im vergangenen Jahr Gelder für die Dürrevorbeugung in Kenia beantragte, gab es – nichts. Nun werden allein für Kenia 50 Millionen Euro bereitgestellt, auch wenn noch keiner genau weiß, wohin genau die Mittel fließen sollen.

Niebel hat gelernt, dass viel Geld noch lange nicht bedeutet, dass auch wirksame Hilfe geleistet wird. Und dass man die einheimische Bevölkerung nie außer Acht lassen darf bei der Nothilfe. Denn wenn am Ende die Flüchtlinge mehr zu essen haben als die Kenianer selbst, ist der nächste Konflikt programmiert.

Die Bilder wirken, auch unter den Katastrophen-Profis in Dadaab. Ein lernwilliger Minister inmitten des Elends, eine stolze Summe, die er zur Bekämpfung der Not ausschüttet, nachdenkliche Sätze wie: „Ich kann mir kein Land in Europa vorstellen, das ähnlich klaglos 400 000 Flüchtlinge aufgenommen hätte.“ Die Beobachter in Kenia benoten seinen Auftritt gut; der Minister, dessen Partei, die FDP, sein Amt vor der letzten Wahl noch abschaffen wollte, darf zufrieden sein.

Nur die Sache mit Mogadischu arbeitet nach. Das soll nicht noch einmal passieren. „Das nächste Mal schreiben Sie nicht so einen Mist auf“, mault er zum Abschied einen Diplomaten an, als er die Journalisten außer Hörweite wähnt.

Mist? Noch am selben Abend fliegen in Mogadischu wieder Granaten.

Horand Knaup

THOMAS KOEHLER / PHOTOTHEK.NET

Minister Niebel, Flüchtlinge: *Füttern, fragen, fotografieren*

Dortmunder Fans

FIRO SPORTPHOTO / PICTURE-ALLIANCE / AUGENKLICK

FUSSBALL

Gekaufte Erfolge

Marco Blumberg, 29, Vorsitzender der Fan-Abteilung von Borussia Dortmund, über den Lärmangriff auf die BVB-Anhänger beim Spiel in Hoffenheim

THONE / WAZ

POLIZEI / DAPD

Schallanlage

SPIEGEL: Piepst es noch in den Ohren?

Blumberg: Nein, ich stand im oberen Teil der Tribüne, dort war der Lärm erträglich. Aber es hat uns schon gestört. Es hörte sich an wie Laserschüsse in einem Film mit Außerirdischen. Zunächst dachte ich, das kommt aus den Stadionboxen.

SPIEGEL: Das Geräusch war ein hochfrequentes Pfeifen aus einer Lautsprecheranlage unter Ihrem Block. Der Lärm sollte Schmähgesänge der BVB-Fans übertönen. Ein Vereinsmitarbeiter der TSG Hoffenheim gab zu, die Anlage bedient zu haben. Die Clubführung bestreitet, davon gewusst zu haben.

Blumberg: Das ist in meinen Augen eine fadenscheinige Aussage. In Dortmund müssen wir bei jeder Fan-Aktion den Leiter für Verwaltung und Organisation der Borussia fragen. Er muss uns jeden Flyer, der ins Stadion kommt, genehmigen. Ich glaube nicht, dass das bei der TSG anders ist und die Führung nichts von der Anlage wusste.

SPIEGEL: Seit Hoffenheim in der Bundesliga spielt, feinden BVB-Fans den Club an. Vor drei Jahren hielten Dortmunder Anhänger ein Plakat hoch, es zeigte den TSG-Mäzen Dietmar Hopp im Fadenkreuz. Haben solche Aktionen den Lärmangriff provoziert?

Blumberg: Herr Hopp hat den verantwortlichen Fan damals angezeigt. Wer Unrecht tut, sollte bestraft werden. Aber von einem Gericht und nicht von einer Privatperson mit Lärmkanone, die Kritiker mundtot machen will.

SPIEGEL: Was kritisieren Sie an der TSG und Herrn Hopp?

Blumberg: Wir wünschen uns mitgliederbestimmte Vereine und keine Clubs, die Geldprojekte von Einzelpersonen oder Firmen sind. Wir halten auch nichts von Projekten wie RB Leipzig oder Werksclubs wie VfL Wolfsburg, die sich Erfolg kaufen. Sponsoren gehören im Sport dazu. Aber man muss sie sich mit Hilfe einer breiten Fan-Basis erarbeiten.

SPIEGEL: Gegen Hoffenheim haben BVB-Fans „Dietmar Hopp, du Sohn einer Hure“ gegrölt. Erreichen Sie so Ihre Ziele?

Blumberg: Nein. Ich bin dafür, dass wir unsere Sichtweise sachlich in der Öffentlichkeit darstellen. Und im Stadion sollten wir kreativere Gesänge einsetzen. Wie: „Ihr macht unseren Sport kaputt.“

TRIATHLON

Der Tod schwimmt mit

Der Tod zweier Triathleten in den USA hat eine Diskussion über die Gefahr des Schwimmens in offenen Gewässern ausgelöst. Beim New York City Triathlon waren Anfang August eine Frau und ein Mann im Hudson River gestorben, beide erlitten einen Herzstillstand. Zwischen 2006 und 2008 kamen in den USA 14 Triathleten bei Wettkämpfen ums Leben – 13 davon beim Schwimmen. Offenbar unterschätzen viele Hobbysportler, die erstmals bei einem Triathlon starten, die Gefahren. Sie wissen nicht, wie sie sich zu verhalten haben, wenn sie beim Schwimmen hyperventilieren, die Schwimmbrille verlieren oder mit anderen Teilnehmern kollidieren. „Die Kombination aus offenem Gewässer, Adrenalin, übertriebenem Ehrgeiz – das kann zu einem unnormalen Herzrhythmus führen“, sagt Stuart Weiss, medizinischer Direktor des New Yorker Triathlons. Auch in Deutschland kommt es immer wieder zu Todesfällen. Vergangenes Jahr starb ein 55-jähriger Triathlet während des Schwimmens im Schiersteiner Hafen in Wiesbaden. 2010 starben auch in Aachen und Cottbus Triathleten bei der ersten Disziplin im Wasser. Im Juli wurde ein Schwimmer beim Triathlon in Roth ohnmächtig und starb. Nach Ansicht von Klaus Pöttgen, Rennarzt beim Ironman in Frankfurt, ist das Schwimmen oft die Disziplin, in der die Teilnehmer den schlechtesten Trainingszustand aufweisen. Für viele erzeuge schon das Anziehen des Neoprenanzugs Stress.

ANDREAS MEIER / REUTERS

Schwimmer beim Triathlon

LEICHTATHLETIK

Gepard auf Federn

Der Prothesen-Sprinter Oscar Pistorius gewann vier Goldmedaillen bei Paralympischen Spielen, jetzt startet der Südafrikaner bei der WM in Südkorea gegen Athleten mit gesunden Beinen. Die Branche erwartet ein Spektakel – aber handelt es sich auch um einen fairen Wettkampf?

SNS / ICON SPORT

Läufer Pistorius: *Athlet oder Mensch-Maschine?*

Kurz bevor das Training beginnt im Stadion von Gemona, einem Urlaubsort in Norditalien, fällt Oscar Pistorius auf, dass etwas Wichtiges fehlt. „Meine Beine“, sagt er, „ich habe sie bestimmt im Auto vergessen.“

Pistorius muss noch mal zurück zum Parkplatz. Seine Spezial-Prothesen liegen im Kofferraum. „Cheetah“, zu Deutsch: Gepard, heißen die „Sprint-Füße“ des isländischen Herstellers Össur. Carbon, Stückpreis: rund 4000 Euro. Er klemmt sich die Prothesen unter den Arm und geht zurück ins Stadion. Seine Trainingsgruppe hat schon mit den Kurzsprints begonnen. Pistorius setzt sich ins Gras, wechselt mit ein paar Handgriffen seine Alltags- gegen die Sport-Prothesen aus. Dann marschiert er auf die Laufbahn.

Ein Mann auf schwarzen, leicht federnden Stelzen, die geformt sind wie die Hinterläufe einer Raubkatze.

Nach ein paar Steigerungsläufen guckt Pistorius in den Himmel. Ein Gewitter zieht auf. Wind und Regen. „Nicht gut“, brummt er. Schon beim ersten langen Sprint erwischt ihn in der Kurve eine Sturmböe, Pistorius kommt ins Trudeln, muss abbremsen. Er flucht.

Oscar Pistorius, 24, aus Johannesburg in Südafrika, kam infolge eines Gendefekts ohne Wadenbeine auf die Welt. Seine Eltern ließen ihrem Kind die Unterschenkel amputieren. Seither läuft Pistorius auf Prothesen. Er gewann bei Paralympischen Spielen vier Goldmedaillen, hält mehrere Weltrekorde. Im Frühjahr 2007 beschloss Pistorius, er wolle jetzt auch bei internationalen Wettkämpfen gegen Athleten mit gesunden Beinen antreten. Der Leichtathletik-Weltverband IAAF änderte daraufhin eine Bestimmung im Regelwerk, wonach die Carbon-Prothesen von Pistorius ein „unerlaubtes Hilfsmittel“ sind. Es gab einen Gutachterstreit. Im Mai 2008 erteilten Richter des Internationalen Sportgerichtshofs CAS in Lausanne Pistorius das Startrecht.

Für Olympia im selben Jahr in Peking schaffte Pistorius die Qualifikationsnorm nicht, die WM 2009 in Berlin verpasste er wegen einer Verletzung. Jetzt hat es geklappt. Mitte Juli, bei einem Wettkampf in Lignano an der italienischen Adria, unterbot er seine Bestzeit über 400 Meter um eine halbe Sekunde auf 45,07 Sekunden und qualifizierte sich damit für die WM in Daegu, Südkorea, die am Wochenende beginnt.

Der „Blade Runner“, wie sich Pistorius selbst nennt, wird der erste Prothesen-Sprinter sein, der bei einer Weltmeisterschaft gegen die besten Athleten mit gesunden Beinen antritt. Es ist ein Sportmärchen, Behindertenverbände sprechen von einem historischen Ereignis. Es ist aber auch ein schwieriger Fall, weil immer noch die Frage im Raum steht, was der Blade Runner eigentlich ist.

Ein ganz normaler Athlet oder eine Mensch-Maschine?

Neben der Laufbahn in Gemona macht ein Trainingspartner von Pistorius Dehnübungen, Talkmore Nyongani, ein drahtiger Weltklasseläufer über die 400-Meter-Distanz aus Simbabwe. „Es soll ja Leute geben, die behaupten, Oscar habe mit seinen Prothesen Vorteile gegenüber uns normalen Läufern. Wir Athleten verstehen das nicht. Ich kann einfach loslaufen, muss auf nichts achten. Oscar muss eine Apparatur anschnallen und dann mit ihr klarkommen. Bei Wind verliert er leicht die Balance, wenn es nass ist, rutscht er sehr schnell aus. Beim Start kommt Oscar nur langsam aus den Blöcken. Er hat nur Nachteile durch die Prothesen“, sagt Nyongani.

Werbefigur Pistorius: *Historisches Ereignis*

Gemona liegt am Rande der Julischen Alpen. Seit einigen Jahren ist der Ort Pistorius’ Stützpunkt während der europäischen Leichtathletiksaison. Die Kommune ließ im Stadion extra eine neue Laufbahn verlegen, um ideale Trainingsbedingungen zu schaffen. Der bevorstehende WM-Start hat die Geschichte des Blade Runner noch interessanter gemacht, aus aller Welt kommen jetzt die Reporter nach Gemona.

Am Nachmittag gibt Pistorius im Garten des Hotel Willy einem Fernsehteam aus Südkorea ein Interview. „Alles ist geregelt, wir haben die Beinprothesen getestet, bewiesen, dass ich unter gleichen Wettbewerbsbedingungen antrete, ich konzentriere mich jetzt auf das Laufen“, sagt er. Die Reporter nicken. Einer fordert ihn zum Armdrücken auf. Der Blade Runner guckt irritiert, macht aber mit. Pistorius hat breite Schultern, kräftige Arme. Er schlägt die Hand des Mannes fast durch den Tisch.

Sport und Wettkampf waren für Pistorius immer ein großer Antrieb. Als Junge spielte er Rugby, Wasserball, er fährt Motorrad, Mountainbike. Die Prothesen, festgeschnallt am Beinstumpf, seien keine Einschränkung, er spüre auch keine Schmerzen. „Ich fühlte mich nie anders als andere. Mein Bruder zog morgens, wenn wir rausgingen, seine Schuhe an, ich eben meine Prothesen. Ich fand das nie komisch – und konnte ja auch schneller rennen als viele meiner Freunde“, sagt er. Zur Leichtathletik kam Pistorius 2004 als 17-Jähriger, seine erste Goldmedaille bei den Paralympics holte er im selben Jahr. Schon damals träumte er von Olympia.

Für die IAAF endete der Streit um das Startrecht des Blade Runner in einem Desaster. Eine große New Yorker Kanzlei übernahm den Fall unentgeltlich und brachte ihn vor den Sportgerichtshof. Ein Gutachten der Kölner Sporthochschule, wonach die Carbon-Prothesen Pistorius einen Vorteil verschaffen würden, wurde durch ein Gegengutachten weggefegt. Pistorius feierte einen krachenden Sieg.

Das Kölner Gutachten hat Gert-Peter Brüggemann verfasst, er ist Leiter des Instituts für Biomechanik und Orthopädie. Die Anhörung vor dem CAS, sagt Brüggemann, sei eine „heiße Nummer“ gewesen. Den US-Anwälten von Pistorius habe „regelrecht der Schaum vor dem Mund gestanden“. Ein Gegengutachter der Pistorius-Seite, selbst an einem Bein unterschenkelamputiert, schnallte im Verlauf des Prozesses seine Prothese ab und legte den Stumpf vor den Augen der Richter auf den Tisch. „Alles war sehr emotional“, sagt Brüggemann.

Der Wissenschaftler hatte Pistorius im Herbst 2007 für zwei Tage zu Tests in Köln. Sie freundeten sich an, Brüggemann findet, Pistorius sei „eine faszinierende Person mit einem großen Spirit“,

JOE KLAMAR / AFP

Sprinter Pistorius (r.), Konkurrenten im Mai in Ostrava: *„Eher ein kontrolliertes Hüpfen“*

steht aber zu seiner Analyse: „Die Art der Fortbewegung auf den Carbon-Prothesen ist effizienter.“ Brüggemann nennt Pistorius’ Prothesen „Federn“. Beim menschlichen Fuß gingen während eines Sprints allein im Sprunggelenk 40 bis 50 Prozent der eingesetzten Energie verloren, sagt Brüggemann. Bei den „Federn“ betrage der Energieverlust nur 9 Prozent. Ein normaler Athlet wird im zweiten Teil eines 400-Meter-Laufs langsamer, weil die Kraft nachlässt. „Oscar erreicht nach 80 Metern Maximalgeschwindigkeit und kann sie bis ins Ziel halten.“

„Die Dinger“, sagt Brüggemann und zeigt auf das Modell einer Cheetah-Prothese auf seinem Tisch, „ermüden nicht.“ Und genau genommen laufe Pistorius mit den Federn gar nicht, es sei „eher ein kontrolliertes Hüpfen“, ein bisschen wie „bei einem Känguru“. Messungen mit Vergleichspersonen hätten zudem ergeben, dass Pistorius, wenn er mal Fahrt aufgenommen habe, bis zu 30 Prozent weniger Sauerstoff verbrauche.

Natürlich sei Pistorius auf seinen Cheetahs „im Vorteil“, sagt Brüggemann.

Die CAS-Richter argumentierten anders. Die Vorteile, die Pistorius durch die Federn womöglich habe, würden durch die Nachteile, zum Beispiel den langsameren Start, aufgewogen. Monate nach dem Urteil meldeten sich zwar zwei der Gutachter aus dem Pistorius-Team. Man habe die Daten nochmals geprüft und herausgefunden, dass der Blade Runner mit normalen Beinen wohl doch zehn Sekunden langsamer laufen würde. Aber das spielt alles keine Rolle mehr. Der Blade Runner startet jetzt in Daegu bei der Weltmeisterschaft.

Beim Abendtraining in Gemona hängen am Stadionzaun bunte Luftballone. Auf der Tribüne stehen Kinder, die „Let’s go Oscar“ auf ihre T-Shirts geschrieben haben. Durch das offene Stadiontor kommen die Fans, auf Krücken, in Rollstühlen, es sind Kinder mit Down-Syndrom dabei, Blinde, Gehörlose. Sie laufen auf die Laufbahn, klopfen Pistorius auf die Schultern. Er lacht, bedankt sich, gibt Autogramme.

Der Blade Runner ist eine Symbolfigur. Er ist der Mann ohne Beine, der zeigt, dass Menschen mit Prothesen das Gleiche erreichen können wie Menschen mit gesunden Beinen.

Pistorius verdient gut mit seinem Namen. Er ist Profisportler, hat Sponsoren wie den Sportartikelkonzern Nike. Kurz nach der Qualifikation für die WM schaltete sein südafrikanischer Manager einen neuen Vermarkter ein, die Agentur Fast Track aus England. Sie haben große Pläne mit Pistorius. Vielleicht wird er künftig in London, der Olympiastadt 2012, trainieren. Die britische Presse liebt die Story des Blade Runner.

Helmut Digel kann das gut verstehen. Der Sportwissenschaftler sitzt in einem Besprechungsraum der Universität in Tübingen. Er sagt: „Man ist im Sport ja immer schnell begeistert, wenn man der Öffentlichkeit etwas präsentieren kann, was noch nie da war.“ Digel ist Mitglied der Marketingkommission der IAAF, bald sind Neuwahlen. „Aus wirtschaftlichen Gründen kann man nur dafür sein, dass der Blade Runner bei der WM startet“, sagt er.

Digel ist trotzdem dagegen.

Bei einem 400-Meter-Rennen handelt es sich um eine pure Form des Sports. Die Regeln sind einfach. Acht Athleten treten in Laufschuhen gegeneinander an. Eine Stadionrunde. Der Schnellste gewinnt. Aber nun steht auf einer der Bahnen der Blade Runner. Er läuft auf Carbon-Stelzen, an deren Unterseiten die Sohlen von Sprintschuhen geklebt wurden. Digel sagt: „Es handelt sich im Grunde um zwei unterschiedliche Wettkämpfe.“

Digel hält Carbon-Prothesen für Techno-Doping. Er hat einmal gesagt, er könne sich vorstellen, dass sich irgendwann Athleten die Beine abschneiden lassen würden, um den Vorteil der Hightech-Prothesen zu nutzen. Er glaubt das wirklich.

Der Fall des Blade Runner ist ein Wertekonflikt. Die Wertewelt des Sports prallt auf das Recht eines behinderten Menschen auf Gleichbehandlung. Regelhüter wie Digel haben einen schweren Stand. Das CAS-Urteil ist aus der Sicht des Sports fragwürdig. Wie viele Blade Runners stehen in 20 Jahren am Start? Pistorius wird in Daegu einen anderen Sport betreiben als die Läufer, die gegen ihn antreten. Aber niemand wird einen Richterspruch anfechten, der einem unterschenkelamputierten Mann zur Herausforderung seines Lebens verhilft. „Wir stecken in der Political-Correctness-Falle“, sagt Digel.

Ein paar Wochen vor Beginn der WM tritt Pistorius bei einem Meeting in Budapest an. Am Tag vor dem Rennen gibt es eine Pressekonferenz. Der Raum ist voll besetzt. „Vielleicht gibt es manche, die denken, sie müssten jetzt, nachdem ich mich für die WM qualifiziert habe, ihre Meinung über mich ändern. Deshalb ist es das Beste für mich, dass sich Top-Wissenschaftler weltweit einig darüber sind, dass ich durch meine Prothesen keinen Vorteil habe“, sagt Pistorius. „Es war wichtig für mich, diese Sache durchzustehen. Weil sonst bei meinen Konkurrenten immer die Frage bleiben könnte: Hat er einen Vorteil? Mich hat bislang nie jemand angesprochen, es hat sich nie jemand beschwert.“

Auch in Budapest gibt es keine Klagen. Pistorius ist außer Form, kein ernstzunehmender Gegner, er wird Letzter über die 400 Meter in einer miserablen Zeit.

Mit seiner Bestmarke von 45,07 Sekunden wäre Pistorius bei der Weltmeisterschaft 2009 in Berlin Vierter geworden. Bei der WM in Daegu will er mindestens das Halbfinale erreichen. Wenn er in den Endlauf käme, sagt sein Trainingspartner Talkmore Nyongani, „wäre das eine Sensation“.

Und wenn der Blade Runner in Südkorea eine Medaille gewinnt, das Preisgeld abräumt?

„Dann werden alle noch mal nachdenken“, sagt Nyongani. GERHARD PFEIL

RUDERN

Nur Härte

Der Deutschland-Achter ist seit drei Jahren unbesiegt und Favorit bei der Weltmeisterschaft. Trainer Ralf Holtmeyer pflegt ein darwinistisches System.

Seit anderthalb Stunden quälen sich die acht jungen Männer, ignorieren den Schmerz, sie fassen Wasser mit den Riemen, dann ziehen sie wie Ochsen. Ihr Boot gleitet durch den Dortmund-Ems-Kanal, es fährt zwischen rostigen Spundwänden, vorbei am Gasrußwerk und einer Kornbrennerei. Die acht Männer quälen sich, weil sie ihre verlorene Ehre zurückgewinnen wollen.

Ein paar Meter hinter dem Achter steuert Trainer Ralf Holtmeyer das Begleitboot, eine Schirmmütze schützt ihn vor dem Nieselregen. Er greift zum Megafon und sagt: „Gutes Tempo heute.“ 24 Kilometer sind die Männer gerudert, jetzt ein letzter Spurt, die Spitze ihres Bootes schaukelt im Rhythmus der Schläge. „Gutes Tempo“, sagt Holtmeyer noch einmal, als er an Land geht. „Aber wir müssen aufpassen: Wir dürfen uns nicht zufriedengeben. Wir dürfen nicht satt werden.“

An diesem Morgen in Dortmund-Deusen sind es noch ein Jahr und ein Tag bis zur Eröffnung der Olympischen Spiele in London. Dann will Holtmeyer mit seiner Mannschaft auf dem Dorney Lake in der Grafschaft Buckinghamshire endlich eine Schmach tilgen. Die Schmach von Peking.

Der Achter ist das Flaggschiff des Deutschen Ruderverbandes, eine Marke, die 1959 geboren wurde, dreimal Olympiasieger seitdem, dazu zweimal Silber und einmal Bronze. Doch 2008, bei den Spielen in China, erlitt der Achter Schiffbruch, letzter Platz im Vorlauf, letzter Platz im Hoffnungslauf. Es war eine Blamage.

Danach übernahm Ralf Holtmeyer die Verantwortung für den Deutschland-Achter, er folgte auf den Sachsen Dieter Grahn und startete eine bemerkenswerte Serie.

Seit drei Jahren ist das Boot nun unbesiegt, in 27 Rennen. Bei der Weltmeisterschaft, die am Wochenende in Bled, Slowenien, beginnt, soll der Achter zum dritten Mal nacheinander den Titel holen. Und sich für London qualifizieren.

Schon einmal gab es eine vergleichbare Bilanz: Von 1988 bis 1992 musste sich der Achter nur zweimal geschlagen geben. Der Trainer damals – Ralf Holtmeyer.

Holtmeyer, 55, kommt aus Osnabrück, ein unauffälliger Mann mit etwas zu langen Haaren. Einer, der viel lächelt, wenn er gute Laune hat. Und der seine Worte wägt. Er trainierte 14 Jahre lang die Männer, anschließend 8 Jahre lang die Frauen. Nun ist er zurück bei den Männern.

Holtmeyer sagt, er sei gelassener als früher, als er Ende der Achtziger den legendären Achter um Schlagmann Bahne Rabe trainierte. Er habe gelernt, sagt Holtmeyer, Siege zu genießen und Misserfolge zu verarbeiten. „Ich habe mehr Distanz, bin aber gleichzeitig im Trainingsprozess härter geworden, ich fordere mehr.“ Nur Härte, sagt Holtmeyer, führe dazu, dass man „auch an schlechten Tagen um Gold kämpfen kann“.

Die Besatzung eines Achters zusammenzustellen gleicht einem Puzzle, acht Individualisten müssen ein perfektes Ganzes ergeben. Sie müssen Kraft und Ausdauer besitzen und über die Technik verfügen, die Kraft gut ins Wasser zu bringen. „Wir haben überdurchschnittlich leistungsorientierte Männer, fast alle Studenten, die an der Uni gute Noten schreiben“, sagt Holtmeyer. „Ich versuche, das Optimum aus ihnen rauszuholen.“

MARTIN STEFFEN

Trainer Holtmeyer
„Gutes Tempo“

Sein Vorgänger setzte auf Kontinuität und Gemeinschaftssinn, auf Kameradschaft. Er selbst vertraut auf Wettbewerb, Selektion, Rotation, die individuelle Stärke eines Ruderers. „Im Boot wird nicht interagiert, sondern koagiert“, sagt er. Kein Miteinander also, sondern ein Nebeneinander.

Er meint, Freundschaft spiele keine große Rolle, vor allem Druck erhöhe das Niveau. Holtmeyer sitzt in seinem Büro, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, er sagt: „Wir sind keine Thekenmannschaft. Auf Dauer vertragen sich Harmonie und Erfolg nicht.“

Er hat einen Kader von 14 Athleten, keiner kann sich seines Platzes im Boot sicher sein, es gibt keine Stammcrew. Sebastian Schmidt führte den Achter als Schlagmann in den vergangenen zwei Jahren zum WM-Titel, nun ist er seinen Platz los, weil er zwischenzeitlich die Form verlor, Holtmeyer steckte ihn in den Vierer. „Ich erwarte, dass Sebastian konsequent an sich arbeitet“, sagt er, „nach dem Motto: Dem Holtmeyer zeig ich es jetzt.“

Natürlich will Schmidt zurück ins Paradeboot, sein Nachfolger am Schlag, Kristof Wilke, ahnt, dass vor London ein harter Konkurrenzkampf ausgetragen wird: „Nächstes Jahr kann es ungemütlich werden.“

Holtmeyer pflegt ein darwinistisches System, er testet die Physis der Ruderer am Ergometer, lässt sie in kleinen Booten, im Zweier und Vierer, gegeneinander antreten, um die Wettkampfmoral zu testen. So filtert er die körperlich und mental Stärksten heraus. Holtmeyer will im Training vor allem die Maximalkraft seiner Ruderer steigern, sie ziehen am Ergometer bis zu 550 Watt.

Nach gut zwei Stunden Pause ist es Zeit für die zweite Trainingseinheit des Achters, zwölf Kilometer dieses Mal, 45 Minuten Tunnelblick. Holtmeyer setzt seine Schirmmütze auf, macht das Begleitboot klar. Er spürt keinen Druck, die Favoritenrolle gefällt ihm. „Vorn zu dominieren, der Gejagte zu sein, das ist ein viel schöneres Gefühl, als hinterherzufahren und zu gucken, ob man noch mithalten kann.“ Der Achter rudert los.

MAIK GROSSEKATHÖFER

CHRISTOF KOEPSEL / GETTY IMAGES

Deutschland-Achter: *„Wir sind keine Thekenmannschaft“*

Verendet in der Sperrzone
Etwa 2000 Rinder sind rund um das japanische Kernkraftwerk Fukushima Daiichi in den Ställen verhungert. Überlebende Tiere sollen in einer Farm gesammelt werden, wo sie Wasser bekommen und grasen können.

NORIKO HAYASHI / PANOS PICTURES / DER SPIEGEL

PALÄONTOLOGIE

Dinos am Südpol

Im ursprünglichen Südpolargebiet lebende Dinosaurier trotzten den kalten Temperaturen und der monatelan-

Modell eines Polar-Dinosauriers

gen Dunkelheit offenbar ohne Winterschlaf. Bei der Untersuchung von 110 Millionen Jahre alten Knochen erkannte die US-Paläontologin Holly Woodward, dass sich das Knochengewebe der etwa hühnergroßen Urtiere kaum von demjenigen anderer Dinosaurierarten unterschied. Sie widerlegt damit eine ältere Studie, bei der Forscher eine Art von Jahresringen in den Knochenquerschnitten als Hinweise auf verzögertes Wachstum – und damit auf lange Schlafphasen – gewertet hatten. Woodward: „Solche Ringe sind auch bei Tieren gefunden worden, die in gemäßigten Klimazonen lebten."

ÖLFÖRDERUNG

Dreckiger Alltag auf See

Mehr als 200 Tonnen Öl sind vergangene Woche aus einem Leck an der Shell-Förderplattform „Gannet Alpha" ins Meer gelaufen – eine Umweltsauerei, doch die schlimmste Ölpest in der Nordsee seit vielen Jahren war es nicht. „Grob gesprochen haben wir Öllecks solcher Größenordnung in der Nordsee alle zwei Jahre, und etwa alle fünf Jahre treten Lecks auf, bei denen mehr als 1000 Tonnen austreten", sagt Gøril Tjetland von der norwegischen Umweltschutzorganisation Bellona, die sich auf die Schäden der Öl- und Gasförderung spezialisiert hat. Über 3700 Tonnen Rohöl gelangten beispielsweise im Dezember 2007 im Ölfeld Statfjord vor Norwegen während der Betankung des Schiffs „Navion Britannia" ins Meer. Und auch die ganz normale Ölförderung in der Nordsee ist ein dreckiges Geschäft: Im vorigen Jahr liefen 1500 Tonnen Öl vor Norwegen ins Meer. In Großbritannien waren es im Jahr 2009 sogar schätzungsweise 2900 Tonnen. Die Ölindustrie argumentiert, diese Verunreinigungen seien nicht so schlimm, weil das austretende Öl stark verdünnt und rasch abgebaut werde. Noch gefährlicher als das Öl selbst sind allerdings laut Bellona-Expertin Tjetland hochgiftige Chemikalien, etwa Bohrspülungen, die bei Unfällen ins Meer fließen. 2010 waren das vor Norwegen mehr als 5700 Tonnen. Diese Chemikalien können sich in Fischen anreichern und ihr Hormonsystem beeinträchtigen.

REUTERS

Shell-Förderplattform „Gannet Alpha" vor der schottischen Küste

ERZIEHUNG

Abschied vom Gehorsam

Heutige Väter wünschen sich von ihren Kindern vor allem eines: dass sie erhobenen Hauptes durchs Leben gehen. In einer bislang unveröffentlichten Studie der „Hessenstiftung – Familie hat Zukunft“ wurden vorwiegend aus der Mittelschicht stammende Väter nach ihren Erziehungszielen befragt. Unter 28 Eigenschaften landete dabei an erster Stelle „Selbstbewusstsein“. Danach folgten „Neugierde“, „emotionale Stabilität“ und „Verantwortlichkeit“. „Gehorsam“ hingegen, früher für Eltern von zentraler Bedeutung, bewerteten die heutigen Väter als die unwichtigste Kompetenz für ihre Töchter und Söhne. Auch von ihrer Schlüsselrolle bei der charakterlichen Prägung des Nachwuchses waren die Befragten überzeugt: Knapp die Hälfte der Väter sahen sich in der jungen Familie als „Mit-Erzieher, gleichwertig mit der Mutter“.

TETRA / BILDAGENTUR-ONLINE

Familienvater mit Kleinkind

ERFINDUNGEN

Detektor für Knockout-Drogen

Forscher von der Universität Tel Aviv haben einen Schnelltest entwickelt, mit dem sich K.-o.-Tropfen in Getränken aufspüren lassen. Der neuartige Sensor sitzt an der Spitze eines Instruments, das beim marktfertigen Produkt wie ein Glasstäbchen zum Umrühren aussehen könnte. Kommt er mit K.-o.-Tropfen im Cocktail in Berührung, erfolgt in Sekundenschnelle eine sichtbare chemische Reaktion. Kriminelle mixen K.-o.-Tropfen in Getränke, um ihre Opfer zu betäuben. Nach Angaben der Wissenschaftler haben sich mit dem Detektor bei Hunderten Laborversuchen die Knockout-Drogen GHB und Ketamin zuverlässig nachweisen lassen: „Die Technik hat bisher fehlerfrei funktioniert“, berichtet Chemiker Fernando Patolsky. Derzeit arbeiten die Forscher daran, den Sensor auch auf das Schlafmittel Rohypnol zu dressieren. Offen ist allerdings noch, wie die potentiellen Opfer möglichst dezent gewarnt werden könnten. Denkbar, so die israelischen Wissenschaftler, wäre ein Lichtsignal im Stäbchen – oder, noch unauffälliger, eine Botschaft ans Handy.

RAUCHEN

„Grausam ist die Wirklichkeit“

BERT BOSTELMANN / BILDFOLIO

Martina Pötschke-Langer, 60, vom Deutschen Krebsforschungszentrum in Heidelberg, über die Wirkung abschreckender Bilder auf Zigarettenpackungen

SPIEGEL: In den USA sollen ab nächstem Jahr drastische Fotos vor den Gesundheitsgefahren des Rauchens warnen. Wann kommen die Bilder von Tumoren und ausgefallenen Zähnen auch zu uns?

Pötschke-Langer: Das hängt von der Politik ab. Wir Mediziner fänden es sehr wünschenswert, dass man die Menschen auch hier durch Schock-Bilder aufrüttelt.

SPIEGEL: Werden die Raucher nicht schon genug gequält?

Pötschke-Langer: Das ist keine Frage des Quälens. Die Akzeptanz von bildlichen Warnhinweisen ist auch unter Rauchern sehr hoch.

SPIEGEL: Die Raucher haben nichts dagegen, Bilder vom Lungenkrebs gezeigt zu bekommen?

Pötschke-Langer: Sie müssen die Fotos nicht mögen, aber sie setzen sich durch sie stärker mit den Gesundheitsgefahren auseinander.

SPIEGEL: Was ist über den Abschreckungswert solcher Bilder bekannt?

Pötschke-Langer: Raucher in Ländern mit bildlichen Hinweisen sind besser über die Folgen des Zigarettenkonsums informiert. Sie sind eher motiviert, mit dem Rauchen aufzuhören.

SPIEGEL: Steht nicht längst alles Wissenswerte auf den Schachteln?

Pötschke-Langer: Bei reinen Textwarnungen gibt es einen starken Gewöhnungseffekt.

SPIEGEL: Aber es wird immer Menschen geben, die es nicht schaffen, mit dem Rauchen aufzuhören.

Pötschke-Langer: Sicher, Nikotin hat ein hohes Suchtpotential, das durch Zusatzstoffe noch weiter verstärkt wird.

SPIEGEL: Beschleicht Sie manchmal der Gedanke, dass aus Prävention auch Psychoterror werden könnte?

Pötschke-Langer: Die wirkliche Grausamkeit erleben wir in den Operationssälen. Was wir da sehen, reicht nicht im Entferntesten an die Drastik der Warnhinweise heran.

REA/LAIF (L.); PICTURE ALLIANCE (R.) IMAGEBROKER / VARIO IMAGES

Schock-Fotos auf Zigarettenpackungen in Brasilien, Frankreich, Thailand

Kunstfigur im Computer beim Gebärden*: *Frau Flunsch regiert das Pickelhaubenland*

LINGUISTIK

Prof. Haartolles Wortgestöber

Mit Computern und 3-D-Kameras kartieren Hamburger Forscher ein kaum ergründetes Territorium: die deutsche Gebärdensprache. Bayern machen andere Gebärden als Berliner, Junge andere als Alte. Das weltweit einmalige Wörterbuch soll sich interaktiv mit Gesten durchsuchen lassen.

Wenn das Gespräch beginnt, kehrt Stille ein. So lebhaft sie auch plaudern an diesem Abend in Göttingen, so ist doch kein Laut zu vernehmen. Denn die, die hier miteinander reden, hören nicht.

Zur Diskussion geladen hat Susanne König vom Institut für Deutsche Gebärdensprache der Uni Hamburg. Mit einem Team von Kollegen und einem mobilen Studio reist sie kreuz und quer durchs Land, um ein kaum kartiertes Terrain zu vermessen: die Sprache der Gehörlosen.

Die Diskutanten haben die Welt um sich vergessen: das mobile Videostudio, die drei Computermonitore, die Scheinwerfer, die fünf Kameras, hochauflösend und in 3-D. Hinter dem blauausgekleideten Verschlag sitzt ein Techniker und überwacht den Gestenschwall, der dann auf Festplatten kopiert und nach Hamburg geschafft wird – ein weiterer Baustein für ein Gebärdensprach-Wörterbuch der Zukunft namens „DGS-Korpus“.

Während König spricht, macht sie parallel die passenden Gebärden, das hat sie sich angewöhnt, seit sie mit einem Gehörlosen verheiratet ist. Vor 15 Jahren hat sie als Schülerin den Film „Gottes vergessene Kinder“ gesehen, seither liebt sie die Gebärdensprache. Wenn sie sich vorstellt, tut sie so, als setze sie sich eine Krone auf: das Zeichen für „König“.

Leicht ist das lautbegleitende Gebärden nicht, denn die Deutsche Gebärdensprache (DGS) gehorcht einem anderen Satzbau als das gesprochene Deutsch. Vor allem aber kennt sie keine Schriftform; sie lässt sich weder mit Notizblock noch mit Mikrofon festhalten. Ebendas macht das Projekt so aufwendig.

„Dem Volk aufs Maul geschaut“ nannte Martin Luther seine Methode, als er die Bibel übersetzte – und damit einen Impuls setzte für die weitere Entwicklung des Hochdeutschen. Ähnlich könnte auch das Projekt DGS-Korpus funktionieren.

Mit dem Siegeszug der 3-D-Technik in Kino und Spielen scheint nun erstmals eine Art Schriftkultur des Gebärdens möglich, basierend nicht auf Stift und Papier, sondern auf 3-D-Kameras. Gestencomputer könnten für Gehörlose so grundlegend werden wie es Gutenbergs Buchdruck war für das gesprochene Wort: Die Gebärdensprache tritt ein ins Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit.

Doch um Gestencomputer zu füttern, müssen zunächst Daten erhoben werden. Aus den Gebärden, die sie den Informanten von den Händen ablesen, wollen König und ihre Kollegen einen Grundwortschatz von 6000 Einträgen destillieren.

Das klingt bescheiden, verglichen mit den rund 135 000 Einträgen des Duden. Und doch ist die Herausforderung immens. Denn weil sie nirgends schriftlich

* Aus dem Programm „Dicta-Sign“.

„Angela Merkel“

„Fernseher“

festgehalten ist, mutiert die Gebärdensprache schnell und bunt. Über 130 Gebärdensprachen weltweit sind bekannt, selbst Kleinstädte pflegten eigene Dialekte, sagt König. Für das Wort „Garten“ etwa gebe es mindestens 20 Gebärden: Im Osten harke man ein Beet, in Bayern lege man Samen in eine Furche, in Berlin streife ein Finger mehrmals die Nasenspitze – warum auch immer.

Oder der Name der Kanzlerin: Zwar wird er im Politikkanal Phoenix brav mit zwei Fingern an der Stirn gebärdet, der Geste für „merken“. Doch inoffiziell hat sich der mit der Hand heruntergezogene Mundwinkel durchgesetzt: Frau Flunsch. Altbundeskanzler Schröder kommt allerdings nicht besser weg. Sein Gebärdenname besteht aus einer kippelnden Handfläche: Herr Wankelmut.

Rund 80 000 Gehörlose leben in Deutschland, etwa jeder tausendste Bürger ist also gehörlos. Sie leben übers ganze Land verstreut, viele haben sich daher mit Familie und Freunden ein eigenes Vokabular zusammengebastelt. „Das Improvisieren ist wichtiger Teil der Sprachpraxis“, sagt König. Auch sie hat mit ihrem Mann eine Art Privatsprache entwickelt.

Um eine möglichst große Fülle der unkartierten Gesten zu erfassen, tingelt König mit ihrer stummen Talkshow durch insgesamt zwölf deutsche Städte, von Rostock bis München. Parallel laufen ähnliche Projekte in anderen Ländern, um Vergleiche zu ermöglichen.

Die Videomitschnitte sind dabei nur der Startschuss für einen akademischen Marathon. Denn anschließend müssen Linguisten jeden kleinsten Fingerzeig am Rechner ins „Hamburger Notationssystem“ übertragen. Pro Minute Video fallen über 300 Minuten Auswertungszeit an.

Wenn alles nach Plan läuft, ist der DGS-Korpus im Jahr 2023 fertig. „15 Jahre für ein Wörterbuch, das ist eigentlich nicht viel“, meint König: „Das Projekt der Gebrüder Grimm hat über hundert Jahre gebraucht.“ In Göttingen hatten Jacob und Wilhelm Grimm die Grundüberlegungen für das „Deutsche Wörterbuch“ entwickelt, das die zersplitterte Kulturnation einen sollte. Bald fühlten sie sich geradezu „eingeschneit“ von der „masse der aus allen ecken und ritzen andringenden Wörter“.

AMIN AKHTAR

Informatiker Hanke (r.), Mitarbeiter*
Der Typ mit dem Langen Hals

Eine halbe Million Gigabyte an Rohdaten hat das Hamburger Institut bereits gesammelt, Größenordnungen, wie man sie sonst eher aus der Klimaforschung kennt. „Ein Meilenstein, der in die deutsche Gehörlosengeschichte eingeht“, freut sich Jürgen Stachlewitz, Moderator der Sendung „Sehen statt Hören“.

Doch nicht alle Gehörlosen teilen diese Begeisterung. Schließlich gebe es doch schon den „Kestner“, sagen viele, ein digitales Nachschlagewerk, das man sich sogar als App auf das iPhone laden kann.

„All diese Sammelei, und dann kommen am Ende ganze 6000 Gebärden heraus“, sagt Karin Kestner. Vor zwei Jahren hat sie das erste videobasierte DGS-Wörterbuch auf den Markt gebracht. „Wir haben es in kürzester Zeit auf dreimal so viele Wörter gebracht“, sagt sie: „Und wir verdienen Geld damit.“

Der Verlag Karin Kestner sitzt in Schauenburg bei Kassel und hat derzeit so etwas wie ein Monopol. Der Kestner ist sozusagen der Duden für Gebärdensprache. Doch genau das sei das Problem, kritisieren viele Linguisten. Denn der Kestner ebne die Nuancen der Gebärdensprache

* Mit Sensor zur Erkennung von Gebärden.

ein, indem er den Raum Kassel zum Sitz des Gebärden-Hochdeutsch erhebt.

Solche Normen lehnen die Hamburger Gebärdenforscher ab. Ohnehin wollen sie weit mehr als nur ein präziseres Wörterbuch machen. Sie wollen den ganzen Kulturraum der Gebärden ausloten.

Wenn Institutsleiter Christian Rathmann Seminare hält, hängen 60 Studierende an seinen Händen. Seine Gesten sind flüssig, seine Formulierungen dynamisch, mit einem Einschlag von Berliner Zackigkeit und einem Schuss American Sign Language (ASL). Er ist Deutschlands erster und einziger gehörloser Professor.

Wenn er sich vorstellt, wogt seine rechte Hand am Kopf entlang wie eine Lockenfrisur: Haartolle ist sein Gebärdenname. Er hat ihn als Kind bekommen. Selbst wenn er einmal eine Glatze haben sollte, hieße er noch immer so.

Die Studenten sitzen im Halbkreis, in der Mitte zwei Dolmetscherinnen, die sich mit der Übersetzung ins Deutsche abwechseln. Ihre Gebärdennamen sind Lockenkopf und Spitznase.

Professor Haartolle hat die Gebärdensprache nicht von Eltern oder Lehrern gelernt, sondern von Freunden im Kindergarten. Im Unterricht lernten sie Lippen zu lesen, in der Pause machten sie sich ihren eigenen Reim auf die Welt, mit Händen, Fingern und Improvisation. Fehlte ihnen ein Wort, erfanden sie ein neues.

In Amerika entdeckte Rathman eine neue Welt, als er ein Summer Camp mitmachte. Dort gibt es sogar eine eigene Gehörlosen-Uni, die einzige weltweit, gegründet 1856: die Gallaudet University nahe Washington, wo alles in Gebärdensprache stattfindet, Vorlesungen, Theater, Diskussionen, Prüfungen, Flirts.

In diesem Mekka der Gebärdensprache studierte Rathmann, bevor er weiterzog nach Texas. Notwendigerweise wurde er polyglott, seine Dissertation schrieb er auf Englisch und verteidigte sie in ASL, der amerikanischen Gebärdensprache. Wenn er Russen oder Chinesen trifft mit ihren eigenen Gebärden, einigt er sich oft schon nach Tagen auf ein gemeinsames Vokabular, das genügt, um Witze zu erzählen. Rathmann lacht viel.

Im Seminar berichtet er von Sprachen, die überall auf der Welt spontan entstehen: in Dörfern, bei Beduinen und auch in deutschen Kindergärten. Er erzählt von der Insel Martha's Vineyard vor der Ostküste der USA, wo noch Anfang des 20. Jahrhunderts so viele Gehörlose lebten, dass jeder Einwohner parallel zur Lautsprache gebärdete, ohne groß darüber nachzudenken. Erst als die Insel eine bessere Fährverbindung bekam, verschwand die kritische Masse der Gehörlosen und damit die Zweisprachigkeit.

In vielerlei Hinsicht gilt Amerika als das Gelobte Land der Gebärdensprache, Deutschland dagegen als ihr Feind, seit beim sogenannten Mailänder Kongress 1880 hiesige Pädagogen ihre europäischen Nachbarn drängten, voll auf Lippenlesen und Lautsprache zu setzen. Wer fortan beim Gebärden erwischt wurde, bekam damals häufig sogar Prügel angedroht.

AMIN AKHTAR

Dolmetscherinnen in Hamburger Gebärdensprache-Seminar: *Lockenkopf und Spitznase*

Die preußische Zwangsintegration der Gehörlosen floppte; die Gebärdensprache blühte weiter, allerdings im Verborgenen. 2007 unterschrieb Deutschland dann die Behindertenkonvention der Vereinten Nationen und stellte damit die Gebärden- der Lautsprache gleich.

Wer gebärdet, spricht eine vollwertige Sprache – diese Erkenntnis ist rund 50 Jahre jung und stammt aus den USA. Als William Stokoe behauptete, dass ASL sich analysieren lasse wie jede andere Sprache auch, wurde er zunächst verlacht, dann offen angefeindet. Der Pionier, dessen Namen man „Stoki" ausspricht, war Dozent an der Gehörlosen-Uni Gallaudet, ein Spezialist für Alt- und Mittelenglisch, für Chaucer und für Minnelyrik. In seiner Freizeit spielte er Dudelsack – es konnte ja niemanden stören.

Stokoes Gebärdensprache war stockend, ständig verhaspelten sich seine Hände. In seiner Not legte er sich selbst eine rudimentäre Gebärdengrammatik zurecht. Er sammelte 3000 Wörter und beschrieb jedes von ihnen anhand von 19 Handformen und 24 Bewegungsarten.

„Die Gebärdensprache zu knacken ist vergleichbar mit der Entschlüsselung des Rosettasteins."

Und dieses Gefuchtel sollte eine echte Sprache sein? Die Fachwelt spottete, doch Stokoe ließ sich nicht beirren – und behielt am Ende recht. „Die Gebärdensprache zu knacken ist vergleichbar mit der Entschlüsselung des Rosettasteins", schreibt der amerikanische Neurologe und Bestsellerautor Oliver Sacks.

Stokoes Gebärdengrammatik war der Grundstein, auf dem das Selbstbewusstsein der amerikanischen Gehörlosen bis heute fußt. Auf diesen Schultern stehen nun Christian Rathmann und sein Wörterbuch-Team aus Gebärdenlinguisten.

Aber was heißt schon Linguist? Das Wort bezieht sich auf die Zunge, wie viele andere Fachbegriffe ist es auf die Welt der Hörenden fixiert: „Phonetik", „Mündlichkeit", „Satzmelodie". Rathmann verwendet sie notgedrungen, auch wenn er von Gebärden spricht.

„Das sind einfach historisch bedingte Termini", lacht Rathmann und fängt an, Gebärden zu zeigen, die ebenfalls aus einer fernen Zeit zu kommen scheinen: Er dreht mit beiden Händen an imaginären Knöpfchen – die Gebärde für Fernsehen, erschaffen lange vor der Zeit der Fernbedienung. Oder das Zeichen für Deutschland: eine imaginäre Pickelhaube.

Doch viel mehr interessieren ihn die taufrischen Gebärden, die gerade erst erfunden wurden: Das iPad zum Beispiel gebärdet er, indem er mit einem Finger auf eine Handfläche tippt.

Um das Wortgestöber aus Gesten einzufangen, setzt sein Hamburger Institut auf modernste Technik. Sein Mitarbeiter Thomas Hanke hat die Steuerung einer Spielkonsole vor sich aufgebaut. „Was die Akzeptanz der Gebärdensprache angeht, hinken wir 20 Jahre hinter den USA her", sagt er. „Hier können es sich Fluggesellschaften noch leisten, die Sicherheitseinweisung vor dem Start ohne Gebärdenübersetzung zu machen. Und am Bahnhof heißt es: „Achten Sie auf die Lautsprecherdurchsage."

Wenn Hanke gebärdet, beginnt er unbewusst zu flüstern, als wollte er die Stille nicht stören. Der studierte Informatiker ist Mitte vierzig, seit über 20 Jahren arbeitet er am Institut. Sein Gebärdenname

ist eine aufsteigende Handgeste: der Typ mit dem Langen Hals.

Das Internet, sagt er, bringe riesige Vorteile mit sich, vor allem Videokonferenzdienste wie Skype eröffnen Gehörlosen eine neue Welt. Und doch müssen sie, wenn sie etwas nachschlagen oder nachlesen wollen, auf ihre erste Fremdsprache zurückgreifen: Deutsch.

Das möchte Hanke ändern – und setzt dazu auf die Spielkonsolensteuerung „Kinect“ von Microsoft. Kinect ist ein Raumsensor, der die Steuerung von Computern mit Körperbewegungen ermöglicht. Seit dem Weihnachtsgeschäft hat er sich über zehn Millionen Mal verkauft. Auch Hanke hat einen angeschafft für das Institut – nicht, um in Spielen Gegner zu meucheln, sondern um so etwas wie ein Gebärdenbuch zu entwickeln.

Hanke stellt sich vor seinen Rechner, der längliche Kinect-Sensor verfolgt jede seiner Bewegungen. Hanke hebt die Hände, als wollte er sich ergeben, das ist das Startsignal. Dann formt er mit den Händen eine kleine Brücke vor seiner Brust. Das System hat ihn verstanden: „Brücke“ steht auf dem Monitor, dazu macht ein kleiner bunter Avatar, eine Art Spielfigur, Hankes Geste nach, wieder und wieder.

Nächster Test: Hanke pikst mit dem Daumen der Rechten auf die Handfläche der Linken, als stellte er eine kleine Säule auf. Wieder erkennt der Rechner den richtigen Begriff: „Athen“. Und übersetzt ihn sogar in die englische Gebärdensprache: vier Finger auf der Handfläche.

Noch ist das System ein Prototyp, es beherrscht nur wenige Wörter. Hankes Team entwickelt es mit Kollegen an der britischen University of East Anglia im Rahmen des Projekts „Dicta-Sign“, von der EU mit fast vier Millionen Euro gefördert. Ziel ist ein Aufschreibsystem für Gebärden: interaktiv und vierdimensional, eine „Schrift“ in Raum und Zeit.

In Hamburg plant man derzeit die nächsten Schritte. „Um die Gebärdensprache populärer zu machen, könnten wir im Internet kleine Geschichten präsentieren oder den Witz der Woche“, sagt Susanne König.

Den Witz der Woche? Auch danach hat sie gefragt auf ihrer Expedition durchs Pickelhaubenland – und ist dabei auf teils skurrilen Humor gestoßen.

Die Frau mit der Krone erzählt mit Stimme und Händen: „Der Integrationsbeauftragte hat die totale Gleichstellung aller Behinderten erreicht. Jetzt ist er gestorben. Drei Behinderte stehen vor seinem Grab: ‚Danke für das, was du für uns getan hast‘, sagt ein Blinder und wirft gerührt seinen Stock auf den Sarg. ‚Danke für alles‘, sagt ein Gelähmter und kippt seinen Rollstuhl hinab. ‚Danke‘, gebärdet der Gehörlose – und schubst einen Übersetzer ins Grab.“

Hilmar Schmundt

FOTOCREDIT

FOTOCREDIT

ULLSTEIN BILD (O.); ESPEN EICHHÖFER / OSTKREUZ (L.); OLIVER LANG / DAPD / DDP IMAGES (R.)

Museumsgründer Virchow 1896, Exponate: *„Abweichender Verlauf der Lebensvorgänge“*

MEDIZINGESCHICHTE

Trübsal im Gruselkabinett

Die Sammlung des Pathologen Rudolf Virchow ist in Gefahr: Die Charité erwägt, ihr Medizinhistorisches Museum abzuwickeln. Landen die weltweit einmaligen Präparate im Sondermüll?

Den größten Gruselfaktor in Berlins reicher Kulturlandschaft verströmt das Medizinhistorische Museum der Charité. Schon so mancher Besucher, berichtet Museumschef Thomas Schnalke, sei beim Anblick der Exponate ohnmächtig geworden und „mit dem Kopf auf den Steinboden des Hauses geprallt“.

Zu sehen sind in der ständigen Ausstellung deformierte Gehirne, verzottete Herzen und verharzte Lungen, die einst der Berliner Pathologe Rudolf Virchow (1821 bis 1902) in Formaldehyd eingelegt hatte.

Doch vergangene Woche fuhr auch Schnalke der Schreck in die Glieder; ihn traf schlechte Kunde aus dem eigenen Haus: Bei einem kürzlichen Treffen des Charité-Vorstands wurde eine Abwicklung der populären Ausstellung diskutiert. Nach Berichten der Lokalpresse wiegelte

ESPEN EICHHÖFER / OSTKREUZ

Virchow-Sammlung im Medizinhistorischen Museum: *Verzottete Herzen, verharzte Lungen*

der Vorstand ab: „Eine Schließung des Museums ist derzeit nicht geplant." Doch das ist nicht die ganze Wahrheit.

Laut Sitzungsprotokoll vom 28. Juni hat der Vorstand die Mitarbeiterin E. aus dem Controlling beauftragt, bis September „Möglichkeiten der weiteren Entwicklung auszuarbeiten" – was vielversprechend klingt, ist tatsächlich überaus deprimierend für Schnalke und Anlass für Trübsal: Zur Wahl stehen etwa die Optionen „Schließung" oder „Verlagerung an andere Museen".

Wegen der drohenden Schließung empören sich nicht nur Fans der berühmten Präparatesammlung, sondern auch viele Mitarbeiter der Charité. „Das Museum wird fallengelassen von einem Vorstand, der nicht weiß, was er da an medizinhistorischem Erbe und an unwiderbringlichen Kostbarkeiten zerstört", kritisiert Michael Tsokos, Chef der Rechtsmedizin.

Tatsächlich ist Virchows Sammlung von Schädeln, Organen, Föten und Gliedmaßen weltweit einzigartig. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte der Erfinder der modernen Pathologie eine regelrechte Sammelwut.

Durch Krankheit und Siechtum bedingte anatomische Abnormitäten, die „den abweichenden Verlauf der Lebensvorgänge" abbilden, interessierten Virchow besonders. So wuchs über Jahrzehnte ein Gruselkabinett heran, das in Teilen bis heute den Kern der Ausstellung im Museum bildet.

Ab 1899 zeigte Virchow in seinem Backsteinbau am Spreeufer Stahlvitrinen, vollgestopft mit Schaurigem: durch Knochentuberkulose verursachte Wucherungen am Kniegelenk ebenso wie den durch einen Steckschuss perforierten Schädel eines Mannes.

Seine Stücke bezog Virchow in aller Regel von Patienten, die in der Charité verstorben waren. Verstopfte Herzen und von Zirrhose vernarbte Lebern präsentierte der agile Greis, damals schon beinahe 80-jährig, als Mahnung gegen die einsetzende Fettlebe im Kaiserreich.

Nach Virchows Tod 1902 sammelten seine Nachfolger fleißig weiter. Im Zweiten Weltkrieg wurden die Bestände durch einen Bombentreffer dezimiert. Zu DDR-Zeiten verkam das Museum zur Rumpelkammer. Erst ab den späten siebziger Jahren wurden Teile der Sammlung wieder öffentlich zugänglich gemacht.

1998 wurde das Museum in seiner jetzigen Form wiedereröffnet – bestehend aus Virchows Schätzen und den später hinzugekommenen Kuriositäten aus dem Medizinalltag der Charité, darunter auch jener berühmte 60 Kilogramm schwere Darm, der seinen Träger in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts regelrecht von innen zerquetscht hat.

Der 32-jährige Patient litt unter einem Kotstau; operativ wäre das Problem schon damals lösbar gewesen. „Warum ist der Mann nicht zum Arzt gegangen?", rätselt Schnalke noch heute angesichts des baumstammdicken Megacolons.

Was an weiteren Kostbarkeiten in der Sammlung schlummert, ist längst nicht in seiner Gänze bekannt. „Wir haben den Schatz noch nicht vollständig gehoben", sagt Schnalke. Auf etwa 800 Quadratmeter Depotfläche lagert zwischen Amputationssägen und Lehrtafeln allerlei Unbekanntes.

Doch die Katalogisierung kommt kaum voran. „Das ist kein Depot, das diesen Namen verdient", klagt Schnalke, „wenn Sie da reingehen, fallen Sie hintenüber."

Derzeit sind die Bestände wüst über das Gelände der Charité verstreut. Daraus versucht der Vorstand dem Museumsdirektor nun einen Strick zu drehen. „Der Schnalke hat an Lagerhallen angemietet, was er nur finden konnte", beklagt die Sprecherin der Charité, Stefanie Winde. Erst jetzt sei herausgekommen, in welchem Ausmaß der Medizinhistoriker in den vergangenen Jahren mit dem Geld geprasst habe.

Nun muss Schnalke erdulden, dass ihm der Charité-Vorstand eine Art Manager als Aufpasser an die Seite stellt. Zudem wird das Budget des Museums ab sofort um rund ein Viertel auf 560 000 Euro zusammengestrichen.

Ein bemerkenswerter Vorgang, denn Schnalkes Haus arbeitet recht erfolgreich. Allein die Forensikschau „Vom Tatort ins Labor" (2009) lockte im Jahresdurchschnitt 120 000 Besucher an. Etwa ein Drittel seiner Kosten spielt das Museum durch Kartenverkäufe selbst ein – eine Seltenheit in der hochsubventionierten Museumswelt.

Dass die Sammlung Virchows tatsächlich auf andere Museen verteilt werden könnte oder sich ein reicher Sponsor findet, gilt unter Kennern als unwahrscheinlich. Denkbar wäre der Ausverkauf eines Teils des Bestandes; insbesondere historische medizinische Geräte und Apparate sind begehrt. „Es gibt Antiquitätenhändler, die würden sich danach die Finger lecken", meint Schnalke.

Weniger gut stünde es um das Herzstück der virchowschen Sammlung: die Präparate. Es gibt keinen Markt für verwachsene Föten und verknotete Gedärme. Die einst mit Leidenschaft zusammengetragenen Exponate drohen dann auf dem Sondermüll zu landen.

Doch so weit ist es noch nicht. Ein Geheimplan sieht vor, das Museum samt seiner Sammlung in die Stiftung Preußischer Kulturbesitz zu überführen. Dass Schnalke und der Charité-Vorstand in Zukunft gedeihlich zusammenarbeiten, scheint ohnehin unwahrscheinlich.

Wie man zum Nutzen der eigenen Interessen mit seinen Vorgesetzten umspringen kann, müsste Schnalke erst noch von Virchow lernen: Der Medicus hatte sein Institut einst derart mit Präparaten vollgestopft, dass sich unter der Last in den Wänden Risse bildeten und die Raumdecken bedenklich bogen.

Also ließ der energische Arzt sich ein komplett neues Pathologisches Institut bauen, mit reichlich Platz für das Monstrositätenkabinett – sein „liebstes Kind".

Frank Thadeusz

INTERNET

Surfbrett mit Motor

Wenn die Intelligenz vom Rechner ins Netz wandert, macht das vieles im Internet einfacher – auch die Spionage.

Manche Revolutionen bemerkt man kaum, sie schleichen sich durch die Hintertür ins Leben, bis man sich irgendwann gar nicht mehr vorstellen kann, wie die Welt vorher aussah. HTML5 könnte dazugehören. Hinter dem unscheinbaren Kürzel verbirgt sich eine neue Art, das Internet zu nutzen: kinderleicht, persönlich, dreidimensional. Und ziemlich gefährlich.

Die Vorteile sind gewaltig: „Früher war zum Beispiel das Programmieren von Computerspielen eine Art Geheimwissenschaft“, sagt Philipp Slusallek. „Aber bald kann das fast jeder.“ Slusallek leitet am Deutschen Forschungszentrum für Künstliche Intelligenz in Saarbrücken den Forschungsbereich „Agenten und Simulierte Realität“. Auch er arbeitet an neuen Methoden, die ähnlich wie HTML5 die Fähigkeiten des Netzes steigern sollen.

Um vorzuführen, was er meint, öffnet Slusallek eine Website, die ein Auto zeigt, in seinem Lack spiegelt sich die Wüste ringsum. Ein Klick, und das eben noch blaue Auto ist rot. Ein weiterer Klick, und es steht in einer Winterlandschaft, die sich im Lack spiegelt.

„An jedem Effekt hätten Grafiker früher tagelang gebastelt“, sagt Slusallek, „jetzt können Website-Besucher das selbst machen, mit ein paar Klicks.“

Die vier Buchstaben mit der 5 stehen für einen neuen Web-Standard. Voraussichtlich ab 2014 soll er regeln, wie Websites strukturiert werden. Welche Elemente den offiziellen Segen bekommen, ist unklar. Das entscheidet praktisch allein Ian „Hixie“ Hickson, ein in der Schweiz geborener Google-Informatiker, der von bösen Stimmen als „Diktator auf Lebenszeit“ bezeichnet wird. Die moralische Autorität wird ihm vom World Wide Web Consortium verliehen, dessen Direktor Tim Berners-Lee ist, der Vater des Web.

Klar ist nur eines: Neue Regelwerke mit Kürzeln wie HTML5, XML3D oder WebGL lassen herkömmliche Sites alt aussehen wie einen verstaubten Zettelkasten. Wer bisher Musik hören, Spiele spielen oder Videos schauen wollte, der musste seinem Browser mit kleinen Hilfsprogrammen und Plug-ins auf die Sprünge helfen. Die neuen Standards bieten all das aus einem Guss, und noch viel mehr: Künftig wird das Surfen gleichsam mit Außenbordmotor möglich sein.

„Hier ist eine dreidimensionale Ansicht unserer Uni“, sagt Slusallek und schwebt aus der Vogelperspektive über das Gebäude, in dem er sitzt. Ein Klick, und ein Video poppt auf; ein Klick, und Slusalleks Aufenthaltsort wird eingeblendet; ein Klick, der Busfahrplan erscheint. Was bislang als staubtrockene Informationslawine daherkam, wirkt einladend wie ein buntes Spiel.

Slusallek arbeitet derzeit an einem Vorschlag für einen 3-D-Standard, aber auch andernorts überbieten sich die Programmierer mit Demonstrations-Websites, allen voran natürlich die Strategen des Werbekonzerns Google, die mit HTML5 ihrem alten Traum ein großes Stück näher kommen: der Ablösung des Desktop-Computers. In Zukunft soll man am Handy problemlos all das tun können, was lange nur an richtigen Computern ging: Fotos bearbeiten, Videos schneiden, Spiele programmieren. Eric Schmidt, Ex-Chef von Google, schwärmt: Künftig sei der Browser der Computer.

Mitte Juni hat Google die ersten Notebooks mit seinem Web-Betriebssystem Chrome OS auf den Markt gebracht – ein Großangriff auf Microsoft. Chrome OS gilt als Vorreiter für das, was HTML5 wird leisten können. Der Standard ist zugeschnitten auf das Cloud Computing: den Zugriff kleiner, dummer Geräte auf gigantische Rechenzentren. Ein Clou dabei sind die sogenannten Dom-Speicher: Falls die drahtlose Verbindung abreißt, sollen auch große Datenmengen lokal auf dem Rechner zwischengespeichert sein. Das ist praktisch – allerdings auch für Datenkraken, Langfinger und Spammer.

„Man muss da sehr aufpassen“, sagt Slusallek, „in Zukunft zieht man teils große Datenmengen direkt aus dem Internet auf die Grafikkarte, so ließe sich auch Schadcode einschmuggeln.“

Schon haben Sicherheitsforscher ausprobiert, was möglich sein wird: Evercookies etwa, ein ganzer Strauß aus Spitzeldateien, die sich fest auf dem Rechner einnisten und schwer aufzuspüren sind.

„Wenn eine Website einfach mal zehn Megabyte auf den lokalen Speicher ablegt, sind das keine Cookies mehr, sondern ganze Datenbanken“, sagt Claudia Eckert, Fraunhofer-Expertin für Informationssicherheit. „Bei dieser Vorstellung kräuseln sich mir die Zehennägel.“

Ihre Arbeitsgruppe hat daher den „Privacy Violation Detector“ (kurz: Prividor) entwickelt, ein Frühwarnsystem, das übergriffigen Datenkraken auf die Schliche kommen soll. Derzeit wird es vom Auftraggeber getestet: dem Bundesdatenschutzbeauftragten Peter Schaar.

Prividor setzt auf ähnliche Taktiken wie potentielle Angreifer: Er sammelt an einem zentralen Rechner verdächtige Vorgänge auf Endgeräten und überprüft die Urheber-Sites auf Spionagemethoden, und das wieder und wieder.

Das Netz soll also schützen vor dem Netz – doch ob dieses Werkzeug mithalten kann mit dem Tempo der frisch frisierten Surfbretter, wird sich erst noch erweisen müssen. Hilmar Schmundt

Aufbruch im Netz Vor- und Nachteile der neuen Web-Standards

DER SPIEGEL

VORTEILE

3-D: Räumliche Objekte lassen sich leicht drehen, verschieben und verändern.

Geo-Location: Auf Wunsch kann man den Rechner über den Browser orten lassen.

Video: Audio- und Filmdateien lassen sich ohne Hilfe eines Plug-ins abspielen.

Dom-Speicher: Web-Dateien bleiben lokal verfügbar, wenn die Netzverbindung abreißt.

NACHTEILE

Unfertig: Die Standards sind noch nicht verabschiedet, es gibt viele Varianten.

Datenschutz: Geo-Location und Dom-Speicher erleichtern es, Nutzer auszuspionieren.

KRIMINALISTIK

Böse Tasche

Mit elektronischen Kaufhausdetektiven geht der technische Kampf gegen Ladendiebe in die nächste Runde.

Ein Wischmopp, zwei Büstenhalter und ein Paar Massagehandschuhe – mit bescheidener Beute war der Afroamerikaner in einem Billigkaufhaus beim Klauen erwischt worden. Rein äußerlich erfüllte er wohl perfekt das Klischee eines Ladendiebs.

Doch die nähere Überprüfung seiner Personalien ergab eine Überraschung: Der Mann war Berater des damaligen US-Präsidenten George W. Bush und seinerzeit ranghöchster schwarzer Mitarbeiter im Weißen Haus. Sein Jahresverdienst belief sich auf 161 000 Dollar. Amerika rätselte über den merkwürdigen Kriminalfall. Der Täter selbst versuchte seine wiederholten Raubzüge durch den Einzelhandel mit einer Erklärung zu entschuldigen, die Zweifel an seinem Geisteszustand weckte. Der Beschuldigte führte als Grund eine emotionale Krise an – ausgelöst durch das Missmanagement, mit dem die Regierung die Folgen des Wirbelsturms „Katrina“ zu beseitigen versuchte.

Ladendiebin Lohan
Alles nur geliehen?

Plausibler, aber weniger einfallsreich war die Ausrede, mit der die Schauspielerin Lindsay Lohan rechtfertigen wollte, warum sie im Januar bei einem Juwelier in Los Angeles eine Halskette mitgehen lassen hatte: Sie habe die Pretiose nur geliehen, versicherte die inzwischen rechtskräftig Verurteilte – eine der häufigsten Schutzbehauptungen von Ladendieben.

Warum setzen sogar Prominente ihre Reputation für den Klau nachrangiger Konsumgüter aufs Spiel? Welche Waren werden besonders gern entwendet – und wie lassen sich Täter abschrecken? Mit diesen und anderen Fragen rund um das Thema Ladendiebstahl hat sich jetzt die US-Forscherin Rachel Shteir in einem amüsanten Buch auseinandergesetzt*.

Offenkundig greifen beide Geschlechter gleichermaßen zu, nur der Abtransport des Diebesguts wird unterschiedlich geregelt: „Männer bevorzugen Rucksäcke, Frauen Kinderwagen“, berichtet Shteir.

Die Recherchen der Autorin haben zudem ergeben, dass kleptoman Veranlagte eher günstige Waren bevorzugen: Auf der Hitliste der beliebtesten Diebesgüter stehen unter anderem Rasierklingen, Batterien, Schwangerschaftstests – und Steaks.

„Pelze und teurer Schmuck sind für gewöhnliche Ladendiebe unerreichbar“, schreibt Shteir. Gänzlich geht ihnen jene Grandezza ab, die Meisterdiebe des Kinos wie George Clooney („Ocean’s Eleven“) auszeichnet. Weit eher wimmelt es in der Szene von Dilettanten, die einem Dick-und-Doof-Film entsprungen sein könnten.

Im österreichischen Dobl südwestlich von Graz etwa löste neulich ein Tankstellenräuber eine wilde Verfolgungsjagd aus. Der Kleingauner hatte eine Packung Schokokekse aus dem Regal gegrapscht und flüchtete – verfolgt vom Tankwart und mehreren Polizisten, die zufällig in der Nähe waren. Die Gesetzeshüter gaben Warnschüsse ab („Halt, Polizei! Stehen bleiben!“). Dennoch entkam der mutmaßliche Täter zunächst in einen nahe gelegenen Wald. Erst viel später spürte ihn Polizeihund Ursus auf. Auch Videoüberwachung hat den Ladendiebstahl bislang viel weniger eingedämmt, als der Einzelhandel erhofft hatte.

Professionelle Diebe, berichtet Shteir, hätten zum Beispiel die sogenannte Booster Bag entwickelt, die in der Szene auch unter der Bezeichnung „böse Tasche“ firmiert: eine stabilere Einkaufstüte aus Karton mit doppeltem Boden, in die unten eine Art Klapptür geschnitten ist, durch die das Diebesgut verschwindet. Ausgekleidet ist die Tasche von innen mit einer Aluminiumfolie – auf diese Weise wollen die Verbrecher verhindern, dass die elektronischen Sicherungssysteme Alarm auslösen.

Bei neueren Sicherungssystemen scheint der Trick mit der Booster Bag jedoch nicht mehr zu funktionieren.

Ohnehin rüstet der geplagte Einzelhandel technisch immer weiter auf – auch weil Wachleute häufig überfordert sind und durch ihre rüde Art allenfalls die ehrlichen Kunden verschrecken. In Berlin etwa verprügelte ein Supermarktdetektiv einen auf frischer Tat Ertappten mit einem Knüppel und kritzelte das Wort Ladendieb in dessen Ausweis.

Studien belegen, dass die Aufmerksamkeit von Wachleuten am Bildschirm von Überwachungskameras schon nach zehn Minuten merklich nachlässt. Neue automatische Systeme sollten deshalb möglichst unabhängig vom Unsicherheitsfaktor Mensch arbeiten.

Die Überwachungssoftware („Video Investigator“) des MIT-Absolventen Patrick Sobalvarro etwa soll schon bei einer verdächtigen Art des Gehens oder allzu hastigem Nesteln im Regal anschlagen und Verdächtige identifizieren.

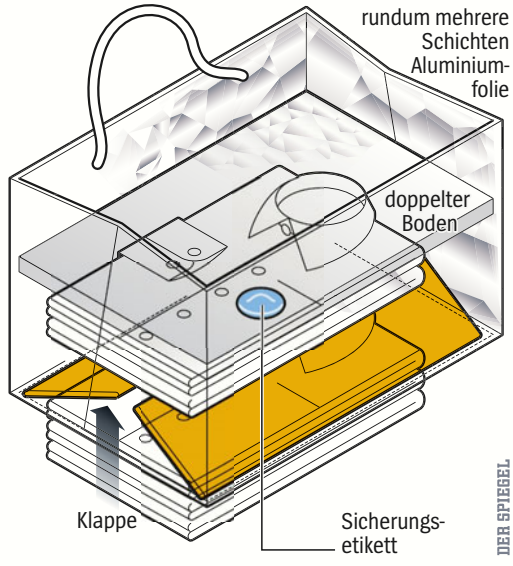
Auf eine weniger aufwendige Technik setzen Ladenbesitzer in Großbritannien – sie bauen auf die Hilfe von Web-Spionen. Beim Anbieter „Internet Eyes“ registrieren die Kaufleute ihre Kameras, deren Aufzeichnungen dann im Internet veröffentlicht werden. Daheim am Rechner können Interessierte das Geschehen in den Läden verfolgen.

Den erfolgreichsten Kontrolleuren winkt eine Geldprämie in Höhe von 1000 Pfund. Die Verbrecherjagd am PC ist inzwischen zum Freizeitspaß britischer Internetvoyeure avanciert. FRANK THADEUSZ

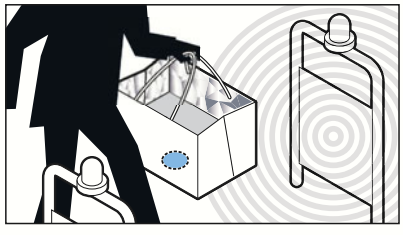
Taschentricks Präparierte Tasche eines Ladendiebs

1 Die Tasche wird beiläufig über einem Warenstapel positioniert.

2 Der zweigeteilte Taschenboden klappt nach innen.



3 Aluminiumfolie blockiert die Funktion der Diebstahldetektoren am Ausgang.



DER SPIEGEL

* Rachel Shteir: „The Steal“. Penguin Press, New York; 256 Seiten; 25,95 Dollar.

www.spiegel.de/studenten-sparpaket

Exklusiv für Studenten:

12 x den SPIEGEL lesen und Wunschgeschenk sichern!

Pierre-Cardin-Geldbörse

Stilvoll und praktisch – das klassische Portemonnaie aus dunkelbraunem Ziegenleder mit hellbraunen Ziernähten. Perfekt organisiert mit 8 Kreditkartenfächern, einem Netzfach, 2 Steckfächern, einem Kleingeldfach und zweiteiligem Scheinfach. Maße geschlossen (B x H): ca. 12 x 9 cm.

B&F - Borken

Komplett für nur **€ 19,90**
Über 58 % gespart!

WMF-Latte-macchiato-Gläser, 2er-Set

Die 3-teilige Schichtung des Latte macchiato ist eine Kunst für sich. Für Kaffeeprofis gibt es zwei edle Gläser in hochwertiger WMF-Qualität. Durch die extra dicke Wandung lässt sich das Glas gut anfassen, und der Kaffee bleibt schön heiß. Höhe: ca. 13 cm.

Trolley-Rucksack

Der flexible Begleiter auf Reisen: Trolley und Rucksack in einem! Mit Rollenschutz, stufenlos verstellbarem Zuggriff und zwei aufgesetzten Reißverschlusstaschen. Obermaterial: strapazierfähiges 600D-Nylon. Maße (B x H x T): ca. 34 x 52 x 22 cm.

Inklusive 12 x den digitalen SPIEGEL, sonntags ab 8 Uhr auf iPad, iPhone oder PC/Mac.

UniSPIEGEL und KulturSPIEGEL gratis!

Ja, ich bin Student und möchte mein SPIEGEL-Sparpaket!

Einfach Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service,
20637 Hamburg

Telefon 0180 2 775566
(6 Ct./Anruf*) Aktionsnummer SP11-246

Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen

Auslandsangebote auf Anfrage: +49 40 3007-4881

Ich lese den SPIEGEL 12 Wochen zum Vorzugspreis von nur € 19,90 statt € 48,– im Einzelkauf. Mein Geschenk erhalte ich direkt nach Zahlungseingang und nur, solange der Vorrat reicht. Wenn ich mich nach Erhalt der 10. Ausgabe nicht melde, möchte ich den SPIEGEL weiterbeziehen, dann für zurzeit € 2,95 statt € 4,– pro Ausgabe im Einzelkauf. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Ich kann jederzeit zum Monatsende kündigen. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Eine Kopie meiner aktuellen Studienbescheinigung ist erforderlich und wird noch vom Verlag abgefordert.

☐ **Ja, ich möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb bin ich damit einverstanden, dass mich der SPIEGEL-Verlag oder die manager magazin Verlagsgesellschaft künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.**

Mein Wunschgeschenk:

☐ Pierre-Cardin-Geldbörse (3571) ☐ Latte-macchiato-Gläser (2785) ☐ Trolley-Rucksack (1438)

☐ Frau ☐ Herr
Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ Ort Geburtsdatum 1 9

Telefon (für eventuelle Rückfragen) E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per Bankeinzug (€ 19,90) BLZ Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

Datum, Unterschrift ✗ SP11-246

* Aus dem deutschen Festnetz; Mobilfunk max. 0,42 €/Min.

TIERE

Superbienen aus dem Genlabor

Biologen wollen das Erbgut der 5000 wichtigsten Insektenarten entschlüsseln. Die Erkenntnisse sollen helfen, Schädlinge und Krankheiten zu bekämpfen.

Der Blutsauger kommt meist bei Nacht, um seine gefährlichen Küsse zu verteilen. Fieber und Durchfall plagen alsbald die Opfer. Wird die Krankheit chronisch, drohen Luftnot und Herzrasen. Bauchfellentzündung oder Darmdurchbruch können zum Tod führen.

Rhodnius prolixus oder Kissing Bug heißt die in Lateinamerika vorkommende Raubwanze, deren Stich den Erreger der gefürchteten Chagaskrankheit übertragen kann. Bis zu 18 Millionen Menschen sind weltweit infiziert. Etwa 50 000 davon sterben jährlich.

Hartnäckig entzieht sich das Insekt der Bekämpfung. Doch nun schärfen Forscher ihre Waffen neu. Genetiker haben damit begonnen, im Erbgut der Raubwanzen nach möglichen Schwachstellen zu fahnden – Teil eines großangelegten Forschungsvorhabens.

„i5k“ heißt die Initiative. Ihr Ziel ist es, das Genom von nicht weniger als 5000 Insektenarten zu entschlüsseln. 15 Millionen Dollar wollen die Initiatoren in den kommenden fünf Jahren ausgeben, um die Erbgutstränge der bedeutendsten Gliedertiere der Erde zu decodieren.

Widerlinge wie die Wüstenheuschrecken, die mit ihrem unersättlichen Appetit die Lebensgrundlage von mindestens einem Zehntel der Weltbevölkerung bedrohen, sind ebenso darunter wie die nützlichen, aber bedrohten Honigbienen.

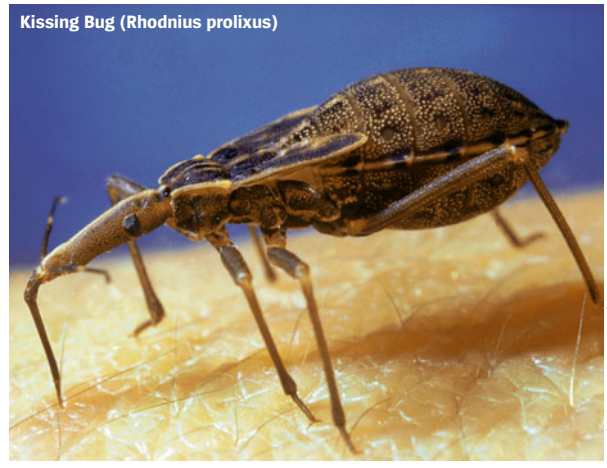
„Das Genom enthüllt, wie eine Art wirklich tickt“, erläutert Projektkoordinator Gene Robinson von der University of Illinois. „Die Gensequenzen werden es uns ermöglichen, Nützlinge besser zu schützen und Schädlinge effektiver zu töten.“

Weit über eine Million Insektenarten leben auf der Erde. Als „kleine Kreaturen, die die Welt regieren“ bezeichnete sie der Biologe Edward Wilson. Die Kerbtiere bestäuben drei Viertel aller Blütenpflanzen und sind unerlässlich für Landwirtschaft und Ökosysteme.

Gleichzeitig gehören zu ihnen aber auch die schlimmsten Plagegeister. Allein in den USA vernichten Insekten jährlich ein Viertel der Ernte. Als Krankheitsüberträger haben sie in der Menschheitsgeschichte weit mehr Opfer gefordert als alle Kriege zusammen. Ihren Erfolg verdanken sie dabei einer enormem Widerstands- und Anpassungsfähigkeit. Gifte helfen oftmals nur wenige Jahre; dann sind die Tiere resistent.

Honigbiene (Apis mellifera)

WOLFGANG SITTER / PANTHERMEDIA / ACPIX



Kissing Bug (Rhodnius prolixus)

OSF / PHOTOLIBRARY.COM / OKAPIA

Insekten: *Bresche in die Immunabwehr schlagen*

Nun sollen es die Sequenziermaschinen richten. Im Erbgut wollen die Forscher nach der genetischen Achillesferse der Wanzen, Käfer und Fliegen fahnden. Wo lässt sich eine Bresche in die Immunabwehr des Kartoffelkäfers schlagen? Welche Gensequenzen machen den unersättlichen Kaffeekirschenkäfer resistent gegen viele Giftstoffe?

Maßgeschneiderte Genwerkzeuge und Pestizide erhoffen sich die Wissenschaftler, um einzelne Schädlinge gezielt zu attackieren. Erste Erfolge gibt es bereits. So identifizierten Forscher um Larry Zwiebel von der Vanderbilt University in Nashville, Tennessee, jüngst im Erbgut von Malariamücken jene Gene, die den Geruchssinn steuern. Aufgrund dieser Erkenntnisse entwickelten sie eine Substanz, mit deren Hilfe sich alle 76 Geruchsrezeptoren der Mücken gleichzeitig aktivieren lassen.

Als Anti-Mücken-Mittel könnte die Chemikalie die Moskitos künftig ähnlich terrorisieren, wie es die Parfumabteilungen von Kaufhäusern mit vielen Menschen tun. Vollkommen von Sinnen würde es den Tierchen nicht mehr möglich sein, ihre Opfer aufzuspüren.

Auch bei anderen Krankheitsüberträgern wie dem Kissing Bug könnte das Verwirrspiel funktionieren. Duftfallen sind etwa denkbar, die den Todesküsser geradezu magnetisch anziehen.

„Wenn wir genau wissen, welche Stoffe Insekten wahrnehmen und welche nicht, lassen sie sich weit effektiver abwehren“, erläutert Daniel Lawson vom European Bioinformatics Institute.

Anderen Insekten wiederum könnte die Erbgutanalyse helfen, zu überleben. Mittels Gentechnik gelang es zum Beispiel, das sogenannte Israeli Acute Paralysis Virus zu identifizieren, das für das weltweit grassierende Bienensterben mitverantwortlich gemacht wird. Die Experten verglichen das Genom gesunder Bienen mit jenem erkrankter Exemplare. Bei den maladen Hautflüglern fanden sich zusätzliche Genschnipsel, die sich als Virenerbgut herausstellten. „An der Aktivität der Gene lässt sich genau ablesen, was im Körper der Bienen vor sich geht, ob sie etwa unter Stress stehen und warum sie erkranken“, sagt Robinson. Er erwartet neue, gezielt wirkende Bienenmedikamente und Zuchttipps für die Imker.

Selbst im Genlabor erschaffene Superbienen hält der Forscher künftig nicht für ausgeschlossen. Als optimierbar gilt beispielsweise die Fähigkeit von Bienen, Giftstoffe aus der Umwelt zu entschärfen.

Bis derlei Retorteninsekten durch die Landschaft summen, werden zwar noch Jahre vergehen. Dass sich das Projekt am Ende lohnen wird, steht für die Forscher jedoch außer Frage.

Vom Genom des Kissing Bug etwa versprechen sie sich nicht nur neue Strategien gegen die Chagaskrankheit. Auch für die Pharmabranche könnte sich das Wanzenerbgut als lukrativ erweisen.

Sticht Rhodnius prolixus nämlich zu, rinnen mit dem Speichel des Insekts hochkomplexe Enzyme in die Wunde, die das Blut des Opfers über Minuten flüssig halten und dessen Blutgefäße erweitern.

Im Operationssaal könnten solche Stoffe helfen, Leben zu retten. PHILIP BETHGE

WEIL KINDER AUCH IM KOPF WACHSEN WOLLEN.

Der stern für Jungs und Mädchen ab 10.

www.yuno-magazin.de

GASTRONOMIE

Köstliche Wildnis

Das Vorbild ist das berühmte Rockfestival von Roskilde – nur dass auf einer kleinen Insel im Hafen von Kopenhagen keine Musik gespielt, sondern Essen serviert wird. Dänische Bauern bieten seltene Obst- und Gemüsesorten an; von einem Heuballen herab verkünden Ernährungsexperten ihre Erkenntnisse, und Hungrige können sich an einer riesigen Festtafel im Freien niederlassen. Zwei Tage lang wird am letzten August-Wochenende das MAD-Foodcamp-Festival gefeiert, geplant haben es der Däne René Redzepi, 33, der als bester Koch der Welt gilt, und sein Partner Claus Meyer. Redzepi, der auf gutem Weg ist, der Rockstar der Gastronomieszene zu werden, hat elf Kollegen aus der ganzen Welt nach Kopenhagen eingeladen. Darunter sind Andoni Aduriz, der in San Sebastián das „Mugaritz“ leitet, David Chang, der Chef des „Momofuku“-Restaurants in New York, und Alex Atala, Inhaber des „D.O.M.“ in São Paulo. Das Motto des Festivals lautet „Plant Kingdom“. René Redzepi, der in der Küche seines Restaurants „Noma“ ausschließlich skandinavische Produkte verwendet, sagt: „Wir sollten beginnen, die Wildnis um uns herum zu entdecken.“

20TH CENTURY FOX

KINO IN KÜRZE

In **„What a Man“** ist der selbsternannte Frauenschwarm Matthias Schweighöfer in zu vielen Nahaufnahmen zu sehen: Einmal schlägt er im Bett liegend langsam die Augen auf, ein anderes Mal hält er seinen Po in die Kamera. Die Handlung ist ähnlich flach: Schweighöfer spielt Alex, der von seiner Freundin Carolin (Mavie Hörbiger) verlassen wird, weil er ihr zu lieb ist. Daraufhin stellt er sich die Frage, ob die Frauen ihn nur als Macho begehren. Der Gag-überladene Film kommt zu einem simplen Schluss: Bleib, wie du bist! All das ist nicht wirklich verwunderlich, denn Regie führte Schweighöfer – zum ersten Mal.

AKG

Chanel 1931

ZEITGESCHICHTE

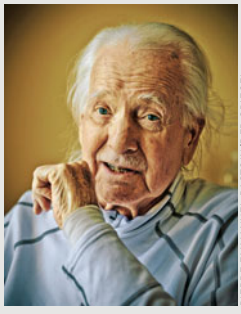
„Opportunistin und Antisemitin“

Der US-amerikanische Autor Hal W. Vaughan, 82, über sein Buch „Coco Chanel. Der schwarze Engel“ (Verlag Hoffmann und Campe) und die Kollaboration der Pariser Modeschöpferin mit den Nazis

SPIEGEL: Mr. Vaughan, Sie beschreiben Coco Chanel als berechnende Frau, die jede Chance wahrnahm, ihre Interessen durchzusetzen. Hatte sie, die weltberühmte Designerin, es wirklich nötig, sich den Nazis anzubiedern?

Vaughan: Chanel war Opportunistin und Antisemitin. Als die Nazis Paris okkupierten, sah sie ihre Chance. Sie wollte ihren Lieblingsneffen, der in einem deutschen Lager einsaß, freibekommen. Und da traf es sich gut, dass sie eine Liebesbeziehung zu dem 13 Jahre jüngeren deutschen Agenten Hans Günther von Dincklage unterhielt.

SPIEGEL: Setzte er Chanel als Agentin ein?



PIERRE-EMMANUEL RASTOIN/DER SPIEGEL

Vaughan

Vaughan: Sie lebten in Paris zusammen, und er brachte Chanel Ende 1943 in Berlin mit Walter Schellenberg zusammen, der rechten Hand Heinrich Himmlers. Schellenberg schickte Chanel nach Madrid, um dort den britischen Premier Winston Churchill zu einem Separatfrieden mit Deutschland zu bewegen. Die „Operation Modellhut“ scheiterte, weil Churchill erkrankte und nicht nach Spanien kam.

SPIEGEL: Was bleibt von Coco Chanel?

Vaughan: Sie war sicherlich die bedeutendste Modeschöpferin des 20. Jahrhunderts. Sie hat sich aus allerkleinsten Verhältnissen in die höchste europäische Gesellschaft heraufgearbeitet, sie hatte einen russischen Großfürsten und den Herzog von Westminster als Liebhaber. So einen Aufstieg schafft man nur, wenn man rücksichtslos ist. Coco Chanel war, das ist leider so, keine angenehme Frau.

EINWURF

Kinderfalle

Von Karen Duve

Wie hätte ich reagiert, wenn Christian von Boetticher zu meinem Freundeskreis gehört und mir eines Tages erzählt hätte, er habe jetzt eine 16-jährige Freundin? Hätte ich ihm Hausverbot erteilt? Vermutlich nicht. Aber ich hätte versucht, ihm die Sache auszureden. „Muss das wirklich sein?“, hätte ich gesagt. „Kinderfalle Facebook“, hätte ich gesagt. „Worüber willst du dich mit ihr unterhalten? Über die Simpsons? Über Vampirromane? Über Facebook?“ Und wenn mein Freund Christian dann geantwortet hätte: „Ich habe mich in meinem ganzen Leben noch nie mit jemandem so gut und klug unterhalten, sie ist viel reifer als andere Mädchen ihres Alters, wir sind in derselben Partei, und was spricht eigentlich dagegen, sich über Facebook auszutauschen“, dann hätte ich wahrscheinlich unsere anderen Freunde angerufen und ihnen erzählt, dass der Crischi jetzt komplett durchgedreht sei und irgendjemand ihm den Kopf geraderücken müsse, aber letztlich hätte ich es achselzuckend hingenommen. Irgendwann hätte dann bei einem Abendessen unter Freunden dieses Kind mit am Tisch gesessen, Phrasen aus dem Sozialkundeunterricht zum Besten gegeben, bisher völlig vernünftig und würdig daherkommende Männer dazu gebracht, sich wie aufgekratzte Deppen zu benehmen, und den fassungslosen Frauen triumphierende Blicke entgegengeschleudert. Unangenehm und lästig wäre das gewesen, zweifellos, aber kein Grund, vor Empörung gleich einen roten Kopf zu bekommen. Möglicherweise bloß eine Frage der Perspektive. Aber wie würde man reagieren, wenn die eigene Tochter sich mit 16 zu einem 39-jährigen Politiker hingezogen fühlte? Sagt man dann: „Mach mal ruhig, euch verbindet so viel: die gleichen Interessen, die gleiche Partei, der gleiche Ehrgeiz … und mit dem Gefühl scheint es ja auch zu stimmen … also meinetwegen schlaf mit dem, der meint es bestimmt gut mit dir“? Oder doch lieber drei Wochen Stubenarrest verhängen? Was würde ich dem graumelierten Politiker erwidern, wenn er mir erzählen will, dass meine Tochter schon viel reifer ist als andere Mädchen in diesem Alter? Würde ich geschmeichelt nicken und den beiden viel Spaß im Hotel wünschen? Oder würde ich ihn anbrüllen, dass junge Menschen kein Supermarktangebot sind, aus dem man sich zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nach Belieben bedienen kann? Dass 16-Jährige keine erwachsenen Menschen sind, sondern ausnahmslos Schwachsinnige, die Top-Model werden wollen, auf jeden Quatsch hereinfallen und vor sich selbst geschützt werden müssen, weswegen sie vor dem Gesetz nur eingeschränkt geschäftsfähig sind. Und dass es kein Zeichen von seelischer Reife ist, wenn 16-Jährige wie 18 aussehen oder einen großen Busen haben, und dass sie auch dann geschützt werden müssen – dann erst recht.

HERIBERT PROEPPER / DAPD

Boetticher

Duve, 49, ist Schriftstellerin und lebt in Brandenburg. Zuletzt erschien von ihr das Buch „Anständig essen“.

KUNST

Star mit Hermelin

Hätte Cecilia Gallerani gewusst, welche Bedeutung ihr Porträt über 500 Jahre nach seiner Entstehung haben würde, hätte sie vielleicht etwas freundlicher geguckt. Nun scheint sie, auf Leonardo da Vincis Gemälde, unverdrossen reserviert. Sein Bild der jungen Frau, „Dame mit dem Hermelin“, hängt in Krakau und wird nur sehr selten ausgeliehen. Bald wird es jedoch das Glanzstück der Ausstellung „Gesichter der Renaissance“ sein, die am 25. August im Berliner Bode-Museum beginnt (bis 20. November). Über 150 Meisterwerke italienischer Porträtkunst – Skulpturen, Gemälde, Zeichnungen, Medaillen – zeigt die Schau. Die Hermelin-Dame wird nur bis Ende Oktober in der Hauptstadt zu sehen sein, dann wird das Gemälde in der großen Leonardo-Schau der Londoner National Gallery neben weiteren Meisterwerken des Renaissance-Künstlers präsentiert (9. November bis 5. Februar).

BESITZ DER PRINZ CZARTORYSKI STIFTUNG, IM NATIONALMUSEUM KRAKAU; BPK / SCALA

„Dame mit dem Hermelin“, 1489/90

WIEDERAUFBAU

Noch ein Schloss

Es war die älteste Residenz des brandenburgisch-preußischen Staats. Und wie das Berliner Schloss wurde es ebenfalls zerstört. Der Architekturhistoriker Wulf D. Wagner und der Archäologe Heinrich Lange haben jetzt einen zweiten Band zur Geschichte des Königsberger Schlosses vorgelegt. Das brillante Werk mit Fotos, Gemälden, Plänen bietet auch überraschenden Lesestoff: Königin Luise, Napoleon und Wilhelm I. nächtigten in den Gemäuern, auch Hitler trat hier auf. 1942 wurde das von den Deutschen bei Leningrad geraubte Bernsteinzimmer eingebaut. Im August 1944 versank die Pracht im Bombenhagel. Die Stadt fiel in die Hände der Sowjets, die sie in Kaliningrad umbenannten und die Schlossruine später sprengten. Autor Wagner plädiert für einen Wiederaufbau – um die Leere im Kaliningrader Zentrum zu füllen. Und außerdem, weil die Kulturlandschaft des nördlichen Ostpreußens in einem Ausmaß vernichtet sei, dass das Schloss den „Bezug zur Geschichte des Landes wieder sichtbar“ machen könne.

Wulf D. Wagner, Heinrich Lange: „Das Königsberger Schloss“. Band 2. Verlag Schnell und Steiner, Regensburg; 608 Seiten; 89 Euro.

Pool auf dem Dach des Marina Bay Sands Hotels in Singapur: *Die Stadt hat keinen Sinn, und sie hat keine andere Funktion als den Spaß, Häuser*

ZEITGEIST

Als Thomas Cook die Welt erfand

Vor 150 Jahren gebar ein Brite die Idee des modernen Reisens. Inzwischen sind jedes Jahr Milliarden Menschen unterwegs, sie suchen Erholung und Erfüllung, Abenteuer und Geschäfte. Eine Grand Tour durch die Welt des Massentourismus. *Von Georg Diez*

In Singapur schwimmt ein Schiff in 200 Metern hoch über der Stadt. Es wirkt, als hätte ein verspielter Gott es auf den Hochhausdächern des Marina Bay Sands Hotels abgestellt. Weniger als ein Weltwunder tut es nicht in dieser Stadt.

Alles muss größer, glitzernder, gieriger sein. Die Eingangshalle des Hotels erhebt sich kathedralenhaft wie der Kölner Dom, die gesamte Anlage inklusive eines Casinos kostete 3,8 Milliarden Euro und ist eine der teuersten der Welt, der riesige Brunnen in der Stadt heißt „Fountain of Wealth“, und neulich verlor ein Glücksspieler sagenhafte 53 Millionen Euro beim Baccarat. Er soll das Marina Bay Sands ohne jede Regung verlassen haben.

Singapur ist Exzess und Entertainment, eine Stadt als Vergnügungspark und Versprechen: Wer in einem der Pools auf dem 340 Meter langen Schiffsdach des Marina Bay Sands planscht, scheint zu schweben, hinaus aufs Meer zu schwimmen, hinaus in den Himmel, in die Ewigkeit, ins Nichts.

Die Stadt Singapur hat keinen Sinn, und sie hat keine andere Funktion als den Spaß. Häuser öffnen sich wie Blumen, liegen da wie gestrandete Eisberge oder gutschmeckende Muscheln. Überall fotografieren sich die Menschen gegenseitig, als könnten sie nicht glauben, dass sie Teil dieser Zukunft sind.

Jeden Monat kommen mehr als eine Million Menschen, vor allem Asiaten, viele Europäer. Sie wollen shoppen und spielen, sie wollen Sicherheit und Konsum, das ist die Siegerformel des 21. Jahrhunderts, und wer das autoritär nennt, kommt im Zweifel aus dem Westen.

Singapur fühlt sich an wie eine gigantische Lounge, wie eine Stadt als Dutyfree-

ALAMY / MAURITIUS IMAGES

öffnen sich wie Blumen, liegen da wie gestrandete Eisberge oder gutschmeckende Muscheln

shop, wie eine kapitalistische Überwältigungsstrategie. Im ersten Quartal 2011 ließen die Touristen fünf Milliarden Dollar hier, sie gaben das Geld vor allem im Casino aus und in den Geschäften, in einer der Malls, in denen es Uhren gibt, die 120 000 Dollar und mehr kosten. Singapur bedeutet Hedonismus ohne Kater und schlechtes Gewissen, Memphis ohne den Blues, Ibiza ohne Sex und Drogen. Eine feindfreie Zone.

Über Brücken, Rolltreppen, Fußgängerrampen bewegen sich die Menschen durch die klebrige Hitze, irgendwo in diesem Venedig des 21. Jahrhunderts ist immer eine Show, irgendwo immer ein Sale.

Da wächst ein lilafarbenes Pilzdach über einer Bar am Fluss, dort ein paar Meter weiter jagt eine Kugel drei Jungs in den Nachthimmel, sie schreien wie wild und schauen sich das Ganze gleich noch mal auf dem Großbildschirm an, unter dem Gejohle ihrer Freunde, weil eine Kamera sie dabei gefilmt hat. Wirklichkeit und Erfahrung werden in Bits und Bytes verwandelt, Ferien in Fiktion. Die neue Welt des Massentourismus.

Auch in diesen Sommermonaten hat sich wie jedes Jahr halb Europa auf den Weg gemacht, die Welt zu erkunden und zu erobern wie in einer Völkerwanderung. Die Menschen setzen sich ins Auto, in die Eisenbahn, ins Flugzeug, um Urlaub zu machen, Ferien zu verbringen, auf Reisen zu gehen; sie tun dies schätzungsweise fast fünf Milliarden Mal pro Jahr. Sie betrinken sich am Ballermann, gehen in Namibia auf Safari oder bestaunen in Singapur Asiens neue Welten.

Tatsächlich ist die Idee des Massentourismus relativ jung. Erfunden hat ihn ein Brite namens Thomas Cook, ein Drucker, ein Baptistenprediger, ein kämpferischer Anti-Alkoholiker, der 1841 für sich und seine 570 Mitstreiter einen Zug mietete, der sie von Leicester nach Loughborough transportierte, für einen Schilling pro Person, um dort gegen Sucht und Verschwendung zu demonstrieren. 1851 brachte er schon 165 000 Menschen zur Weltausstellung nach London. Und 1861, vor 150 Jahren, erfand er das Prinzip des All-inclusive, als er eine Paris-Reise anbot, bei der Transport, Hotel, Essen, Trinken im Preis enthalten waren.

Hedonismus ohne Kater. Memphis ohne den Blues. Ibiza ohne Sex und Drogen.

Reisen war bis dahin Bewegung und Abenteuer, nicht Besinnung oder Ablenkung wie heute. Reisen bedeutete Fremdheit und Bildung, nicht Last Minute und Billigflieger. Das Ideal war die „Grand Tour“: Seit der Renaissance waren junge Adlige und später auch die Kinder des gehobenen Bürgertums durch Italien, Deutschland, Spanien und manchmal bis ins Heilige Land gereist, um den Geist zu erweitern, den Charakter zu formen und manchmal auch eine Geliebte zu finden.

Thomas Cook demokratisierte die aristokratische Tradition. Sein Sohn John und seine Enkel formten die Ferien zur saisonalen Völkerwanderung. 1911, vor 100 Jahren, erschien der erste Cook-Katalog, der den Titel „Summer Holidays“ trug und auf dem das Matterhorn zu sehen war, davor schlängelt sich ein kleiner

Weg durch den Wald: Die Idee der modernen Ferien war etabliert. Reisen als Privileg einer Minderheit wurde abgelöst vom allgemeinen Recht auf Urlaub. Die Angestellten, Produkt der prosperierenden Moderne, eroberten sich ihren Platz an den Stränden und in den Bergen.

Heute gehört Thomas Cook zu den größten Reisekonzernen der Welt mit Dependancen in vielen Ländern. Heute bestimmen nicht mehr Missionare, sondern Maschinen, wo die Menschen Urlaub machen. In Oberursel bei Frankfurt am Main, der deutschen Dependance, stehen die Computer, die Hotelkapazitäten, Belegungsraten und Flugpreise hin und her schieben. Sie kalkulieren ständig neu, was eine Woche Antalya oder Mallorca kostet. Zuerst reisen die Zahlen, dann reisen die Menschen.

Preis und Klima, sagt Peter Fankhauser, nach diesen beiden Kriterien wählen die Deutschen ihren Urlaubsort aus. Fankhauser, 50, ist Vorstandschef der Thomas Cook AG, die in Oberursel 1400 Menschen beschäftigt. Reisen, das kommunizieren sie hier, hat weniger mit Welt zu tun als mit Provinz, es geht weniger um die Fremde als um das Vertraute. Fankhauser kann über die Trends reden, Wellness, Healthness, All-inclusive und Kreuzfahrten, über Produkte, die hier „neu entwickelt“ werden. Er kann über die Krisenjahre 2009 und 2010 reden und den Preiskrieg in den Jahren zuvor. Er kann erklären, warum die Leute wieder mehr Geld fürs Reisen ausgeben und Thomas Cook sich in Deutschland so gut behauptet hat. Deshalb redet er als Erstes über die EDV. Eine Milliarde Berechnungen pro Nacht steuern die Ferienreisen der Deutschen allein bei Thomas Cook, sagt Fankhauser.

49 Millionen Deutsche waren 2010 unterwegs, sie gaben 120 Milliarden Euro aus. 40 Prozent blieben in Deutschland, ansonsten fahren die Deutschen nach Österreich und Italien und nach Bulgarien, weil dort der Familienurlaub billig ist, sie fahren besonders gern in die Türkei, weil dort fast immer „all inclusive“ ist, und am allermeisten fahren sie nach Spanien, weil es dort Mallorca gibt, wo 17-Jährige nachts um eins das Bier aus Eimern mit Strohhalmen trinken, Männer Tattoos tragen und Frauen Strähnen im Haar.

Die andere Realität bietet der Schweizer Reisekonzern Kuoni. Zum Beispiel eine Reise nach Tschernobyl, „Kinder lachen“ heißt das Motto des Trips. Im Katalog werden Künstler und Philosophen über Sinn und Unsinn des Reisens befragt, man geht das Ganze grundsätzlich an und sucht gemeinsam nach der Zukunft des Tourismus, nach den Grenzen dessen, was die Menschen im Urlaub wollen.

„Kuoni Future Lab“ heißt die Abteilung, in der Ganges-Expeditionen angeboten werden, die eher an Indiana Jones als an Urlaub erinnern. Die Reisenden wissen nie, wo man abends anlegt, was man essen wird, müssen das Wasser selbst holen, ins nächste Dorf gehen für Reis, es gibt kein Bier. „Beauty is an experience“, sagen sie bei Kuoni und zählen auf den Touristen als Botschafter einer besseren Gesinnung.

Reisen einmal als Weltausschluss und einmal als Welteroberung, einmal als hedonistische und einmal als ethische Unternehmung. Reisen als einer der größten Wirtschaftszweige unserer Zeit. Reisen als einziger Widerspruch. Eine Explosion der Mobilität im Zeitalter der Virtualität.

Früher suchte der Reisende die Welt. Heute sucht der Reisende sich selbst. Früher wollte der Reisende etwas lernen. Heute muss die Frage lauten: Macht Reisen vielleicht dumm?

Um vom Wandel unserer Welt und des Reisens zu erzählen, führt eine Grand Tour im 21. Jahrhundert nicht mehr zu Kathedralen und Museen, sondern muss Halt machen in Spa-Lounges, Riesenhotels und Flughäfen, den Schauplätzen der modernen Mobilität.

Diese Grand Tour beginnt in London, dem klassischen Anfangspunkt, wo die Idee des Tourismus und des Travelns im 19. Jahrhundert geboren wurde. Sie führt nach Istanbul, an die magische Grenze zwischen Ost und West, eine Saga von gestern und die Metropole von morgen. Nach Doha, wo sich die Global Class präsentiert, die in der Business Lounge zu Hause ist. Nach Singapur, wo eine aufstrebende Mittelschicht die Stadt in einen Spielplatz verwandelt. Und schließlich nach Sanya in China, wo die Zukunft des Massentourismus sich anfühlt wie Thomas Cook auf Speed.

Sieben Uhr früh in Berlin-Tegel, British Midlands Flug 840 nach London-Heathrow. Da stehen sie, Paviane in Anzügen. Sie warten in der Schlange vor dem Schalter und vertreiben sich die Zeit damit, die anderen Paviane zu taxieren. Business Class, Senator Card? Absteiger? Alphatier? Wenn der Flughafen ein Zentrum der Zivilisation ist, dann zeigt sich ausgerechnet hier das Zoologische unserer Spezies.

Tourismusplakat 1904

Pauschaltouristen in Ägypten 1912

FOTOS: THOMAS COOK

> Früher suchte der Reisende die Welt. Heute sucht er sich selbst. Macht Reisen vielleicht dumm?

Sie stellen sich in Schlangen, schieben sich auf Maschinen zu, die ihr Gepäck durchleuchten, legen, ohne zu lachen, ihren Laptop und ihre schwere Uhr und ihre Cremes und ihren Schlüssel in graue Plastikschalen. Ein absurdes Theater, und sie nehmen es hin.

Fliegen bedeutet heute Rudelbildung, Regeln und eine Routine, die zu Lähmungserscheinungen im Kopf führt. An Bord versinken sie in den Sitz, in einen Strudel aus Ansagen, Anschnallen und Abba, sie schalten ihr iPhone aus und nicken weg und schrecken auf und bestellen Tomatensaft mit Salz und Pfeffer. Die globale Klasse bei der Arbeit, die es hinüberzieht ins Delirium der Globalisierung. Sie sind zu müde, es ist zu kalt, dauernd müssen sie sich wehren auf so einem Flug, gegen sich selbst, gegen das eigene Unwohlsein und gegen das eigene Verschwinden.

Begonnen hat die Bewusstseinsveränderung des Reisens schon vor dem 11. September 2001, jenem Tag, als aus dem Menschheitstraum Flugzeug eine menschenvernichtende Waffe wurde. 9/11 steht auch für den Beginn eines Jahrzehnts, in dem es billiger war, nach Dub-

lin zu fliegen, als mit dem Taxi zum Flughafen zu fahren. 9/11 markiert aber vor allem jenen Sicherheitswahn, der aus dem freiheitlichen Fliegen ein Zwangs- und Angstsystem machte.

Der Optimismus und die Offenheit, für die der Flughafen ein Symbol war, existieren nicht mehr. In London-Heathrow versuchen sie, dieses Gefühl als Zitat zu beschwören. Grellweiß spannt sich die futuristische Stahlkonstruktion über dem Terminal 5, der 2008 eröffnet und sofort zum „Terminal der Schande“ wurde: Koffer verschwanden, Passagiere saßen fest, es war eine Farce, die das Konzept der Moderne genauso lächerlich machte wie das der Mobilität.

Theroux erzählt von den großen Reisenden vor allem des 19. Jahrhunderts, als nicht nur der Massentourismus geboren wurde, sondern auch der Mythos des einsamen Entdeckers, des entbehrungsreichen Forschers, des halbverhungerten Zivilisationsflüchtlings.

Richard Francis Burton zum Beispiel, Offizier und Orientalist, der als Ungläubiger 1853 die Pilgerreise nach Mekka wagte, sich dafür beschneiden ließ, Arabisch lernte, sich wie ein afghanischer Derwisch anzog und sagte: „Reisende sind, wie Dichter, meistens wütende Männer.“

Oder Samuel Johnson, Gelehrter und Lexikograf, der es hasste, London zu verlassen, und es immerhin doch bis auf die Hebriden schaffte und sagte: Ein Reisender müsse „alles daheim lassen außer sich selbst“.

Oder Joseph Conrad, Schriftsteller und Seemann, der 1890 einen Monat lang den Kongo hinauffuhr und daraus seinen Roman „Herz der Finsternis“ machte, den ultimativen Reiseroman, der den Suchenden am Ende aber nur zu den Fragen der eigenen Schuld, des eigenen Versagens, der eigenen Psyche führt.

Sie reisten mit dem Schiff oder mit der Eisenbahn, und oft gingen sie auch zu Fuß. Sie glitten durch die Landschaft, wurden zur Landschaft. Heute überfliegt der Reisende in vier Stunden zwei Kriege, drei Umweltkatastrophen und einen Völkermord und nimmt die Bruchlinien unserer Zeit kaum wahr.

Im sauerstoffarmen Wartebereich von Turkish Airlines sitzen Männer mit Muskeln, auf die nackte Frauen tätowiert sind, Männer, die T-Shirts tragen, auf denen steht: „It’s Guinness Time“. Da sitzen die Frauen, die ihre Schönheit hinter ihrem schwarzen Schleier verschwinden lassen, und die Frauen, die sich für ihre Schönheit operieren ließen und nun wie verkleidet wirken.

Alles ist ein wenig abgewetzt in dieser Lounge. Im Flugzeug türkisfarbene Sessel, braunes Leder, schreiende Kinder, Hitze. Die Blicke sind weniger aggressiv als auf dem Weg nach London, es sind eher Familien unterwegs. Die Bilder schieben sich im Kopf des Reisenden übereinander, Istanbul, Konstantinopel, magischer Ort der Vergangenheit, Magnet der Jetztzeit. Eine Art von Amnesie, und dann wird auch noch ein Film gezeigt, der von Gedächtnisverlust handelt.

Er heißt „Unknown Identity“ und handelt von einem Mann, der ohne Erinnerung aus dem Koma erwacht. Es ist der Schauspieler Liam Neeson, der mal der Judenretter Schindler war und in Berlin auf Bruno Ganz trifft, der mal der Judenmörder Hitler war. Um Geheimdienste geht es, einen Scheich und genmanipuliertes Getreide, bei einer Verfolgungsjagd wird die Friedrichstraße zerlegt, Neeson flüchtet sich in einen Technotempel, am Ende wird das Adlon in die Luft gesprengt, und Türken und Engländer schauen sich das im Halbschlaf an und trinken dazu Efes-Bier.

Berlin, Stasi, Nazis wirken in dieser Welt wie Folklore aus dem 20. Jahrhundert. Was da Zentrum ist und was Peripherie, ist genauso schwer zu sagen, wie was Vergangenheit ist oder was Zukunft. Am Ende ist es immer anders und das uralte China die Macht von morgen, das uralte Istanbul eine moderne Metropole.

Es ist in Istanbul jedenfalls nicht zu spüren, dass man am Rand von Europa ist. Von hier aus betrachtet ist eher Europa am Rand. Die Stadt boomt, Istanbul explodiert. 13, 15, 17 Millionen? Und die Frage, ob die Türkei zu Europa gehört, wird nachts um halb eins in den engen

PAUL LANGROCK / ZENIT

EasyJet-Passagiere in Berlin-Schönefeld

MASSIMO VITALI / GALLERY STOCK

Strandurlauber in Italien

Gassen von Beyoglu geklärt. Sie sind 18, 21, 23 Jahre alt, sprechen Dänisch, Schwedisch, Deutsch, sitzen an Tischen und tunken ihr Weißbrot in Hummus, trinken wieder Efes-Bier und tanzen zum Euro-Pop, der aus den Türen der Bars knallt.

Es ist die erste Generation, die tatsächlich ohne Grenzen aufgewachsen ist. Wo die Interrailer sich in den achtziger Jahren von Bahnhof zu Bahnhof schleppten und sich dann fragten, was genau nun in Budapest oder Madrid zu tun ist und wo die besten Bars sind, wissen die hier genau, was sie in Tallinn, Kopenhagen oder eben Istanbul suchen.

Sie erschaffen die Städte neu, die sie besuchen, weil sie die Städte zu dem Bild machen, das sie von ihnen haben. Sie drehen damit das klassische Sightseeing um, manchmal scheint es sogar, als seien sie selbst die Attraktion. Unter dem Ansturm ihrer Wochenendinvasionen entstehen die Städte Europas neu als Spielplätze der globalisierten Jugend.

In Berlin zum Beispiel zelebrieren junge Spanier oder Franzosen oder Amerikaner ein Bohemeleben, von dem sie noch ihren Kindern erzählen werden, während die Deutschen in der Stadt vor allem den Stau und den Staub sehen. Die globalisierten Jugendlichen kennen die Künstler der Stadt, wenn sie es nicht selbst sind; sie wissen, welcher DJ an welchem Abend auflegt; sie gehen in die illegalen Clubs, von denen die Nachbarn nichts ahnen, weil sie keine Facebook-Freunde haben, die ihnen davon erzählen.

Das Internet regelt die Reise im Kopf, der Billigflieger bringt einen dorthin. Beides gehört zusammen, beides begann in den späten neunziger Jahren. Eine Subkultur auf der Suche nach Techno, Kunst oder schwulem Sex eroberte Berlin. Sie kennen sich online, sie verabreden sich online, sie machen sich ein Bild der Welt, die sie bald betreten werden, online. Ihre Kennerschaft gibt ihnen einen Grad von Individualismus, der auf eine Welt prallt, die sich mehr und mehr muffinisiert.

Die Innenstädte von Berlin, London, Paris oder Stockholm gleichen dabei den Flughäfen dieser Welt. In Istanbul gibt es Caffè Nero und Burger King, es gibt Granola mit Blaubeeren und Biscotti und Muffins, Muffins, Muffins. Es gibt einen formeleinsigen Futurismus, ein aladinhaftes Allerlei der Formen, zwischen dem sich das Gestern, das Morgen, das Heute verlieren.

Why would anyone fly to Qatar“, fragt der kleine Junge seinen sehr britischen Vater, eine durchaus berechtigte Frage. Neben ihm in der Qatar-Airways-Lounge sitzt seine asiatische Mutter, eine Geigerin in Converse-Turnschuhen.

In Doha schließlich angekommen, gibt es die Antwort auf die Frage des Jungen: Das Scheichtum begrüßt seine Besucher mit einer kapitalistischen Aufforderung in goldenen Lettern: „Win 100 000“. Luxus wird hier eiskalt exekutiert. Das Licht in der Dutyfreehalle strahlt so grell, dass man sich sofort kränklich fühlt.

Doha repräsentiert eine globale Bruchlinie. Am Ticketschalter steht ein Mann in warmem Fleece-Pullover und wird von einem Beamten streng gefragt: „Where are you from?“ „Abidjan“, sagt der Mann. „What is the capital of Abidjan?“, fragt der Beamte. „Abidjan“, sagt der Mann aus der Elfenbeinküste, der die Frage nicht recht versteht. „But what is the capital of Abidjan?“, fragt der Beamte noch mal, der die Antwort nicht recht versteht, und so kann das noch ewig weitergehen. Beckett in Arabien.

Das weltweite Flüchtlingsproblem ist in Doha nur als Farce präsent. Trivandrum, Amritsar, Dammam, Hyderabad, Muscat, Peshawar, das sind die Flugziele, die über den grauhaarigen Inderinnen auftauchen, viele von ihnen im Rollstuhl, alle in bunte Schals gewickelt, sie warten in einem kleinen, kühlen Raum – eine Art Asyl.

Der amerikanische Journalist Robert Kaplan hat es in seinem Buch „Monsoon“ so ausgedrückt: „Das Gebiet rund um den Indischen Ozean, das sich vom Horn von Afrika über die Arabische Halbinsel, die iranische Hochebene und den indischen Subkontinent bis zu den Inseln Indonesiens und noch weiter erstreckt, könnte für das neue Jahrhundert so wichtig und ikonisch werden, wie es Europa für das alte war.“

Je weiter nach Osten man sich bewegt, desto deutlicher schwindet die Macht des Westens – und damit auch die Vorstellungen davon, was eine Reise ist, wie man reist, wann man reist und was man zu erwarten hat. Um zwei Uhr morgens überblenden sich beim Warten auf das Einsteigen nach Singapur die Milka-Werbung, der Scheich auf dem Weg nach Kuwait und der Scheich mit dem iPod. „Wir täuschen uns“, schreibt Kaplan, „wenn wir glauben, wir verstehen, was wir sehen.“

Das 19. Jahrhundert hatte das Reisen mystifiziert, das 20. Jahrhundert hatte es mechanisiert, das 21. Jahrhundert hat es nun multipliziert. Immer mehr, immer verschiedener, immer verwirrender.

Last-Minute-Angebote in Hannover

FRANK AUSSIEKER / VISUM (L.); JÖRG BRÜGGEMANN / OSTKREUZ (R.)

Traveller in Indien

In Deutschland war die Kritik am Reisen und vor allem am Tourismus immer schon fast so populär wie das Reisen selbst. Hans Magnus Enzensberger versuchte sich 1958 an einer Theorie und sah im Tourismus vor allem „das Spiegelbild der Gesellschaft, von der er sich abstößt“.

Er beschrieb das Reise-Ideal der „unberührten Landschaft und der unberührten Geschichte“, das für ihn nichts anderes war „als der Versuch, den in die Ferne projizierten Wunschtraum der Romantik leibhaftig zu verwirklichen“. Und er meinte, darin eine Dialektik zu erkennen: Indem das Ziel erreicht wird, „ist es auch schon vernichtet“.

Während die Engländer aus Unbehagen an der Heimat in die Welt zogen, reisten die Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg voller Unsicherheit über das, was sie in der Fremde wohl erwartet. Sie hatten Angst aufzufallen, sie zerschnitten die Spaghetti mit der Schere und waren im Grunde noch stolz darauf. Die Fremde

Auf Hainan gibt es überhaupt kein ästhetisches Prinzip außer einem lauten Boom, Boom, Boom.

musste kleingemacht werden, damit sie zu Hause auf den Balkon passte.

Es ist auch nicht verwunderlich, dass es kaum große deutsche Reisende gibt – selbst Goethe beschäftigte sich zwischen 1786 und 1788 in Italien mehr mit sich selbst und seiner Malerei als mit den Italienern. Heine wanderte 1824 durch den Harz, Fontane fuhr 1858 nach Schottland, viel mehr ist da auch nicht – außer dem Überweltreisenden Alexander von Humboldt, der auch von den Engländern bewundert wurde.

Eine sehr deutsche Figur ist zum Beispiel der Filmregisseur Werner Herzog, der den Tourismus als „Todsünde“ bezeichnete und zu Fuß von München nach Paris lief, als er hörte, dass die von ihm verehrte Filmhistorikerin Lotte Eisner im Sterben lag. Sie wird nicht sterben, solange ich unterwegs bin, sagte Herzog, mit dem schamanistischen Selbstverständnis, das typisch ist für viele, die im Laufen die Alternative zum Reisen im Modus der Massen sehen.

Der englische Schriftsteller Will Self etwa findet Fliegen „ästhetisch unmöglich“ und läuft nun lieber, in der Tradition der Situationisten, eine Art Ein-Mann-Protest gegen die herrschenden Reiseverhältnisse, quer durch London oder auch schon mal bis Dubai. Und auch der Erfolg von Wolfgang Büschers Zu-Fuß-Literatur, etwa der Amerika-Durchquerung „Hartland“, mag so zu erklären sein.

Es zeigt sich hier eine andere Sehnsucht, ein Streben nach Entschleunigung, um so ein modisches Wort zu verwenden, in letzter Konsequenz nach dem Ende des Reisens, wie es im 19. Jahrhundert erfunden wurde für die westliche Moderne. Remo Masala vom Schweizer Reise-Riesen Kuoni sagt: „Wir reden nicht mehr von Zielen, wir reden von Bedürfnissen.“

Nicht das Ferne ist wichtig, sondern das Ego. Nicht eine unbestimmte Sehnsucht, sondern ein ganz konkreter Wunsch oder „Trigger“, wie Masala sagt, der dann auch noch den Psychoanalytiker C. G. Jung erwähnt. Eine Reiseentscheidung ist heute fast eine Mini-Analyse. „Detourist“, so nennt Masala sein Konzept, wie „detour“, also Umweg, weil der Weg, so die Theorie, heute den westlichen Touristen wichtiger ist. Sie wollen nicht mehr ankommen.

Hochhäuser, Hochhäuser, Hochhäuser. Irgendwo dahinter muss der Strand sein. Das „Hawaii Chinas“ nennen sie Sanya auf der Insel Hainan. Vor allem Chinesen und auch immer mehr Russen fliegen hierher. Die Formensprache lässt sich nur schwer entschlüsseln. Ein riesiger Baldachin türmt sich über einem Hochhaus, tausend Balkone kleben zitternd an der Fassade, kaum zu sagen, ob es überhaupt ein ästhetisches Prinzip gibt außer dem kräftigen Boom, Boom, Boom, das diese Häuser in den blauen Himmel rufen.

Das Morgen des Massentourismus ist im Südchinesischen Meer zu bewundern. 6 Millionen Touristen kamen 2008, irgendwann sollen es 50 Millionen im Jahr sein. Im Sommer eher ausgestorben, kosten im Januar, Februar die Zimmer in einer der Fünf-Sterne-Anlagen schon mal mehr als 1000 Euro. Der Strand ist weiß, aber den betreten die Chinesen nur ungern, weil sie Sonne und Meer nicht mögen.

In Sanya kann man die Karikatur vom chinesischen Wachstum erleben. Nachts wird die Stadt endgültig zum Comic. An einem Berg leuchten gelbe Figuren auf, am Fluss spielt krächzend eine Band Songs von Julio Iglesias, daneben läuft ein Actionfilm. Schiffe ankern, so groß wie russische Panzerboote, und wenn man die Straße zwischen den blinkenden Hochhäusern weitergeht, kommt man zu einem Club, wo sich junge Chinesen einen Raum mieten, um vor einem Großbildfernseher Karaoke zu singen und sich dabei zu betrinken, zu zweit, zu viert, zu zehnt, aber immer in einzelnen Zimmern, 201, 202, 203, irgendwas zwischen Puff und Kinderzimmer.

Alles hier ist gaga. Rimini plus Rockkonzert plus 120 Prozent Luftfeuchtigkeit. Als Westmensch kann man sich im Mandarin Oriental verkriechen, dem Luxusresort der Insel, wo eine ganz andere Form von Solipsismus zelebriert wird. Wenn nicht gerade die chinesische Mafia gastiert, kann man in aller Ruhe Geld für gutes Essen und guten Wein ausgeben, aufs Meer schauen oder die Spa-Isierung der Welt ein wenig vorantreiben, während ein Paar sanfte Hände einen so durchknetet, dass man einen Gin Tonic braucht, um wieder Boden unter den Füßen zu spüren.

An der Bar singt eine Frau aus Uruguay „Bésame mucho“, ein Mann mit Glatze spielt Gitarre, sie sind ganz für sich, niemand ist heute Abend hier, um ihnen zuzuhören. Nebensaison. Der Mond spiegelt sich im Wasser, die Menschen, die unverputzten Beton mögen, und eine Moderne, die die Natur mit der Zivilisation vereint zum Preis eines mittleren Monatseinkommens, all die Menschen also, für die Hoteltipps eine Art Geheimwährung sind und die Fetischisierung der besonderen Orte fast schon etwas Sexuelles, Pornohaftes hat – all diese Leute sind eben gerade auf Sansibar oder auf St. Barth oder in einem neuen Resort in Mexiko. Oder natürlich auf dieser Insel vor Mosambik, wie heißt die noch?

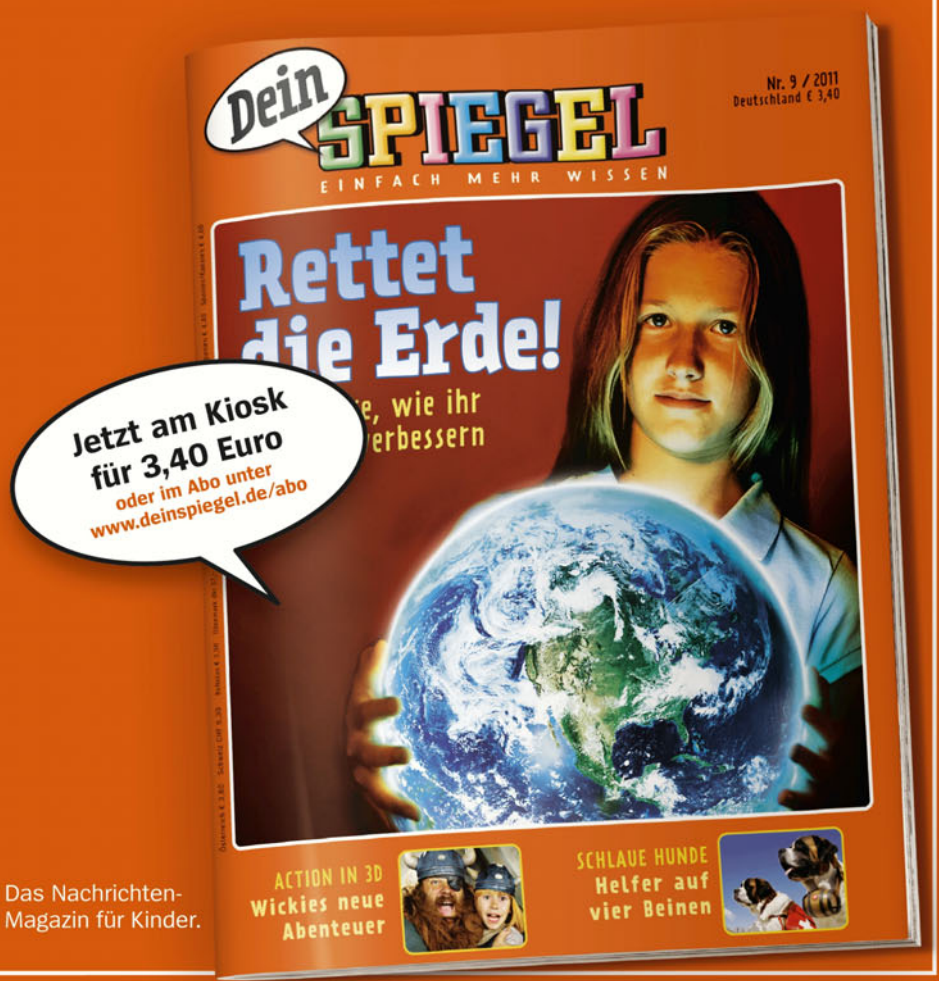
Am nächsten Morgen, die Fahrt zum Flughafen zieht sich. Immer wieder biegen 50 Hochhäuser um die Ecke. Es

Chinesischer Touristenort Sanya auf Hainan

CHOUCHANA/GAMMA/LAIF (L.); BIAUSSAT / PICTURETANK / AG. FOCUS (R.)

Foto-Safari in Tansania

Kinder
SPIEGEL-~~Leser~~ wissen mehr.



regnet monsunartig. Und die Chinesen sind wirklich sehr schlechte Autofahrer. Das kann man aus der Ferne lustig finden, sitzt man in Sanya im Taxi, ist das nicht ganz so lustig.

Der amerikanische Reporter Evan Osnos beschrieb im „New Yorker“, was passiert, wenn Chinesen auf Grand Tour durch Europa reisen. Sie werden vor dem üblicherweise kargen Frühstück gewarnt, sie werden überhaupt vor dem Essen gewarnt, sie staunen, wie langsam alles ist, vor allem die Kassiererin im Supermarkt.

„Ich bin es gewohnt, dass drei Leute gleichzeitig ihre Waren aufs Band legen und die alte Frau, die an der Kasse sitzt, uns gleichzeitig unser Wechselgeld gibt, ohne einen Fehler dabei zu machen“, sagt der Tourguide Li zu Osnos. „Ich sage nicht, dass die Europäer dumm sind. Wenn sie dumm wären, hätten sie nicht all die Technologie erfunden, die sehr komplizierte Rechnungen erfordert. Sie gehen wohl einfach mit Mathematik anders um.“

Die chinesischen Touristen bewundern in Versailles das chinesische Porzellan, „das von uns gestohlen wurde“; sie fragen sich, wie ein Land, in dem so viel gestreikt wird wie in Frankreich, „wirtschaftlich wachsen kann“; sie fragen sich in Italien, ob ein Ein-Parteien-Staat nicht doch besser sei. „Die moderne chinesische Reise“, schreibt Osnos, „beruht wie der moderne chinesische Staat auf dem fragilen Versprechen, dass einer chaotischen Welt Ordnung aufgezwungen werden kann.“

Was hat das alles noch mit Thomas Cook zu tun?

Cook schaute streng auf die Welt. Er wollte die Menschen durch das Reisen moralisch verbessern, dazu überhaupt erst erfand er seine Coupons und seine Reiseschecks. Er wollte es den Menschen leichter machen, in dem Gewirr von Eisenbahnen und Schiffsstrecken die Übersicht zu behalten, dazu erfand er „Cook’s Continental Time Table“, der von 1873 bis heute einmal im Monat erscheint, unterbrochen nur durch den Zweiten Weltkrieg. Im August 1939 konnte man hier lesen, wann die Züge zwischen München und Kochel fuhren, welches Schiff einen von Genua nach Dschibuti bringt und wie die Zeiten des River Plate Service in Argentinien sind.

Die Welt schien größer damals. Die Welt ist nicht kleiner heute, auch wenn es so scheint. Fast alles hat sich am Reisen geändert. Aber eines ist gleich geblieben: Reisen zeigt uns, wer wir sein wollen und wer wir sind. Je weiter wir wegfahren, desto näher kommen wir uns.

„Reisen ist ein Geisteszustand“, schreibt Paul Theroux, „es ist eine fast ausschließlich innere Erfahrung.“

Das Flugzeug startet in Sanya. Die Moderne hat eine volle Umdrehung gemacht.

MYR MURATET / DER SPIEGEL

Vater, Tochter Kaminsky: *Forschungsreise in sein erstes Leben*

WIDERSTAND

Humanistisches Handwerk

Der Franzose Adolfo Kaminsky ist einer der größten Fälscher des 20. Jahrhunderts. Er rettete Juden vor dem Holocaust und Verfolgte in der Dritten Welt. Sogar die Tochter war ahnungslos.

Das Leben im Untergrund hat seine Spuren hinterlassen, immer noch. Es ist ein Sommertag, Adolfo Kaminskys Tochter Sarah lehnt mit einer roséfarbenen Blume im Haar am Küchenfenster und raucht in den Hinterhof hinaus. Ihr Vater blickt skeptisch und fragend in ihre Richtung.

Eine Freundin hat ihn mal verlassen, irgendwann in den sechziger Jahren, weil er jeden Abend verschwand und ihr partout nicht verraten wollte, dass er nachts in seinem Labor Ausweise produzierte.

Nun soll er öffentlich über sein Leben als Fälscher sprechen – etwas, was er immer tunlichst vermieden hatte. „Schweigen war immer das oberste Gebot“, sagt Kaminsky. „Man hat nicht das Recht, andere in Gefahr zu bringen.“

Mit 18 fälscht er den ersten Pass, mit 20 arbeitet er für Geheimagenten, mit 42 hilft er den Revoluzzern. Er hatte so viele Decknamen, dass er sich nicht an alle erinnern kann, zuweilen wechselte er alle drei Monate Namen und Wohnort. Kaminsky, schwarz gelockt, die Augen wach, war ein weltweit gesuchter Fälscher, die Polizei suchte nach ihm, immer vergebens.

Heute, mit 85 Jahren, die Haare weiß, die Augen schwach, sitzt er auf der Couch in seiner Pariser Wohnung, drei Straßen vom Eiffelturm entfernt. 1971 beendete er sein Dasein im Untergrund, seitdem lebt er sein „Bonus-Leben“, wie er es nennt. Er ist ziemlich klapprig mittlerweile, jeden Mittwoch liest er die traditionelle Wochenzeitung „Le Canard enchaîné“, humorvoll und links, genau wie er.

Für Kaminsky war Humanismus immer Handarbeit. Er stellte täuschend echte Blanko-Ausweise her, um Juden während des Zweiten Weltkriegs vor dem sicheren Tod zu retten. Später versorgte er in großem Stil linke Untergrundorganisationen mit falschen Papieren. Niemand wusste davon. Sogar seine Tochter Sarah, die heute 32 Jahre alt ist und Drehbücher schreibt, hatte immer nur eine sehr vage Vorstellung von seinem Vorleben, bis sie beschloss, ihren alten Vater besser kennenzulernen, bevor er, wie sie sagt, „mit seinen Geheimnissen verschwindet“.

Sie unternahm eine Forschungsreise in sein erstes Leben, traf Weggefährten in Algier, Paris, New York. „Ich fand heraus, dass mein Vater sein Leben riskiert hat, um andere vor dem Tod zu bewahren“, sagt Sarah Kaminsky. Sie schrieb ein Buch über die Lebensgeschichte ihres Vaters, nun erscheint die pointiert und unpathetisch geschriebene Biografie auf Deutsch*.

* Sarah Kaminsky: „Adolfo Kaminsky. Ein Fälscherleben“. Kunstmann-Verlag, München; 224 Seiten; 19,90 Euro.

Fälscher Kaminsky 1947, nachgemachte Ausweise des FLN-Unterstützers Jeanson: *„Von jedem Papier hing Leben oder Tod ab“*

Eigentlich wollte Kaminsky Künstler werden. „Als ich 1944 meinen ersten Ausweis fälschte“, sagt er mit brüchiger Stimme, „hatte ich nicht die geringste Ahnung, dass dies der Beginn eines langen Fälscherlebens werden würde.“

Er war gerade 18 Jahre alt und selbst zweimal nur knapp dem Abtransport aus dem Sammellager Drancy nach Auschwitz entgangen. Ein Genosse der französischen jüdischen Organisation Ugif hatte ihn mit falschen Papieren versorgt. Papiere ohne den fetten, roten Stempel „Juif“, Papiere, die aus Adolfo Kaminsky, dem argentinischen Juden, Julien Adolphe Keller, einen elsässischen Franzosen machten.

Marc Hamon, Deckname „Pingouin“, war der Name des Genossen, der ihm half. Die illegale Zelle, für die Hamon arbeitete, hieß „La Sixième“. Kaminsky wollte mittun, doch seine künstlerischen Fähigkeiten waren zunächst zweitrangig, wichtiger war etwas anderes: „Drei Tage testeten sie mich, ob ich von der schwatzhaften Sorte bin“, erinnert sich Adolfo Kaminsky. Er war es schon damals nicht.

Weil der „Juif“-Stempel durch keine Essenz spurlos aus einem Ausweis getilgt werden konnte, begann Kaminsky, Ausweise selbst zu produzieren: den Karton, das Papier, das Wasserzeichen, den Stempel, die Farben für das Stempelkissen, die Fotos, die er mit einer Lochmaschine hineinstanzte. Er berieselte die Papiere anschließend mit einem speziellen Staub, um sie älter aussehen zu lassen. Am Ende, sagt Kaminsky, waren seine Ausweise nicht zu unterscheiden von denen aus der Regierungsdruckerei. „Es gab nie Probleme mit meinen Papieren“, sagt er.

Bald wurde sein Labor in der Rue des Saints-Pères zum größten Lieferanten falscher Dokumente für Nordfrankreich und Belgien. Täglich wurden 30 bis 50 Papiere produziert, in manchen Wochen waren es sogar 500. Kaminsky und seine Leute arbeiteten besessen und perfektionistisch: „Ein Sekundenbruchteil Unaufmerksamkeit kann sich als verhängnisvoll erweisen, von jedem Papier hing Leben oder Tod eines Menschen ab.“ Er fühlte sich, sagte er später seiner Tochter, als arbeite er am „Fließband einer Schicksalsfabrik“.

Im Sommer 1944 schließlich bestellte Pingouin, der Genosse aus der Untergrundzelle, bei ihm Papiere für 300 Kinder: Lebensmittelmarken, Taufscheine, Geburtsurkunden, Personalausweise. 900 Dokumente insgesamt, sie hatten nur drei Tage Zeit. Nach zwei Nächten ohne Schlaf fiel Kaminsky in Ohnmacht, die letzten Dokumente fabrizierten seine Kameraden.

Später erfuhr Kaminsky, dass sein Freund Pingouin und eine Gruppe Kinder nach Auschwitz deportiert worden waren. „Weder er noch die Kinder sind zurückgekommen.“ Mit diesem schlichten Satz endet das vierte Kapitel des Buchs.

Bis heute weiß Kaminsky nicht, was damals passiert ist; ob Pingouin mit den gefälschten Dokumenten in der Tasche kontrolliert wurde, ob die Papiere fehlerhaft waren oder die Polizei einen Hinweis erhielt.

Und bis heute erzählt Kaminsky nicht, was damals in ihm vorging. Auch an diesem Sommertag in seinem Wohnzimmer bleiben seine Antworten vage und etwas ratlos.

„Mein Vater“, sagt die Tochter Sarah, „kann seinen Schmerz nicht artikulieren.“ Während der Recherche für das Buch habe sie immer wieder danach gefragt, wie ihn die Arbeit im Untergrund und der Tod der Kinder und des Freundes verändert hätten, stattdessen erzählte Kaminsky seltsame Anekdoten, deren Sinn die Tochter erst entschlüsseln musste. „Ich denke, mein Vater machte sich starke Vorwürfe nach dem Tod Pingouins“, sagt sie.

„Oui“, sagt Adolfo Kaminsky. „Sein Tod hat mich wirklich sehr bedrückt. Aber, so traurig es klingt, es war nicht die Ausnahme, wir waren daran gewöhnt, dass geliebte Menschen verschwanden und umgebracht wurden.“ Seine Mutter wurde nach dem Einmarsch der Deutschen in Paris von Nazis ermordet, da war er gerade 15.

Nach der Befreiung von Paris fälschte Kaminsky immer weiter. Er arbeitete für den französischen Geheimdienst, den er mit gefälschten deutschen Personalausweisen versorgte. Die Agenten hatten den Auftrag, die unbekannten Konzentrationslager in Deutschland aufzuspüren. Es war die einzige Zeit in seinem Leben, in der er mit dem Fälschen Geld verdien-

te. „Ich wollte mir immer die Freiheit bewahren, Aufträge ablehnen zu können“, sagt Adolfo Kaminsky.

Nach Kriegsende arbeitete er fast ununterbrochen in seinem Atelier, tagsüber als Fotograf, nachts als Fälscher.

Mitte der fünfziger Jahre lernte er in Paris die amerikanische Fotografin Sarah Elisabeth Penn kennen. Als sie zurückging in die USA, versprach Adolfo Kaminsky, dass er nachkommen werde, um sie zu heiraten. Er kam nicht. Er entschied sich gegen die Liebe und für den meistgesuchten Mann Frankreichs: Francis Jeanson, französischer Intellektueller. Der war prominenter Unterstützer der FLN, der algerischen Befreiungsfront, die für die Unabhängigkeit Algeriens kämpfte. Warum Kaminsky sie damals sitzenließ, erfuhr die Fotografin erst 50 Jahre später durch seine Tochter: „Sie sagte: Ich wusste immer, dass er kein schlechter Mensch war“, so erzählt es Sarah Kaminsky.

Später arbeitete er auch für Befreiungsbewegungen in Südamerika und Afrika. Kaminsky hat seine Erfahrungen mit Kriegen gemacht. Befreiungskampf und Terror, das ist nicht immer leicht zu trennen. Die humanistische Idee war immer wichtiger als die Ideologie. Als er den Auftrag bekam, eine Bombe zu bauen, schickte er eine Attrappe. „Ich wollte nur, dass niemand verfolgt wird und jeder in Freiheit leben kann.“

Während des Algerien-Kriegs Anfang der sechziger Jahre hatten er und seine Kameraden die Idee, Frankreich mit Falschgeld zu überschwemmen, um so die Wirtschaft zu destabilisieren.

Kaminsky produzierte rund einen Kubikmeter Hundert-Francs-Scheine, es müssen um die einhundert Millionen gewesen sein. Doch bevor das Geld in Umlauf gebracht werden konnte, wurde am 18. März 1962 der Waffenstillstand in Algerien verkündet. Kaminsky erfuhr davon aus dem Radio, das Geld verbrannten sie in einem „Freudenfeuer“. „Es ist uns nie in den Sinn gekommen, die Scheine zu behalten. Geld führt unweigerlich zu Problemen“, sagt Kaminsky.

Anfang der siebziger Jahre schließlich beendet Adolfo Kaminsky sein Leben als Fälscher. Die Polizei war ihm auf der Spur. In Algerien lernte er seine jetzige Frau kennen, sie heirateten, bekamen drei Kinder: Atahualpa, 36, Rocé, 34, einen in Frankreich bekannten Rapper, und Sarah, 32. Das Bonus-Leben begann.

Für seine Verdienste während des Zweiten Weltkriegs wurde Adolfo Kaminsky inzwischen mehrfach ausgezeichnet. „Ich bin stolz auf meinen Vater“, sagt Sarah Kaminsky und streicht ihm durch den weißen Bart. Dass er ein „héro“ sei, ein Held, hört Adolfo Kaminsky nicht gern, er sei eher eine „zéro“, eine Null. Dann schweigt er wieder.

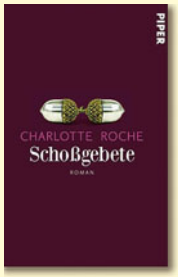
NORA REINHARDT

Bestseller

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

Belletristik

1 (–) **Charlotte Roche**
Schoßgebete
Piper; 16,99 Euro



Die Geschichte einer Großstadtneurotikerin – mit autobiografischen Zügen

2 (–) **P. C. Cast / Kristin Cast**
Verbrannt – House of Night 7
FJB; 16,95 Euro

3 (1) **Jussi Adler-Olsen**
Erlösung
dtv; 14,90 Euro

4 (2) **Jussi Adler-Olsen**
Schändung
dtv; 14,90 Euro

5 (5) **Volker Klüpfel / Michael Kobr**
Schutzpatron
Piper; 19,95 Euro

6 (3) **Susan Elizabeth Phillips**
Der schönste Fehler meines Lebens
Blanvalet; 14,99 Euro

7 (4) **Max Landorff**
Der Regler
Scherz; 13,95 Euro

8 (7) **Tommy Jaud**
Hummeldumm
Scherz; 13,95 Euro

9 (6) **Rita Falk**
Winterkartoffelknödel
dtv; 12,90 Euro

10 (10) **Horst Evers**
Für Eile fehlt mir die Zeit
Rowohlt Berlin; 14,95 Euro

11 (11) **Max Bentow**
Der Federmann
Page & Turner; 14,99 Euro

12 (9) **Doris Dörrie**
Alles inklusive
Diogenes; 21,90 Euro

13 (8) **Karen Rose**
Todesstoß
Knaur; 14,99 Euro

14 (12) **Carlos Ruiz Zafón**
Marina
S. Fischer; 19,95 Euro

15 (16) **Arno Geiger**
Der alte König in seinem Exil
Hanser; 17,90 Euro

16 (15) **Simon Beckett**
Verwesung
Wunderlich; 22,95 Euro

17 (13) **Martin Suter**
Allmen und der rosa Diamant
Diogenes; 18,90 Euro

18 (18) **Rita Falk**
Dampfnudelblues
dtv; 14,90 Euro

19 (19) **Dora Heldt**
Kein Wort zu Papa
dtv; 12,90 Euro

20 (17) **Hans Fallada**
Jeder stirbt für sich allein
Aufbau; 19,95 Euro

Sachbücher

1 (1) **Heribert Schwan** Die Frau an seiner Seite – Leben und Leiden der Hannelore Kohl
Heyne; 19,99 Euro

2 (2) **Dieter Nuhr**
Der ultimative Ratgeber für alles
Bastei Lübbe; 12,99 Euro

3 (3) **Margot Käßmann**
Sehnsucht nach Leben
adeo; 17,99 Euro

4 (8) **Joachim Fuchsberger**
Altwerden ist nichts für Feiglinge
Gütersloher Verlagshaus; 19,99 Euro

5 (6) **Martin Wehrle**
Ich arbeite in einem Irrenhaus
Econ; 14,99 Euro

6 (5) **Richard David Precht**
Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?
Goldmann; 14,95 Euro

7 (4) **Walter Kohl**
Leben oder gelebt werden
Integral; 18,99 Euro

8 (7) **Sven Kuntze**
Altern wie ein Gentleman
C. Bertelsmann; 19,99 Euro

9 (10) **Leo Martin**
Ich krieg dich!
Ariston; 14,99 Euro

10 (9) **Andreas Kieling**
Ein deutscher Wandersommer
Malik; 22,95 Euro

11 (11) **Bud Spencer mit Lorenzo De Luca und David De Filippi** Mein Leben, meine Filme – Die Autobiografie
Schwarzkopf & Schwarzkopf; 19,95 Euro

12 (13) **Kevin Dutton**
Gehirnflüsterer
dtv; 14,90 Euro

13 (12) **Helmut Schmidt**
Religion in der Verantwortung
Propyläen; 19,99 Euro

14 (14) **Thilo Sarrazin**
Deutschland schafft sich ab
DVA; 22,99 Euro

15 (15) **Wolfgang Büscher**
Hartland – Zu Fuß durch Amerika
Rowohlt Berlin; 19,95 Euro

16 (17) **Henry Kissinger**
China
C. Bertelsmann; 26 Euro

17 (19) **Axel Hacke / Giovanni di Lorenzo**
Wofür stehst Du?
Kiepenheuer & Witsch; 18,95 Euro

18 (–) **Götz Aly**
Warum die Deutschen? Warum die Juden?
S. Fischer; 22,95 Euro

Der Historiker beschreibt, wie der Neid der Deutschen zum Holocaust führte

19 (–) **Rhonda Byrne**
The Secret – Das Geheimnis
Arkana; 16,95 Euro

20 (–) **Michael Mittermeier**
Achtung Baby!
Kiepenheuer & Witsch; 14,95 Euro

ESSAY

Empört euch, Europäer

Zusammen gewinnen oder einzeln verlieren

Von Ulrich Beck

Die deutsche Europapolitik steht vor einer Wende, die so bedeutsam ist wie die der deutschen Ostpolitik Anfang der siebziger Jahre. Die Losung von damals, „Wandel durch Annäherung“, könnte heute lauten: „Mehr Gerechtigkeit durch mehr Europa“.

Es geht, beide Male, um die Überwindung einer Spaltung, zwischen Ost und West damals, zwischen Nord und Süd heute. Europa ist eine Schicksalsgemeinschaft, so wird es von den Politikern unermüdlich beschworen. Das war sie schon bei der Gründung. Die Europäische Union ist die Idee, die nach dem Zweiten Weltkrieg aus der physischen und moralischen Verwüstung kam. Die Ostpolitik war die Idee, den Kalten Krieg zu entschärfen und den Eisernen Vorhang zu durchlöchern.

Anders als frühere Staaten und Imperien, die ihren Ursprung in Mythen und heldenhaften Siegen feierten, ist die Europäische Union eine transnationale Regierungsinstitution, die aus der Agonie der Niederlage und aus dem Erschrecken über den Holocaust geboren wurde. Aber was meint heute, wo es nicht mehr um Krieg und Frieden geht, die europäische Schicksalsgemeinschaft als neue Generationserfahrung? Es ist die existentielle Bedrohung durch die Finanz- und Euro-Krise, die den Europäern wieder bewusst macht, dass sie nicht in Deutschland oder Frankreich, sondern in Europa leben. Die Jugend Europas erfährt zum ersten Mal ihr „europäisches Schicksal“: Besser ausgebildet denn je, trifft sie mit ihren Erwartungen auf den durch drohenden Staatsbankrott und Wirtschaftskrise ausgelösten Niedergang der Arbeitsmärkte. Jeder fünfte Europäer unter 25 Jahren ist arbeitslos.

EMANUELE CREMASCHI / LUZPHOTO / FOTOGLORIA

Protestierende Jugendliche in Madrid

Alle sind in eine Welt katapultiert worden, die niemand mehr versteht.

Dort, wo das akademische Prekariat seine Zeltlager errichtet hat und seine Stimme erhebt, geht es in allen Jugendprotesten um die Forderung nach sozialer Gerechtigkeit – und die wird in Spanien, Portugal, aber auch in Tunesien, Ägypten und Israel (anders als in Großbritannien) gewaltlos und doch machtvoll vorgebracht. Europa und seine Jugend eint die Wut über eine Politik, die mit Geldsummen, die alle Vorstellungskraft übersteigen, Banken rettet, dabei aber die Zukunft der Jugend verspielt. Wenn die Hoffnung der europäischen Jugend der Euro-Krise zum Opfer fällt, welche Zukunft bleibt dann für ein Europa, das immer älter wird?

Fast täglich liefern die Nachrichtensendungen neues Anschauungsmaterial für den Eintritt in eine neue Ära riskanter Unordnung – die „Weltrisikogesellschaft“. Seit geraumer Zeit sind die Schlagzeilen austauschbar: Unsicherheit über die Zukunft der Weltwirtschaft, EU-Rettungsschirm in Gefahr, Merkel reist zu Krisentreffen mit Sarkozy, Rating-Agentur erläutert Herabstufung der USA. Signalisiert die globale Finanzkrise den Verfall des alten Zentrums? Ausgerechnet das autoritäre China spielt den Finanzmoralapostel und liest dem demokratischen Amerika, aber auch der EU, die Leviten.

In jedem Fall hat die Finanzkrise eines bewirkt: Alle (auch die Experten und Politiker) sind in eine Welt katapultiert worden, die niemand mehr versteht. Was die politischen Reaktionen betrifft, so lassen sich zwei Extremszenarien gegenüberstellen. Ein hegelianisches Szenario, in dem, mit den Bedrohungen, die der Weltrisikokapitalismus erzeugt, die „List der Vernunft“ eine historische Chance erhält. Dies ist der kosmopolitische Imperativ: kooperieren oder scheitern, zusammen gewinnen oder einzeln verlieren.

Zugleich eröffnet die Unkontrollierbarkeit der Finanzrisiken (und des Klimawandels und der Migrationsbewegungen) aber auch ein Carl-Schmitt-Szenario, ein machtstrategisches Spiel, das mit der Normalisierung des planetarischen Ausnahmezustands ethnischer und nationalistischer Politik wieder Tür und Tor öffnet.

Der Schicksalsgemeinschaft kann man in beiden Modellen nicht entfliehen, weil der Weltrisikokapitalismus, egal was wir tun, neuartige existentielle Spaltungen und Bindungen über nationale, ethnische, religiöse und politische Grenzen hinweg stiftet.

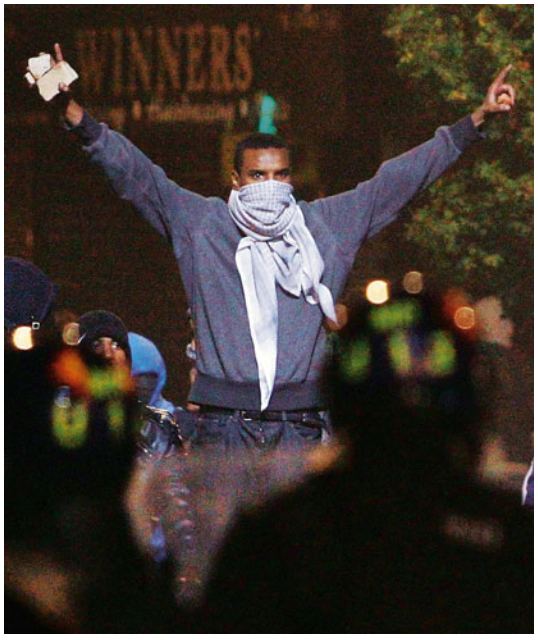
Wie kann Europa sich dabei behaupten? Paradoxerweise ist der Erfolg der Europäischen Union zugleich eines ihrer größten Hemmnisse. Viele ihrer Errungenschaften sind den Menschen so selbstverständlich geworden, dass sie diese vielleicht erst dann bemerken würden, wenn sie nicht mehr existierten. Man stelle sich vor, Passkontrollen an Grenzen würden wieder eingeführt, es gäbe keine verlässlichen Lebensmittelvorschriften an allen Orten, keine Meinungs- und Pressefreiheit nach den gleichen Standards (gegen die Ungarn heute verstößt und sich deswegen dem strengen Blick aussetzt); nicht nur bei Reisen nach Budapest, Kopenhagen oder Prag, sondern auch nach Paris, Madrid und Rom müsste man Geld umtauschen und sich Wechselkurse merken. Die „Heimat Europa“ ist uns zur zweiten Natur geworden, und gerade das könnte ein Grund sein, sie leichtfertig aufs Spiel zu setzen.

Es geht darum, die Realität zu erkennen und anzuerkennen, dass Deutschland ein Teil der Schicksalsgemeinschaft Europa geworden ist, und zwar in dem Sinne, wie Willy Brandt es während der ersten Sitzung des gesamtdeutschen Bundestags sagte: „Deutsch und europäisch gehören jetzt und hoffentlich für alle Zukunft zusammen."

Gilt der hegelsche Gedanke noch, dass die Vernunft in der Geschichte sich am Ende trotz vieler Umwege durchsetzt? Oder hat Carl Schmitt die Regie übernommen, der glaubte, dass zwischen den Staaten im Zweifel immer Feindschaft herrscht?

Anders als die Zwangsschicksalsgemeinschaft der Rivalen USA und China beruht die Schicksalsgemeinschaft Europa auf gemeinsamem Recht, gemeinsamer Währung, gemeinsamen Grenzen, aber auch dem Prinzip des „Nie Wieder!" Statt eine hehre Vergangenheit zu beschwören, versucht die EU sicherzustellen, dass sich die Vergangenheit nicht wiederholt. Statt ein Superstaat zu werden oder ein Mechanismus, der im besten Fall aufgeklärte nationale Interessen repräsentiert, hat sich die EU in eine dritte Form verwandelt. Ihre wichtigste Rolle ist eine orchestrierende. Sie ermöglicht die Vernetzung von Engagements und Instanzen, zu denen Nationalstaaten gehören, aber nach außen auch nationenübergreifende Organisationen und nach innen Stadt- und Regionalregierungen sowie zivilgesellschaftliche Organisationen.

Innerhalb dieses Rahmens hat sich mit den Rettungsschirmen für südeuropäische Länder eine Konfliktlogik zwischen Kreditgeber- und Kreditnehmerländern entwickelt. Die Geberländer müssen nach innen Sparprogramme durchsetzen und ziehen deswegen die politischen Daumenschrauben bei den Schuldnerländern bis über die Schmerzgrenze hinweg an. Die Schuldnerländer dagegen sehen sich einem Diktat der EU unterworfen, das ihre nationale Unabhängigkeit und Würde verletzt. Beides schürt in Europa Hass auf Europa, da Europa allen als Häufung von Zumutungen erscheint.



Krawalle in London

Vielen steht das Ende der Politik vor Augen.

Hinzu kommt die gefühlte Bedrohung von außen. Den Kritikern „des" Islam, der angeblich die westlichen Werte der Freiheit missbraucht, gelang es, Ausländerfeindlichkeit und Aufklärung zu verbinden. Plötzlich konnte man sogar im Namen der Aufklärung gegen das Vordringen bestimmter Einwanderer sein. So überlagern und verstärken sich wechselseitig drei selbstzerstörerische Prozesse in Europa: Ausländerfeindlichkeit, Islamfeindlichkeit und Europafeindlichkeit.

Vielen steht, wenn sie an Politik denken, das Ende der Politik vor Augen. Wie kann man nur so blind sein! Im Kleinen wie im Großen, auf der nationalen, auf der europäischen, insbesondere aber auf der weltpolitischen Ebene streiten Hegel, der Vernunftgläubige, und Schmitt, der überall Feinde sieht.

Was die ewige Krise namens Europa betrifft, so stehen in dieser Auseinandersetzung um die Modelle der Zukunft folgende Fragen auf der Tagesordnung: Inwieweit greift der Aufstand der empörten Jugend tatsächlich solidaritätstiftend über nationale Grenzen hinweg? Wie weit führt das Gefühl, abgehängt zu sein, zu einer europäischen Generationserfahrung und zu neuen europapolitischen Initiativen? Wie verhalten sich die Arbeitnehmer, die Gewerkschaften, die Mitte der europäischen Gesellschaft? Welche der großen Parteien beispielsweise in Deutschland bringt den Mut auf, den Bürgern zu erklären, was ihnen die Heimat Europa wert ist?

Angela Merkel zieht die Umwege der Vernunft vor, sie hegelt. Um es in einer Tanz-Metapher zu sagen: zwei Schritte zurück, einen seitwärts, dann die Zirkusnummer der blitzschnellen Kehrtwende, abgefedert durch ein Schrittchen vorwärts – so hüpft, stolpert, taumelt die Berliner Koalition. Nach einer Musik, die weder die Deutschen noch die anderen Europäer hören und verstehen können. Denn während Helmut Kohl noch vor einem deutschen Europa warnte und ein europäisches Deutschland anstrebte, verficht Merkel einen deutschen Euro-Nationalismus: Am Wesen der Berliner Ordnungs- und Wirtschaftspolitik soll Europa genesen.

Was die Ostpolitik der siebziger Jahre im geteilten Deutschland war, sollte aber angesichts der Finanzkrise die Europapolitik heute sein: Vereinigungspolitik über Grenzen hinweg. Warum war die unendliche Kosten verursachende Vereinigung mit der DDR selbstverständlich, warum ist wirtschaftspolitische Integration der Schuldnerländer wie Griechenland und Portugal dagegen verpönt? Es geht nicht nur um das Bezahlen der Zeche. Es geht vielmehr darum, Europas Zukunft und seine Stellung in der Welt neu zu denken und zu gestalten.

Die Einführung der Euro-Bonds wäre kein Verrat deutscher Interessen. Der Weg in die Solidarunion entspricht, ähnlich wie die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze, dem wohlüberlegten deutschen Interesse. Er ist Ausdruck europäisch-deutscher Realpolitik. Warum sollte Europa nicht eine Finanztransaktionssteuer einführen, die niemandem, selbst den Banken, wirklich wehtut, aber allen Mitgliedsländern zugutekommt, die finanzielle Handlungsspielräume für ein soziales und ökologisches Europa eröffnet, das den Arbeitnehmern Sicherheit durch Europa verheißt – und damit die Anliegen aufnimmt, die den jungen Europäern besonders am Herzen liegen?

Mehr Gerechtigkeit durch mehr Europa – darin steckt auch der Appell im Sinne der transnationalen Solidargemeinschaft: „Empört euch, Europäer". Ähnlich wie seinerzeit die Rede von der Annäherung an den kommunistischen Block von vielen als Vaterlandsverrat verteufelt wurde, ist heute die Forderung „Mehr Europa!" ein Schlag ins Gesicht des nationalen Selbstbewusstseins.

Merkels Hin-und-Her-Vor-und-Zurück-Politik könnte zugleich eine Steilvorlage für ein rot-grünes Zukunftsprojekt abgeben. Sobald SPD und Grüne begreiflich gemacht haben, dass ein soziales Europa mehr ist als eine introvertierte Krämerseele, nämlich – mit Hegel gesprochen – eine historische Notwendigkeit, wird sogar die SPD wieder Profil und Wahlen gewinnen. Vorausgesetzt, sie hat den Mut, die Europapolitik offensiv zu ihrem Hauptprojekt zu erklären, wie vor gut vierzig Jahren die Ostpolitik.

Ulrich Beck, 67, lehrt Soziologie in London und Harvard. Nächsten Monat erscheint sein zusammen mit Elisabeth Beck-Gernsheim verfasstes Buch „Fernliebe. Lebensformen im globalen Zeitalter" bei Suhrkamp.

Szene aus „Sommer in Orange“: *Ganz entspannt im Hier und Jetzt über den letzten Orgasmus diskutieren*

KINO

Nackerte Terroristen

Die Komödie „Sommer in Orange“ zeigt, wie Kinder in einer Bhagwan-Kommune in einem bayerischen Dorf aufwuchsen. Eine wahre Geschichte, beinahe.

Der Filmproduzent Georg Gruber steht vor einer Villa in Schäftlarn, einem Vorort im Süden von München. Manikürte Rasenflächen, Doppelgarage, beim Nachbarn hängt das Bild eines Dackels an der Gartenpforte: „Hier wache ich.“

Dieses Schäftlarn ist der Ort seiner Kindheit, Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre. Damals stand an dieser Stelle noch keine Villa, sondern ein altes Haus in einem verwilderten Garten, bewohnt von vielen Menschen in orangefarbenen Gewändern. „Vor dem Haus parkten immer alte Rostlauben, Enten, VW“, sagt Gruber, „mir war das peinlich.“ Die Nachbarn fuhren Mercedes oder BMW und dachten, die Leute in Orange hätten alle einen Hau.

Gott hatte Schuld. Der Gott, der Rolls-Royce fuhr und eigentlich Rajneesh Chandra Mohan hieß, ein gütig lächelnder Inder, Guru und Geschäftsmann in einer Person. Hunderttausende Jünger in aller Welt trugen als Zeichen ihrer Hingabe sein Foto als Medaillon an einer Kette. Die Jünger nannten ihn Bhagwan, den „Gesegneten“, die Eifrigen pilgerten zu seinem Aschram im indischen Poona. Menschen wie der ZDF-Moderator Peter Lustig („Löwenzahn“) oder der Wirt des Berliner Promi-Restaurants Borchardt, Roland Mary, suchten die Nähe der Bhagwan-Bewegung.

Und auch Grubers Mutter, eine gelernte Apothekerin. Nach der Trennung von ihrem Ehemann war sie mit ihren beiden Kindern – Georg Gruber, Jahrgang 1974, hat noch eine drei Jahre ältere Schwester, Ursula – in eine Bhagwan-Kommune in dem alten Haus in Schäftlarn gezogen, damals eher Dorf als Vorort. „Wir waren die Außenseiter“, sagt Gruber.

Mit 30 Jahren Abstand haben die Geschwister jetzt ihre Kindheit „aufgearbeitet“, wie es im Jargon der damaligen Zeit hieß: Sie haben einen autobiografischen Film gedreht. Ursula Gruber schrieb das Drehbuch, ihr Bruder wirkte als Produzent, der Neo-Heimatfilmer Marcus H. Rosenmüller („Wer früher stirbt ist länger tot“) wurde als Regisseur verpflichtet. Herausgekommen ist, was die Grubers noch vor kurzem selbst überrascht hätte, eine Komödie, Titel: „Sommer in Orange“, jetzt im Kino.

„Sommer in Orange“ ist eine Zeitreise in die alte Bundesrepublik, in eine Epoche, als RAF-Fahndungsplakate an jeder Ecke hingen, Franz Josef Strauß wie ein Sonnenkönig über Bayern herrschte und Yoga vielen als Teufelskult galt. Eine Gruppe Sanyasin, so nennen sich die Bhagwan-Jünger, zieht von Berlin-Kreuzberg in die bayerische Provinz, wo einer von ihnen einen alten Bauernhof geerbt hat. Die Sanyasin wollen das Gehöft in ein sogenanntes Therapiezentrum umbauen.

Zum Kern der Truppe gehören die schöne Amrita und ihr aktueller Liebhaber Siddharta; ihre bürgerlichen Namen haben sich bei einer Indien-Reise in Schall und Rausch aufgelöst. Auch Amritas Kinder, die zwölfjährige Lili und der neunjährige Fabian, müssen mit, ob sie wollen oder nicht.

Die ersten Tage im Dorf sind ein Kulturschock, weniger für die naiv-ignoranten Sanyasin als für die Einheimischen. „Nackerte Terroristen“ seien die Neuankömmlinge, glauben einige Dorfbewohner. Der Bürgermeister schaut genau hin, wenn Amrita (Petra Schmidt-Schaller) ihr orangefarbenes Kleid ablegt und mit entblößtem Busen durch den Garten tanzt.

Es wird viel gefeiert bei den Bhagwan-Anhängern, Paare finden und trennen sich, sie umarmen Bäume und beschwören die Energie von Steinen. Nur manchmal wird das Verlangen übermächtig, etwas wirklich Verbotenes zu tun. Dann geht Siddharta (großartig: Georg Friedrich) heimlich zum Metzger und kauft sich ein paar Würstchen. Seine WG-Freunde sind strenge Vegetarier.

„Der Blick in den Kühlschrank war oft ernüchternd“, sagt Georg Gruber im Rückblick. „Grünkernzeug kann ich bis heute nicht mehr essen.“ Damals wünschte er sich nichts so sehr wie eine vermeintlich „ganz normale Familie: Vater bei der Allianz, Mutter Hausfrau, ein Reihenhaus mit einem neuen Passat vor der Tür und Ferien in Italien oder auf Mallorca“. Stattdessen erlebte er ständig wechselnde Mitbewohner und Hänseleien in der Schule. Aus Angst vor Spott wagte er nur selten, Klassenkameraden nach Hause einzuladen.

MAJESTIC FILM

„Ich war sauer auf die Mama und kam mir alleingelassen vor“, sagt Georgs Schwester Ursula. Ihr Alter Ego im Film, die kleine Lili (Amber Bongard), ist die einzige wirklich Erwachsene in der Wohngemeinschaft: Sie übernimmt Verantwortung, sorgt zum Beispiel für Nachschub im Kühlschrank, während die Älteren lieber ganz entspannt im Hier und Jetzt über ihren letzten Orgasmus diskutieren.

Im wirklichen Leben kümmerte sich Grubers Großmutter um den praktischen Teil der Erziehung. Sie schickte ihre Enkel regelmäßig zum Friseur, kaufte ihnen neue Schuhe und entfärbte per Hand ihre Kleidung, damit sie nicht immer in Sanyasin-Orange herumlaufen mussten.

Kinder sind konservativ. Sie wollen dazugehören und sich nicht für ihre Eltern schämen müssen. Als der erste Elternabend in einer neuen Schule anstand, kaufte Ursula Gruber für ihre Mutter unauffällige, biedere Klamotten. Bloß kein Orange! Die Mutter ließ sich ihrer Tochter zuliebe darauf ein.

Im Film beginnt Lili ein Doppelleben: Zu Hause trägt sie Orange, im Dorf Dirndl, „wie Heidi“. Sie wird Mitglied der örtlichen Blaskapelle. Auch Ursula Gruber spielte Trommel, nur um Anschluss zu finden.

Georg Gruber protestierte, als er älter wurde, auf seine Weise gegen die Ideale der Bhagwan-Bewegung: Von seinem ersten selbstverdienten Geld kaufte er sich einen Fernseher (im Haus in Schäftlarn gab es keinen). Später besuchte er eine Business School in Wien und arbeitete in einer Werbeagentur, bevor er beim Film Karriere machte, einer Branche, „in der man mit dem Bhagwan-Motto ‚Drop your ego‘ nicht weit kommt“. Mittlerweile wohnt Gruber mit Frau und Kind in Berlin; den letzten Urlaub verbrachte die Familie in Italien.

„Sommer in Orange“ wirft einen milden, nostalgisch gefärbten Blick zurück, milder als vergleichbare Filme. Schärfer rechnete der Regisseur Lars Jessen 2005 in seinem autobiografischen Spielfilm „Am Tag, als Bobby Ewing starb“ mit der ranzigen Selbstgewissheit vieler Alt-68er ab. Und der Schwede Lukas Moodysson zeigte in „Zusammen“ (2000) eine linksalternative Kommune der siebziger Jahre, in der die Erwachsenen die Bedürfnisse der Kinder lässig ignorieren.

In „Sommer in Orange“ wirken fast alle Erwachsenen wie Karikaturen ihrer selbst. Wirklich bedrohlich für die Kinder wird der eigenwillige Erziehungsstil in der Kommune nie. Selbst dann nicht, als Mutter Amrita – anders als ihr reales Vorbild – ihren Nachwuchs in ein Bhagwan-Internat nach England schicken will, um einem amerikanischen Guru ins neue Bhagwan-Zentrum nach Oregon zu folgen.

Es sind vor allem persönliche Erfahrungen, die dafür gesorgt haben, dass „Sommer in Orange“ eine so versöhnliche und heitere Stimmung verbreitet. „Noch vor zehn Jahren wäre es eine Abrechnung geworden“, sagt Ursula Gruber.

MATHIAS BOTHOR / MAJESTIC FILM

Filmemacher Georg, Ursula Gruber
Bloß kein Orange!

Mittlerweile aber, inzwischen selbst Mutter von zwei kleinen Kindern, merke sie, dass eine große Wohngemeinschaft auch Vorteile haben kann, allein wegen der Kinderbetreuung.

Um zu begreifen, dass eine bürgerliche Kleinfamilie nicht zwangsläufig glücklich machen müsse, brauche man „ein bisschen Lebenserfahrung“, sagen die Geschwister heute. Auch das Verhältnis zur Mutter sei mittlerweile „gut und entspannt“.

Der Kulturkampf von damals ist vorbei, nicht nur bei Grubers. Die Anhänger von Bhagwan und anderen Glückskeks-Philosophen haben die Gesellschaft mehr geprägt, als sie es selbst vor 30 Jahren für möglich gehalten hätten. Osho, wie der 1990 verstorbene Bhagwan sich zuletzt nannte, ist längst eine geschützte Marke. Unter seinem Namen werden bis heute Discos und Restaurants betrieben, oft von mittlerweile sehr bürgerlichen Sanyasin. Fernöstliche Entspannungstechniken, einst misstrauisch beäugt, werden heute von Krankenkassen bezuschusst, Yoga ist eine globale Industrie mit Milliardenumsätzen. Der Aschram im indischen Pune, ehemals Poona, wurde zum Luxus-Wellness-Resort umgebaut.

Der Bayerische Rundfunk (BR), der einst in TV-Dokumentationen vor dem angeblich zersetzenden Einfluss der Sanyasin warnte, ist einer der Co-Produzenten von „Sommer in Orange“; eine Szene wurde sogar im Funkhaus des BR gedreht.

Und in Schäftlarn, gleich um die Ecke von der alten Bhagwan-Kommune, steht heute eine „Praxis für Kosmetik und Massage in ganzheitlichem Bewusstsein“. Georg Gruber muss lachen, als er bei seinem Besuch das Schild entdeckt.

Der Garten vor der Praxis ist tadellos gepflegt.

MARTIN WOLF

Marcel Proust, gemalt

Buchkritik: *„Asterios Polyp“, die Bildergeschichte des Zeichners David Mazzucchelli*

Ein Paar streitet sich. Irgendetwas in seiner Beziehung funktioniert nicht mehr, beide spüren es, der Konflikt hat sich lange angekündigt, dementsprechend ist der Anlass gar nicht wichtig, eigentlich sogar albern, der Streit dafür umso heftiger.

Wie viele Worte hätte ein Schriftsteller wohl für diese Konstellation gebraucht? Für das Kleine: die Vorgeschichte, die einzelnen Momente des Streits, seine besondere Dynamik, die Beschreibung der Gesprächsstrategien? Für das Große: den bösen Wunsch zu verletzen und den Schmerz, der daraus folgt; das Gefühl, dass die Welt zerreißt und ein Wortwechsel zur Schlacht wird, bei der Liebe sich in glühenden Hass verwandelt? Und wie man am Ende einsam auf dem Sofa sitzt und weint? Es wären viele Worte.

David Mazzucchelli genügen ein paar Zeichnungen. „Asterios Polyp“ heißt sein Buch, es ist eine sogenannte Graphic Novel, ein gezeichneter Roman. Am Anfang der Sequenz scheint noch alles in Ordnung, Asterios, der Titelheld, und seine Frau Hana betreten ihre Wohnung. Dann reißt es sie farblich und strich-stilistisch auseinander, alles Blau zieht sich in Asterios zusammen, alles Rot in Hana, seiner Ehefrau. Asterios wird zur roboterhaften Puppe, Hana ein Empfindsamkeitswesen.

Am Schluss stehen sie zwar noch im selben Zimmer, es sind aber zwei Räume geworden, die sich nicht mehr gegenseitig durchdringen.

Dass die ambitionierte Bildergeschichte in Deutschland keine sonderlich beliebte Kunstform ist, lässt sich schon daran ablesen, dass sie hierzulande nicht mal einen eigenen Namen bekommen hat. Den amerikanischen Fachbegriff kennen nur wenige, kaum bekannt sind auch die Autoren dieses Genres.

Wobei der US-Amerikaner David Mazzucchelli, 50, auch ein merkwürdiger Kauz ist. Schon Mitte der achtziger Jahre half er, den Superhelden Batman neu zu erfinden. Aber „Asterios Polyp“ ist das erste Buch, das er komplett selbst gezeichnet und getextet hat, mehr als zwanzig Jahre später. Dafür ist es ein Meisterwerk geworden, ein Künstlerroman, eine philosophische Liebesgeschichte, ein Buch über die Untiefen der Erinnerung.

Mazzucchelli-Zeichnung

Die Handlung ist rasch erzählt: Ein Blitzschlag zerstört die modernistische Wohnung von Asterios Polyp, einem Architekten und Hochschulprofessor, ausgerechnet an seinem 50. Geburtstag. Kurz zuvor ist schon seine Ehe in die Brüche gegangen.

Mit ein paar Dollar in der Tasche flüchtet er sich ins amerikanische Hinterland, kommt bei einem Automechaniker unter und fängt an, über sein Leben nachzudenken. Asterios ist Sohn italienischer und griechischer Einwanderer, sein Zwillingsbruder ist bei der Geburt gestorben; seit er ein Kind ist, durchdringt er die Welt eher intellektuell, bis er Hana trifft, die gefühlsbetonte Bildhauerin.

Doch interessanter als das Was von Mazzucchellis Erzählung ist das Wie. Seine Zeichnungen sind wie Kommentarspuren, die ständig neue Ebenen in die Geschichte einziehen. Er wildert durch die Ideengeschichte, lässt Asterios über Platons Theorie des Menschen als ewig halbiertes Kugelwesen auf der Suche nach seiner verlorenen Hälfte dozieren und illustriert dies mit kreisrunden Bildern, die den Helden beim Sex zeigen.

Auf jeder Seite finden sich solche Einfälle, nichts ist dem Zufall überlassen, jede zeichnerische Idee treibt die Geschichte oder die Charaktere voran, jedes inhaltliche Element ist durch die Grafik gedoppelt.

Einmal sitzt Asterios auf seinem Bett in der Wohnung des Automechanikers und entdeckt eine Blase an seinem Fuß, der Schmerz des Aufpiksens ruft in ihm die Erinnerungen hervor, und so findet er sich im nächsten Bild in der gleichen Haltung in seiner alten Wohnung wieder, mit seiner Ex-Frau Hana in der Tür. Was endlose, mehrfach übereinandergestapelte Assoziationsketten auslöst, Erinnerungen an seine Ehe, an Gerüche, an Bilder, an Nadelstiche, an Körperflüssigkeiten. Am Schluss sitzt er wieder allein auf seinem Bett. Marcel Proust hätte es nicht besser gekonnt.

Es ist eine traurige Pointe, dass dieses Buch nun ausgerechnet beim unglückseligen Eichborn Verlag erschienen ist. Riesige Mühe hat man sich dort gegeben, die Übersetzung ist hervorragend, der Druck aufwendig – diese Veröffentlichung hätte der Durchbruch der Graphic Novel in Deutschland sein können, doch möglicherweise fehlt nun dem trudelnden Verlagshaus die Kraft, aus dem künstlerischen Triumph auch einen wirtschaftlichen Erfolg zu machen. Tobias Rapp

David Mazzucchelli: „Asterios Polyp“. Aus dem amerikanischen Englisch von Thomas Pletzinger. Eichborn Verlag, Frankfurt am Main; 344 Seiten; 29,95 Euro.

Überzeugungstäter

ZDF

Der Heilige Krieg
Dokumentation
dienstags, 20.15 Uhr
sonntags, 19.30 Uhr

Mit dem Zweiten sieht man besser

DEUTSCHLANDS BESTES FOOD MAGAZIN*

JETZT MIT DEM RESTAURANT-GUIDE 2011/2012

800 Adressen in Deutschland.
✓ Getestet.
✓ Beschrieben.
✓ Bewertet.
Von der FEINSCHMECKER-Redaktion

* Im Genre-Ranking der LeadAwards

Macht schon beim Lesen Appetit: Deutschlands führendes Gourmet-Journal für kulinarische Lebensart. Ob Rezepte und Reisen, Leckeres und Lifestyle – DER FEINSCHMECKER öffnet alle Sinne für den Genuss. Im guten Zeitschriftenhandel oder im Abonnement unter **TELEFON 040 / 87 97 35 40** und **www.der-feinschmecker-shop.de**

DER FEINSCHMECKER
DAS INTERNATIONALE GOURMET-JOURNAL

FERNSEHEN

„Eine charmante und starke Konkurrenz“

Moderator Reinhold Beckmann, 55, über das Talkshow-Karussell in der ARD

SPIEGEL: Herr Beckmann, wie fühlt es sich an, wegen Günther Jauch zwangsversetzt zu werden?
Beckmann: Gut. Beim Schach ergeben sich durch eine Rochade ja auch neue Zugmöglichkeiten. Mal sehen, was sich entwickelt, wenn künftig Anne Will am Mittwoch sendet, Frank Plasberg am Montag und ich am Donnerstag. Klar wäre ich gern auf dem Montag geblieben, schließlich habe ich mich da zwölf Jahre lang wohl gefühlt – und die Zuschauer offenbar auch. Günther hat jetzt den Königsplatz des Talks, sonntags um 21.45 Uhr, und somit immer einen Mord im Vorlauf. Mehr geht nicht! Ich hingegen muss jedem Zuschauer eine Umzugskarte schicken. Das kostet Zeit.
SPIEGEL: Sie bauen vor für den Fall, dass Ihre Quoten sinken?
Beckmann: Wir sind realistisch. Wir werden eine Zeit brauchen, vielleicht ein Jahr, bis wir auf dem neuen Sendeplatz angekommen sind. Zumal es im ZDF eine ebenso charmante wie starke Konkurrenz gibt, und die heißt Maybrit Illner. Quotenanalytiker sagen, 60 Prozent ihrer Zuschauer hätten bislang auch „Beckmann“ geschaut. Das wird spannend.
SPIEGEL: Eine redaktionsübergreifende Gästedatenbank soll verhindern, dass in allen ARD-Talkshows künftig dieselben Leute sitzen. Ist das praktikabel?
Beckmann: Keine Ahnung, der Stresstest wird zeigen, ob die Datenbank ein bürokratisches Planungsmonster ist oder ein hilfreiches Werkzeug, das vielleicht den Ehrgeiz der Redaktionen anstachelt. Unser Vorteil ist, dass wir uns schon immer von anderen Sendungen unterschieden haben. Bei uns geht es nicht um Parteienproporz, wir haben nie Generalsekretärs-Fernsehen gemacht.
SPIEGEL: Günther Jauch soll in seine Gästeliste bereits den „Beckmann“-Stammgast Helmut Schmidt eingetragen haben.
Beckmann: Das habe ich auch gehört. Aber seien Sie gewiss: Helmut Schmidt entscheidet wie immer selbst, wo er hingeht. Wir haben jetzt auch mal zwei Wochen hintereinander den Papst eingetragen. Mal mit Dalai Lama und mal ohne.

DPA

Talker Plasberg, Sandra Maischberger, Jauch, Will, Beckmann

JOURNALISTEN

Prüfer legen Bericht zum Netzwerk vor

In der Affäre um Fördergelder für den Journalistenclub „Netzwerk Recherche“ sorgt ein Bericht von Wirtschaftsprüfern und Juristen jetzt für Klarheit. Das knapp 30-seitige Papier, das der Verein bisher nicht veröffentlicht hat, legt den Verdacht nahe, der frühere Vorsitzende Thomas Leif habe mehrfach falsche Abrechnungen eingereicht, um an Fördergelder der Bundeszentrale für politische Bildung (BPB) zu kommen. Die BPB hatte die Jahrestagungen des Netzwerks, das kritisch-investigativen Journalismus fördert, mit bis zu 20 000 Euro pro Jahr unterstützt, um Verluste auszugleichen – die es wohl gar nicht gab. Laut Bericht wurden Teilnehmerbeiträge für die Tagungen 2007 bis 2010 um gut 33 000 Euro zu niedrig angegeben. Spenden und Zuschüsse wurden offenbar falsch zugeordnet.

CHRISTIAN CHARISIUS / DPA

Leif

Neben der WAZ-Gruppe und der ING DiBa überwies etwa 2008 die Rudolf-Augstein-Stiftung 30 000 Euro für den Journalistengipfel – dies wurde aber gegenüber der BPB nicht korrekt angegeben. Laut Leif handelte es sich um Gelder für die allgemeine Vereinsarbeit. Die Prüfer sehen das anders: Zumindest der Zuschuss der Augstein-Stiftung hätte der BPB mitgeteilt werden müssen. Zudem habe Leif Kosten von rund 43 000 Euro für den Druck von Büchern, die mit der Tagung nichts zu tun hatten, auf die Veranstaltungen umgelegt. Leif sagt, die BPB habe der Ansetzung der Kosten nie widersprochen: „Es gab ein absolutes Einvernehmen mit der BPB, unsere Arbeit für eine journalistische Qualität zu fördern, daher war das Vorgehen legitim und nicht zu beanstanden.“ Tatsächlich könnten die weiteren Nachforschungen für die Behörde noch unangenehm werden. So verzichtete sie 2007 laut Bericht offenbar auf eine Detailprüfung und legte die Fördersumme selbst fest. Netzwerk Recherche will daher von den an die BPB zurückgezahlten 75 000 Euro Fördermitteln knapp 20 000 wieder einfordern. Bei der BPB heißt es, die Vorgänge seien „Gegenstand der aktuell andauernden internen Prüfung“. Die Staatsanwaltschaft Wiesbaden ermittelt aufgrund einer Anzeige gegen den Netzwerk-Vorstand. Urheber ist der Anwalt Oliver Krauß. Er habe „das Gefühl, dass versucht wird, etwas unter den Tisch zu kehren“. Netzwerk Recherche werde „seinen Mitgliedern alle Zahlen offenlegen“, so der kommissarische Chef Hans Leyendecker.

Schwarzer

Sloterdijk

Heidenreich

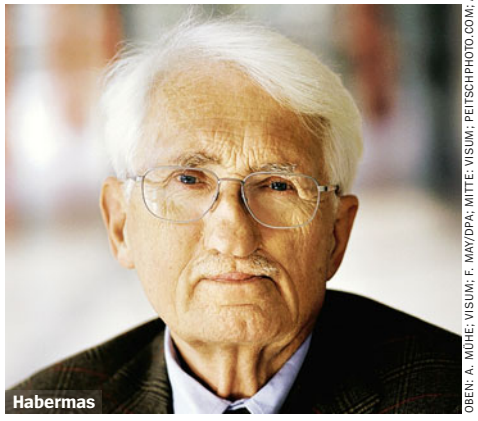
Schmidt

Grass

Schmidt

Beckenbauer

Käßmann


Habermas

OBEN: A. MÜHE; VISUM; F. MAY/DPA; MITTE: VISUM; PEITSCHPHOTO.COM; ACTION PRESS; UNTEN: AG. FOCUS; IMAGO; F. SCHLESER / VISUM

Meinungsinstanzen: *Eine Art Koryphäen-Zoo, der den Deutschen ein verlässliches Koordinatensystem liefert*

KARRIEREN

Vielosoph to go

Wie wird man zur Instanz im Mediengeschäft? Am Aufstieg Richard David Prechts zur intellektuellen Allzweckwaffe lassen sich zehn Regeln ableiten. *Von Thomas Tuma*

Der Elefantenrüsselfisch ist als Intellektuellen-Accessoire ein Traum. Richard David Precht, 46, lächelt. Hinter ihm blubbert das mehrere Meter breite Aquarium in seiner Kölner Wohnküche. Precht ist gern bereit, die Besonderheiten seines schuppigen Untermieters zu erklären.

Es ist elf Uhr morgens, er hat sich gerade ein schwarzes Hemd übergeworfen und sieht in dieser elegant verwahrlosten Viertelunfertigkeit noch besser aus, als wenn er bei „Anne Will“ über al-Qaida diskutiert oder bei „Maischberger“ den „Ausverkauf der Moral“.

Sagen wir’s, wie’s ist: Philosophie sah in Deutschland schon deutlich älter und hässlicher aus. 1,5 Millionen Mal hat sich allein Prechts Erklärfibel „Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?“ verkauft. Gefühlt scheint er mittlerweile in jeder zweiten Talkshow zu sitzen. In nur drei Jahren ist Precht ein Star geworden. Mehr noch: eine multimediale Allzweckwaffe.

Wenn ein Chefredakteur früher für irgendein Thema noch nach Tiefgang suchte, raunzte er: Mach doch ’n Interview mit dem Dings, dem Sloterdings! Heute hat man dafür Precht. Denn Peter Sloterdijk wird nicht jünger, und Jürgen Habermas ist mühsam, wenngleich alle drei Mitglieder eines ganz besonderen Clubs sind.

Sie gehören zu einer Art Zoo, der nur in unseren Köpfen existiert, aber ein verlässliches Koordinatensystem liefert. Es ist ein Menschenzoo oder besser: ein Ko-

ryphäen-Park. Seine Bewohner sind große Tiere, die einem die weite Welt näherbringen.

Dieser Garten reicht vom aufgeregten Geflatter einer Alice Schwarzer über angriffslustige Nischenbewohner wie Thilo Sarrazin bis zu den Gehegen uralter Dickhäuter wie Marcel Reich-Ranicki oder Günter Grass. Sie eint vielleicht nicht dieselbe intellektuelle Gewichtsklasse, aber ihre Glaubwürdigkeit. Man nimmt sie ernst – welchen Blödsinn sie auch verzapfen. Und nicht wir füttern sie, sondern sie uns. Mit Meinungen und Analysen, Bonmots, Standpunkten oder schierem Lifestyle wie Karl Lagerfeld, der modische Ober-Pfau in diesem Zoo.

Richard David Precht ist darin eben der Elefantenrüsselfisch, dessen Besonderheiten er nun endlich erklären darf. Das elektrische Feld etwa, das die Fische um sich aufbauen, um ihre Umwelt noch besser wahrnehmen zu können, obwohl sie gut sehen. Eine Art Radar also.

Die möglichen Analogien zwischen Fisch und Philosoph sind kaum auszuhalten, obwohl Precht höflich genug ist, die Suche dem späteren Wikipedia-Geschick seines Gastes zu überlassen: Zum Beispiel unterstellt die Elefantenrüsselfischforschung dem Tier eine hohe emotionale Intelligenz. Sein Gehirn ist im Vergleich zur Körpergröße voluminöser als das des Menschen. Der Fisch führt ein höchst komplexes Sozialleben. All so was eben.

Gerade kommt Prechts Frau nach Hause. Sie heißt Caroline und ist TV-Journalistin in Luxemburg. Zusammen haben sie vier Kinder aus früheren Beziehungen und sehen sehr glücklich aus zwischen Aquarium und Bücherwänden. Vielleicht ist das Geheimnis von Prechts unglaublichem Erfolg auch, dass man sich in dunklen Momenten ganz Deutschland so wünscht: mit alten Folianten, neuem Patchwork-Glück und hippen Vorträgen über komische Fische.

Von Prechts Aufstieg jedenfalls lassen sich Regeln ableiten für die ideale Koryphäen-Karriere, obwohl er das selbst natürlich nie tun würde, weil er auch seinen Ernst Jünger kennt, der einst gesagt hat: „Wer sich selbst kommentiert, geht unter sein Niveau.“

1) Lern was Gescheites!

Einerseits: Wer, bitte, kennt Peter Grünberg, Harald zur Hausen oder Gerhard Ertl? Allesamt deutsche Nobelpreisträger aus den vergangenen vier Jahren. Andererseits geht heute kaum noch was ohne Studium, denn das verspricht Grund- und Fachwissen sowie Branchenvokabular, das einen später über jeden Prosecco-Empfang auf der Buchmesse rettet.

Mit einem vergeigten Hauptschulabschluss schafft man’s vielleicht noch an die Spitze von „Deutschland sucht den Superstar“, aber nicht on top of the Nahrungskette nationaler Geistesgrößen. Okay: Franz Beckenbauer ist auch nicht gerade der hellste Stern am Baum, beschränkt sich aber klug auf das Terrain, auf dem er sich auskennt: Fußball.

Richard David Precht ist übrigens Fan von Dynamo Kiew, was zu seiner durchaus deutschen Bildungsbürgerkarriere prima passt: Aufgewachsen in sehr linkem Solinger Akademikerhaushalt, Zivildienst und Studium der Philosophie, Germanistik sowie Kunstgeschichte in Köln samt Promotion, vor der heutzutage allerdings gewarnt werden muss.

Man sollte sicherstellen, später nicht allzu offensichtlicher Plagiate überführt werden zu können (siehe Punkt 10). Dr. Precht promovierte mit 29 über die „Ästhetische Selbstreflexivität in Robert Musils ‚Mann ohne Eigenschaften‘“. Das schreckt bislang sogar WikiPlag-Schnüffler ab. Mit seinem akademischen Vorlauf könnte Precht zwar auch „Deutsch für Ausländer“ an der Fern-Uni Hagen unterrichten oder Taxi fahren. Aber nach einigen schriftstellerischen Gehversuchen fand er eher zufällig das weiterführende Erfolgsrezept.

UTA WAGNER

Denker Precht: *Zeig deine Elefantenrüsselfische!*

2) Erklär die Welt!

„Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?“ sollte ursprünglich ein Jugendbuch werden. Dann sagte die Lektorin, sie finde seine Philosophie-Erklärungen auch für sich total lehrreich. Also wurde der Grundton modifiziert, heraus kam ein Ich-nehm-dich-an-die-Hand-Leser-Buch.

In komplizierten Zeiten wie den heutigen schaffen es Welterklärer einfacher in den Koryphäen-Zoo: Peter Scholl-Latour nuschelt sich selbst im hohen Alter noch durch jeden arabischen Volksaufstand. Ökonomen wie Hans-Werner Sinn oder Peter Bofinger sind sich zwar nie einig, vermitteln aber das Gefühl, sie allein wüssten, wie der Euro zu retten ist. Und Helmut Schmidt war als Kanzler nie so unumstritten wie als pensionierter Weltendeuter.

3) Geh ins Fernsehen!

Selbst von „Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?“ wären indes allenfalls 15 000 Stück verkauft worden, wenn Precht nicht der Zufall zu Hilfe gekommen wäre. Im Januar 2008 lobte Elke Heidenreich das Buch in ihrer damaligen ZDF-Literaturshow „Lesen!“. Danach ging’s rund.

Auf dem Weg in den Koryphäen-Zoo darf man sich nicht nur im Fernsehen loben lassen, man muss sich dem Medium ausliefern. Daniel Kehlmann hat ebenfalls einen Millionen-Bestseller geschrieben, ist aber viel zu wenig fernsehpräsent, um echte Instanz zu werden.

Selbst Jesus von Nazareth käme heute kaum darum herum, sich zu „Beckmann“ oder Maybrit Illner zu setzen, um für seine Sache zu werben – vorausgesetzt, die wollten ihn überhaupt. Simultanübersetzungen gelten in Talkshows als Quotengift.

4) Geh öfter ins Fernsehen!

So folgte eine Phase, in der Precht sehr viele TV-Einladungen annahm. Er arbeitete ein bisschen an seiner Körpersprache, konnte von Anfang an gerade Sätze formulieren und sah sehr gut aus. Das half ungemein. Nachdem er in einer einzigen Woche bei Bettina Böttinger, Johannes B. Kerner und in der NDR-Talkshow gesessen hatte, war er ein bekanntes Gesicht, eine Marke, was den Buchabsatz weiter befeuerte. Wer erst mal in der SPIEGEL-Bestsellerliste ist, nährt den Erfolg eine gute Weile aus sich selbst heraus – einfach, weil dann auch Menschen zugreifen, die noch ein Geburtstagsgeschenk für Tante Inge suchen.

Precht hat einen weiteren Vorteil, denn Talkshows werden nach dramaturgischem Proporz besetzt. Meist dabei: Parteidödel, Verbandsfuzzi, Promi-Laie, Experte, Mann/Frau von der Straße sowie Hans-Ulrich Jörges als Hans-Ulrich Jörges. Precht kann sich als leicht distanzierter Tellerrandgucker ganz der interdisziplinären Draufsicht widmen. Das kommt unabhängig und glaubhaft rüber.

5) Print wirkt!

TV-Wiedererkennung ist das eine, Nachhaltigkeit schafft aber doch erst das gedruckte Wort: Der „Stern“ hob Precht auf den Titel („Auf der Suche nach Sinn“ samt Extra-Gimmick: „Plus: Zehn wichtige Denker einfach erklärt“). Noch wich-

tiger ist ein fortwährender Ausstoß an Interviews und/oder Essays in Leitmedien wie „Zeit“ und SPIEGEL. Solche Aufsätze reißen sich nicht nur Lehramtsanwärterinnen gern aus den Lesezirkelmappen beim Ergotherapeuten, um sie zu Hause an den WG-Kühlschrank zu magneteln.

Viele Feuilleton-Redakteure hassen Leute wie Precht schon deshalb, weil die so erfolgreich sind, wollen von der Popularität aber profitieren und sind deshalb bei der Verkaufe behilflich: „Ein philosophischer Einwurf von …“ oder „Eine Provokation“ geht als Unterzeile für jeden Firlefanz. Wenn’s aus Versehen lustig ist, bietet sich das Etikett „Polemik wider …“ an.

Geistig verstrahlten Quark kann man noch „Utopie“ nennen. Und einem Nachwuchsintellektuellen, der nur die letzte Sommerfrische steuerlich absetzen will, sei geraten, sein Urlaubstagebuch „Die Hermeneutik der Bretagne – ein Streifzug“ zu nennen. Das macht Eindruck und führt zu weiteren Talkshow-Einladungen.

6) Mach erst mal alles!

Richard David Precht schenkte sich nichts: Er hat mit der „Sächsischen Zeitung“ über das Ende des Kapitalismus gesprochen, mit „Playboy“ und „Brigitte“ über so Männersachen und fürs „Handelsblatt“ einen Gastkommentar verfasst. Er diskutierte auf dem Kirchentag über „Deutschland 2030 – zurück in die Zukunft“ und trat auf dem „Festival der Philosophie“ in Hannover ebenso auf wie im ARD-„Presseclub“ und bei „Markus Lanz“.

Er beherzigte: Sei zu allen nett, leg dich nicht mit Springer an, werd nicht plötzlich medienkritisch, und zeig Journalisten ab und zu deine Elefantenrüsselfische! In drei Jahren hat er zwei weitere Bücher veröffentlicht, die Bestseller wurden.

7) Expand your Brand!

Im November will Goldmann Prechts neues Buch rausbringen – einen Philosophie-Ratgeber für Kinder. Es ginge jetzt noch mehr. Er könnte alljährlich weitere Philosophie-Fibeln schreiben – für Hausfrauen, Hundebesitzer, Blumenzüchter, Veganer et cetera. Oder er könnte mit Werbung Millionen machen. Irgendwas Nachhaltiges müsste es halt sein. Ein Hybrid-Van oder Ökostrom. Günther Jauch oder Harald Schmidt (beide hoher Koryphäen-Faktor) hat es auch nie geschadet, für jeden Klimbim Reklame gemacht zu haben.

Das ZDF werkelt seit zwei Jahren an einer Philosophie-Sendung mit Precht. Man sei „im Gespräch für 2012“, heißt es auf dem Lerchenberg. Noch imageträchtiger ist, dass er zum Wintersemester eine Honorarprofessur übernommen hat. Ort: die Leuphana Universität Lüneburg, die gern der Elefantenrüsselfisch unter Deutschlands Hochschulen werden würde.

Prof ist Prof. Von dem Titel hat Precht früher immer geträumt, und er muss nicht mal die Seminararbeiten irgendwelcher Nachwuchs-Legastheniker redigieren.

Um es auf der Koryphäen-Leiter allerdings nach ganz oben zu schaffen, muss man die Welt nicht nur erklären können.

8) Wage Thesen!

Precht braucht jetzt allmählich Meinung. Meinung bleibt bei den Leuten im Gedächtnis. In einer Talkshow hat er schon mal seine Sympathie zum Einmarsch in Libyen bekundet, aber das Feld ist weit für einen Generalisten im platonschen Sinne, als den er sich völlig zu Recht begreift. Neulich hat ihn die „Zeit“ zusammengesetzt mit dem 93-jährigen Stéphane Hessel, dessen in jeder Hinsicht dünnes „Empört euch!“-Bändchen nicht nur in Frankreich zum Bestseller geworden ist. Es war Altenpflege auf Weltniveau – und ein ziemliches Geschwafel in der „Mischt euch ein!“-Kategorie, aber doll dialektisch. In die Richtung ginge schon noch mehr, wobei gerade die Provokationsnischen leider bereits gut besetzt sind:

Katholizismus = Kollege Matussek.

Ausländer raus = Sarrazin.

Frauen, Ficken, diese ganzen Unterrum-Sachen = Charlotte Roche.

MÜLLER-STAUFFENBERG / IMAGO

MICHAEL SOHN / AP

Gefallene Stars Friedman, Guttenberg
Das Moralgeschäft ist so easy wie riskant

9) Pflege deine Feinde!

Manchmal ist Precht selbst überrascht über die Etiketten, die man ihm bereits anpappt. „Plötzlich wird man als etwas dargestellt, was man in sich selbst gar nicht sieht“, sagt er. Und es gibt viele Etiketten. Mal gilt er als arrogant und eitel. Mal sehen seine Gegner in ihm eine Art Sky Du Mont für Buchhändlerinnen, einen André Rieu des Wissenschaftsbetriebs, einen politisch korrekten Standup-Philosophen oder Coffeeshop-Denker, Vielosophie to go sozusagen.

Das sollte ihn nicht weiter grämen – und tut es auch nicht. „Man muss das ertragen“, sagt Precht. „Wer das nicht kann, sollte aufhören.“

Feinde zu haben ist ohnehin ein Riesenvorteil im Koryphäen-Business: Das öffentliche Gestänker hält den eigenen Namen bei Desinteressierten bis Gegnern im Gespräch und sorgt an der Fan-Basis für wohlig-einende Empörung.

Dieter Bohlen etwa verehren die einen, weil-es-einer-ist-der-wo-derbe-hart-sagt-was-er-denkt-echt-ey. Die anderen hassen ihn eben dafür. So wurde selbst aus ihm eine Art Instanz.

10) Mach dich rar!

Die allerbegehrtesten und -spannendsten Akteure im Koryphäen-Zoo sind indes jene, die man nie zu Gesicht bekommt, sondern nur noch erahnt. Den wenigsten gelingt das Verschwinden allerdings so elegant wie Loriot, der irgendwann einfach aufhörte, Fernsehen zu machen, und es seither von seinem Heim am Starnberger See aus lächelnd begleitet.

Die Strategie ist riskant, denn nicht alle machen sich freiwillig rar: Karl-Theodor zu Guttenberg war mal der Elefantenrüsselfisch der Politik. Jetzt sitzt er in Amerika, nennt den Absturz Sabbatical, und Berlin ruft nicht an.

Das Moralgeschäft, in dem auch Precht nach oben gespült wurde, ist so easy wie gefährlich. Michel Friedman hätte einst so was wie der Ethikbeauftragte der Republik werden können. Aber die osteuropäischen Nutten werden die Deutschen ihm vielleicht nie verzeihen, während Margot Käßmann überhaupt erst dadurch zur Heiligen werden konnte, dass sie betrunken Auto fuhr.

Precht fährt am liebsten Zug. Innerdeutsch lehnt er Flüge in der Regel ab. Ökologisch ist das ja auch Wahnsinn. Nachhaltigkeit und Wachstums- bis Kapitalismuskritik könnten seine Nische werden. Er möchte aber künftig auch weniger machen. „Ich bin ja eine Art Ein-Mann-Unternehmen, will aber nicht weiter wachsen“, sagt er.

Precht ist wählerischer geworden. Vorsichtiger. Misstrauischer auch.

Elefantenrüsselfische sind im Süßwasser zu Hause. In ihrer westafrikanischen Heimat werden sie auch als Speisefisch genutzt. Die einen werden gefressen, die anderen tauchen ab! Und manche glänzen am Ende als Zierfisch. ◆

SO VIEL MITEINANDER

lässt neue Perspektiven entstehen.

URSULA FUSS ist Architektin. Gemeinsam mit ihrem Frankfurter Team entwickelt sie Ideen für eine Stadt, die für jeden zugänglich ist. Klar, dass Barrieren in ihren Plänen keinen Platz haben. Mehr erfahren Sie unter **www.aktion-mensch.de**

AKTION MENSCH

DAS WIR GEWINNT

Impressum

Brandstwiete 19, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion)

E-Mail spiegel@spiegel.de · **Facebook** www.facebook.com/DerSpiegel · **SPIEGEL ONLINE** www.spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

CHEFREDAKTEURE Georg Mascolo (V. i. S. d. P.), Mathias Müller von Blumencron

STELLV. CHEFREDAKTEUR Dr. Martin Doerry

TEXTCHEF Klaus Brinkbäumer

DEUTSCHE POLITIK · HAUPTSTADTBÜRO *Leitung:* Dirk Kurbjuweit, Michael Sauga (stellv.), Christoph Schwennicke (stellv.). *Redaktion Politik:* Ralf Beste, Petra Bornhöft, Ulrike Demmer, Christoph Hickmann, Wiebke Hollersen, Kerstin Kullmann, Ralf Neukirch, René Pfister, Christian Schwägerl, Merlind Theile. *Autor:* Markus Feldenkirchen

Meinung: Dr. Gerhard Spörl

Redaktion Wirtschaft: Markus Dettmer, Katrin Elger, Peter Müller, Alexander Neubacher, Christian Reiermann.

DEUTSCHLAND *Leitung:* Konstantin von Hammerstein, Alfred Weinzierl; Hans-Ulrich Stoldt (Panorama, Personalien). *Redaktion:* Jan Friedmann, Michael Fröhlingsdorf, Carsten Holm (Hausmitteilung, Online-Koordination), Anna Kistner, Petra Kleinau, Guido Kleinhubbert, Bernd Kühnl, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Christoph Scheuermann, Katharina Stegelmann, Andreas Ulrich, Dr. Markus Verbeet, Antje Windmann. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Dr. Thomas Darnstädt, Gisela Friedrichsen, Beate Lakotta, Bruno Schrep, Dr. Klaus Wiegrefe

Berliner Büro *Leitung:* Holger Stark, Frank Hornig (stellv.). *Redaktion:* Sven Becker, Markus Deggerich, Sven Röbel, Marcel Rosenbach, Michael Sontheimer, Andreas Wassermann, Peter Wensierski. *Autoren:* Stefan Berg, Jan Fleischhauer

WIRTSCHAFT *Leitung:* Armin Mahler, Thomas Tuma. *Redaktion:* Susanne Amann, Markus Brauck, Isabell Hülsen, Alexander Jung, Nils Klawitter, Alexander Kühn, Martin U. Müller, Jörg Schmitt, Janko Tietz. *Autoren, Reporter:* Markus Grill, Dietmar Hawranek, Michaela Schießl

AUSLAND *Leitung:* Hans Hoyng, Dr. Christian Neef (stellv.), Britta Sandberg (stellv.), Bernhard Zand (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Manfred Ertel, Julia Amalia Heyer, Jan Puhl, Daniel Steinvorth, Helene Zuber. *Reporter:* Clemens Höges, Susanne Koelbl, Walter Mayr, Christoph Reuter, Mathieu von Rohr

Diplomatischer Korrespondent: Dr. Erich Follath

WISSENSCHAFT UND TECHNIK *Leitung:* Johann Grolle, Olaf Stampf. *Redaktion:* Jörg Blech, Manfred Dworschak, Dr. Veronika Hackenbroch, Julia Koch, Cordula Meyer, Hilmar Schmundt, Matthias Schulz, Samiha Shafy, Frank Thadeusz, Christian Wüst. *Autorin:* Rafaela von Bredow

KULTUR *Leitung:* Lothar Gorris, Dr. Joachim Kronsbein (stellv.). *Redaktion:* Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Philipp Oehmke, Tobias Rapp, Nora Reinhardt, Elke Schmitter, Claudia Voigt, Martin Wolf. *Autoren, Reporter:* Georg Diez, Wolfgang Höbel, Dr. Romain Leick, Matthias Matussek, Katja Thimm, Dr. Susanne Weingarten

KulturSPIEGEL: Marianne Wellershoff (verantwortlich). Tobias Becker, Anke Dürr, Maren Keller, Daniel Sander

GESELLSCHAFT *Leitung:* Matthias Geyer, Cordt Schnibben, Barbara Supp (stellv.). *Redaktion:* Hauke Goos, Barbara Hardinghaus, Ralf Hoppe, Ansbert Kneip, Dialika Krahe, Takis Würger. *Reporter:* Uwe Buse, Jochen-Martin Gutsch, Thomas Hüetlin, Alexander Osang

SPORT *Leitung:* Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger. *Redaktion:* Lukas Eberle, Cathrin Gilbert, Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer

SONDERTHEMEN *Leitung:* Dietmar Pieper, Annette Großbongardt (stellv.), Norbert F. Pötzl (stellv.). *Redaktion:* Annette Bruhns, Angela Gatterburg, Uwe Klußmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Rainer Traub

MULTIMEDIA Jens Radü; Nicola Abé, Roman Höfner, Bernhard Riedmann

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Katharina Lüken (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Christian Albrecht, Gesine Block, Regine Brandt, Reinhold Bussmann, Lutz Diedrichs, Bianca Hunekuhl, Anke Jensen, Maika Kunze, Stefan Moos, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Manfred Petersen, Fred Schlotterbeck, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

PRODUKTION Solveig Binroth, Christiane Stauder, Petra Thormann; Christel Basilon, Petra Gronau, Martina Treumann

BILDREDAKTION Michael Rabanus (verantwortlich für Innere Heftgestaltung), Michaela Herold (stellv.), Claudia Jeczawitz, Claus-Dieter Schmidt; Sabine Döttling, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Matthias Krug, Peer Peters, Karin Weinberg, Anke Wellnitz. *E-Mail: bildred@spiegel.de*
SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. (001212) 3075948

GRAFIK Martin Brinker, Johannes Unselt (stellv.); Cornelia Baumermann, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzke, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Ralf Geilhufe (stellv.), Reinhilde Wurst (stellv.); Michael Abke, Katrin Bollmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Kristian Heuer, Nils Küppers, Sebastian Raulf, Barbara Rödiger, Doris Wilhelm
Sonderhefte: Jens Kuppi, Rainer Sennewald

TITELBILD Stefan Kiefer; Iris Kuhlmann, Gershom Schwalfenberg, Arne Vogt

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND
BERLIN Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. (030) 886688-200, Fax 886688-222

DRESDEN Maximilian Popp, Wallgäßchen 4, 01097 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Georg Bönisch, Andrea Brandt, Frank Dohmen, Barbara Schmid-Schalenbach, Carlsplatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Simone Kaiser, Christoph Pauly, Anne Seith, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Conny Neumann, Steffen Winter, Rosental 10, 80331 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

STUTTGART Eberhardstraße 73, 70173 Stuttgart, Tel. (0711) 664749-20, Fax 664749-22

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND
ABU DHABI Alexander Smoltczyk, P.O. Box 35 290, Abu Dhabi

BANGKOK Thilo Thielke, Tel. (0066) 22584037

BRÜSSEL Christoph Schult, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

ISTANBUL PK 90 Beyoglu, 34431 Istanbul, Tel. (0090212) 2389558, Fax 2569769

KAIRO Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 37604944, Fax 37607655

LONDON Marco Evers, Suite 266, 33 Parkway, London NW1 7PN, Tel. (004420) 32394776, Fax 75045867

MADRID Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (0034) 650652889

MOSKAU Matthias Schepp, Ul. Bol. Dmitrowka 7/5, Haus 2, 125009 Moskau, Tel. (007495) 96020-95, Fax 96020-97

NAIROBI Horand Knaup, P.O. Box 1402-00621, Nairobi, Tel. (00254) 207123387

NEW DELHI Padma Rao, 101, Golf Links, New Delhi 110003, Tel. (009111) 24652118, Fax 24652739

NEW YORK Ullrich Fichtner, Thomas Schulz, 10 E 40th Street, Suite 3400, New York, NY 10016, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625120, Fax 42960822

PEKING Dr. Wieland Wagner, P.O. Box 170, Peking 100101, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

ROM Fiona Ehlers, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Dr. Philip Bethge, P.O. Box 151013, San Rafael, CA 94915, Tel. (001415) 7478940

SHANGHAI Sandra Schulz, Taiyuan Road, Lane 63, Block 7 (jia), Room 101, Xuhui District, Shanghai 2000 31, Tel. (008621) 34141703

SINGAPUR Jürgen Kremb, 5 Hume Avenue # 05-04, Hume Park 1, 598720 Singapur, Tel. + Fax (0065) 63142004

STAVANGER Gerald Traufetter, Rygjaveien 33a, 4020 Stavanger, Tel. (0047) 51586252, Fax 51583543

TEL AVIV Juliane von Mittelstaedt, P. O. Box 8387, Tel Aviv-Jaffa 61083, Tel. (009723) 6810998, Fax 6810999

WARSCHAU P. O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL- 03-912 Warschau, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

WASHINGTON Marc Hujer, Dr. Gregor Peter Schmitz, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Axel Pult (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Andrea Curtaz-Wilkens, Heinz Egleder, Johannes Eltzschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Cordelia Freiwald, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Catrin Hammy, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Joachim Immisch, Marie-Odile Jonot-Langheim, Michael Jürgens, Renate Kemper-Gussek, Jessica Kensicki, Jan Kerbusk, Ulrich Klötzer, Anna Kovac, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Nadine Markwaldt-Buchhorn, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Naber, Margret Nitsche, Malte Nohrn, Sandra Öfner, Thorsten Oltmer, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marko Scharlow, Rolf G. Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Rainer Staudhammer, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szimm, Dr. Eckart Teichert, Nina Ulrich, Hans-Jürgen Vogt, Ursula Wamser, Peter Wetter, Kirsten Wiedner, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 65 vom 1. Januar 2011
Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2540, www.spiegel-qc.de

Commerzbank AG Hamburg, Konto-Nr. 6181986, BLZ 200 400 00

Verantwortlich für Vertrieb: Thomas Hass

Druck: Prinovis, Dresden
Prinovis, Itzehoe

VERLAGSLEITUNG Matthias Schmolz

GESCHÄFTSFÜHRUNG Ove Saffe

DER SPIEGEL (USPS No. 0154520) is published weekly by SPIEGEL VERLAG. Subscription price for USA is $350 per annum.
K.O.P.: German Language Pub., 153 S Dean St, Englewood, NJ 07631.
Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631, and additional mailing offices. Postmaster:
Send address changes to: DER SPIEGEL, GLP, PO Box 9868, Englewood, NJ 07631.

Service

Leserbriefe
SPIEGEL-Verlag, Brandstwiete 19, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche
Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:
Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxen sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.
Deutschland, Österreich, Schweiz:
Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de
übriges Ausland:
New York Times News Service/Syndicate
E-Mail: nytsyn-paris@nytimes.com
Telefon: (00331) 41439757

für Fotos:
Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

SPIEGEL-Shop
SPIEGEL-Bücher, SPIEGEL-TV-DVDs, Titelillustrationen als Kunstdruck und eine große Auswahl an weiteren Büchern, CDs, DVDs und Hörbüchern unter www.spiegel.de/shop
Abonnenten zahlen keine Versandkosten.

SPIEGEL-Einzelhefte (bis drei Jahre zurückliegend)
Telefon: (040) 3007-2948
Fax: (040) 3007-857050
E-Mail: nachbestellung@spiegel.de

Ältere SPIEGEL-Ausgaben
Telefon: (08106) 6604 Fax: (08106) 34196
E-Mail: spodats@t-online.de

Kundenservice
Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr,
Sa. 10.00 – 16.00 Uhr
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,
20637 Hamburg
Umzug/Urlaub: 01801 / 22 11 33 (3,9 Cent/Min.)*
Fax: (040) 3007-857003
Zustellung: 01801 / 66 11 66 (3,9 Cent/Min.)*
Fax: (040) 3007-857006
* aus dem Mobilfunk max. 0,42 €/Min.
Service allgemein: (040) 3007-2700
Fax: (040) 3007-3070
E-Mail: aboservice@spiegel.de

Kundenservice Schweiz
Telefon: (0049) 40-3007-2700 Fax: (0049) 40-3007-3070
E-Mail: kundenservice-schweiz@spiegel.de

Abonnement für Blinde
Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e. V.
Telefon: (06421) 606265 Fax: (06421) 606259
E-Mail: info@blista.de

Elektronische Version, Stiftung Blindenanstalt
Frankfurt am Main
Telefon: (069) 955124-15 Fax: (069) 5976296
E-Mail: m-kirchner@t-online.de

Abonnementspreise
Inland: zwölf Monate € 197,60
Sonntagszustellung per Eilboten Inland: € 717,60
Studenten Inland: 52 Ausgaben € 153,40 inkl. sechsmal UniSPIEGEL
Schweiz: zwölf Monate sfr 361,40
Europa: zwölf Monate € 252,20
Außerhalb Europas: zwölf Monate € 330,20
DER SPIEGEL als E-Paper:
zwölf Monate € 197,60
Halbjahresaufträge und befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Abonnementsbestellung
bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg – oder per Fax: (040) 3007-3070.
Ich bestelle den SPIEGEL
❑ für € 3,80 pro Ausgabe (Normallieferung)
❑ für € 13,80 pro Ausgabe (Eilbotenzustellung am Sonntag) mit dem Recht, jederzeit zum Monatsende zu kündigen.
Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte bekomme ich zurück.
Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort
Ich zahle
❑ bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährl.)

Bankleitzahl Konto-Nr.

Geldinstitut
❑ nach Erhalt der Jahresrechnung. Ein Widerrufsrecht besteht nicht.

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten SP11-001-WT127

SPIEGEL ONLINE Jeden Tag. 24 Stunden.

DPA

THEMA DER WOCHE

Revolution – und nun?

FOTOS: ZOUBEIR SOUISSI / REUTERS

Der Aufstand in Tunesien hat Hunderttausende in der arabischen Welt inspiriert. Doch die Reformen kommen nur langsam voran. SPIEGEL ONLINE berichtet mit Reportagen, Analysen und Porträts aus einem Land im Umbruch.

Was vom Aufstand übrigblieb

Wie Islamisten um Einfluss kämpfen

Was aus den Schergen des Regimes wurde

WIRTSCHAFT | Rezessionsangst
Die deutsche Wirtschaft schwächelt – sagen Statistiker. Doch wie geht es den Unternehmen wirklich? Ein Realitätscheck.

NETZWELT | Digitale Selbstverteidigung
Anonym surfen, abhörsicher browsen, Dateien verschlüsseln: SPIEGEL ONLINE zeigt, wie Sie Datenkraken und Kriminellen im Internet entgehen.

einestages.de | **Passfotos, Spaßfotos**

GERALD SAGORSKI

Vor mehr als 80 Jahren wurden in New Yorker Kaufhäusern die ersten Fotoautomaten aufgestellt. einestages.de berichtet über den Siegeszug der Instant-Knipskabinen, die den quälenden Gang zum Lichtbildner überflüssig machen – und zu irren Posen verleiten.

www.spiegel.de – Schneller wissen, was wichtig ist

SPIEGEL TV

MITTWOCH, 24. 8., 19.20 – 20.50 UHR | PAY-TV IM KABELNETZ
SPIEGEL TV DIGITAL

Dokumentation: Nie mehr fett! Der schwere Weg zum Wunschgewicht

Die Deutschen sind zu dick. Zwar quälen sich viele Betroffene mit Diäten, ihr Übergewicht werden die meisten dennoch nicht los. SPIEGEL TV begleitet einige von ihnen seit mehreren Jahren. Der Kampf mit dem Gewicht zeigt bei wenigen am Ende sogar Erfolg: Der Traum von einer schlankeren Zukunft rückt näher.

SONNTAG, 28. 8., 20.15 – 21.55 UHR | SKY
SPIEGEL GESCHICHTE

Im Auge des Sturms – Hurrikan „Katrina“ hautnah

Ein außergewöhnliches Zeitdokument der Naturkatastrophe in New Orleans: Augenzeugenaufnahmen aus der überfluteten Stadt entführen

AFP

Opfer des Hurrikans „Katrina“

den Zuschauer mitten in die Katastrophe. Die Blickwinkel der Opfer, ergänzt durch Nachrichtensendungen von damals, vermitteln so ein packendes und bewegendes Gesamtbild der Tragödie. Es sind 72 Stunden, die New Orleans für immer verändert haben: Am 29. August 2005 trifft der Wirbelsturm „Katrina“ auf die Golfküste, gefolgt von einer verheerenden Flut. In der Stadt sind verzweifelte Einwohner und Abenteuerlustige gefangen, die die Gewalt des Sturms unterschätzt haben. Sie retten sich auf Hausdächer, bangen um ihr Leben und hoffen auf Hilfe. Mit Kameras halten einige Augenzeugen ihre Leiden für die Nachwelt fest.

SONNTAG, 28. 8., 22.15 – 23.00 UHR | RTL
SPIEGEL TV MAGAZIN

Von den fliegenden Yogis bis zur Bergpartei – Wahlkampf in der Hauptstadt; **Hinter Gittern** – Alltag in einem kalifornischen Gefängnishospiz; **Nackt in die Zukunft** – FKK-Vereine auf Mitgliedersuche.

Der digitale SPIEGEL. Die neue Art zu lesen.

Jetzt auch für Android

Früher lesen:
Sonntag schon ab 8 Uhr auf iPad, iPhone®, Android-Tablets und -Smartphones.

Mehr sehen:
Nutzen Sie Videos, Fotostrecken und interaktive Grafiken.

Mehr hören:
Lauschen Sie Interviews, neuen Songs oder historischen Tondokumenten.

Mehr wissen:
Lesen Sie am Ende des Artikels weiter auf den Themenseiten. Lassen Sie sich vom Reporter erklären, wie er recherchiert hat.

Jetzt exklusiv in der neuen Ausgabe:

- Der Lächelnde – **360°-Foto und Videos** zum Dalai Lama
- Endlich Urlaub – **SPIEGEL-TV-Film** über die Reiselust der Deutschen
- Läufer ohne Beine – **Video** über den Prothesen-Sprinter Oscar Pistorius

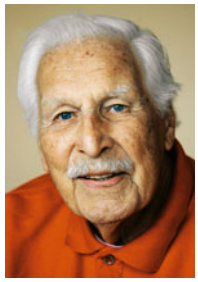
www.spiegel.de/digital

Optimiert für iPad, iPhone®, Motorola XOOM™, Samsung Galaxy Tab 10.1, HTC Flyer und weitere Geräte.

Register

GESTORBEN

Friedrich Schoenfelder, 94. Rund 1200-mal spielte er seit 1961 in verschiedenen Rollen der deutschen Erstaufführung des Musicals „My fair Lady“ in Berlin. Die Kino- und Fernsehzuschauer aber waren vor allem an seine wunderbar sonore Stimme gewöhnt, denn als Synchronstimme von David Niven, Alec Guinness, Rex Harrison hatte er Generationen verzückt. Im Kinohit „Der Schuh des Manitu“ trumpfte er 2001 als Sprecher vor einem jungem Kinopublikum auf. Die Gentlemen waren Schoenfelders Schicksal auch als Darsteller auf der Bühne und vor der Kamera: Als Herr mit früh ergrauten Schläfen spazierte der in der Niederlausitz geborene Architektensohn, der mit Eleganz und Humor ausgestattet war, jahrzehntelang über die Berliner Boulevardbühnen und durch mehr als hundert Kino- und Fernsehfilme, darunter „Der schwarze Abt“ und andere populäre Edgar-Wallace-Verfilmungen. In Berlin hatte er die Schauspielschule besucht, in Stuttgart begann er 1946 wieder Theater zu spielen, in Göttingen und Frankfurt hatte er Engagements. Seine große Leidenschaft war der Jazz, dem er in einer regelmäßigen Sendung des Deutschlandradios huldigte. Friedrich Schoenfelder starb am 14. August in Berlin.


OLIVER LANG / DAPD

Willy Heide, 91. Als Spüler und Hendl-Salzer im Betrieb seines Vaters hatte er seine Laufbahn begonnen. Er wurde zu einem der prominentesten Gastronomen im Münchner Raum. Der langjährige Sprecher der Münchner Wiesn-Wirte und Inhaber des Traditions-Festzelts „Bräurosl“ dachte auch an Menschen, für die ein Besuch des Oktoberfestes zu teuer war. In sein Festzelt lud er jedes Jahr 100 ältere Mitbürger zu Bier und Brotzeit ein. Heide galt zudem als Unterstützer mehrerer Vereine in seiner Heimat und engagierte sich für den Münchner Tierpark Hellabrunn. Nach dem Oktoberfest-Attentat 1980 pilgerte er jedes Jahr mit einer großen Kerze zur Wallfahrtsstätte Maria Eich und bat um eine friedliche Wiesn. Willy Heide starb am 13. August in München.

FRANK MÄCHLER / DPA

Rainer Domisch, 65. Als vor zehn Jahren die Pisa-Studie den Deutschen die Mittelmäßigkeit ihrer Schulen offenbarte, wurde er zum gefragten Gesprächspartner: Der Lehrer für Deutsch und Englisch war Ende der siebziger Jahre nach Finnland ausgewandert und dort in leitende Funktionen der obersten Schulbehörde aufgestiegen. Ministerpräsidenten und Bildungsforscher aus allen Teilen Deutschlands fragten ihn nun nach dem Erfolgsrezept des finnischen Schulsystems. Die hessische SPD-Politikerin Andrea Ypsilanti wollte Domisch sogar zum Kultusminister machen, weil er sich vehement gegen frühes Einsortieren in verschiedene Schultypen aussprach. Langes gemeinsames Lernen und Lehrer, die sich auch für die schwächsten Schüler verantwortlich fühlen, waren für ihn zentrale Kennzeichen einer guten Schule. Rainer Domisch, der trotz einer Krebserkrankung an einem Buch über „Eine Schule für alle“ schrieb, starb am 16. August in Helsinki.

Franz von Hammerstein, 90. Geprägt hat ihn nicht nur sein Vater – Kurt von Hammerstein-Equord, der 1934 aus Protest gegen die Nazis von seinem Posten als Generaloberst der Wehrmacht zurücktrat –, sondern auch der Theologe Martin Niemöller. In dessen Haus ging der junge Franz, der mit Niemöllers Sohn befreundet war, ein und aus. Zivilcourage zu zeigen hatte für Franz von Hammerstein, dessen Brüder Kunrat und Ludwig an der Planung und Durchführung des gescheiterten Attentats gegen Hitler vom 20. Juli 1944 beteiligt waren, zeitlebens große Bedeutung. Im August 1944 wurde er inhaftiert und saß ab März 1945 als „Sippenhäftling“ in verschiedenen Konzentrationslagern. Nach dem Krieg studierte Hammerstein Theologie und thematisierte schon frühzeitig und gegen viele Widerstände die Mitverantwortung von Gesellschaft und Kirchen an den Verbrechen des Nationalsozialismus. Er wollte „für Deutschland wieder Vertrauen gewinnen, damit das Land einen Weg zurück in den Schoß der europäischen Völker finden kann“. Zusammen mit Lothar Kreyssig gründete er als Leiter der Evangelischen Industriejugend „Aktion Sühnezeichen“, deren Generalsekretär er von 1966 bis 1975 war. Zwischen 1978 und 1986 war er Direktor der Evangelischen Akademie. Hammerstein engagierte sich nicht nur im christlich-jüdischen Dialog und in der Ostpolitik, sondern stritt auch gegen die Ausgrenzung von Kommunisten und für die Anerkennung und Ehrung von Deserteuren. Franz von Hammerstein starb am 15. August in Berlin.

STEPHAN PRAMME / EPD

Jetzt SPIEGEL empfehlen und Wunsch-Gutschein sichern!

Werben Sie jetzt einen neuen SPIEGEL-Leser, und freuen Sie sich auf einen Gutschein Ihrer Wahl – Sie brauchen nicht selbst Abonnent zu sein. Der neue Leser erhält den SPIEGEL für 2 Jahre zum Vorzugspreis.

DriversChoice-Universal-Tankgutschein € 100,–

Flexibel unterwegs auf Deutschlands Straßen: Der universelle Tankgutschein ist deutschlandweit bei über 6500 Tankstellen der Mineralölgesellschaften Agip, Aral, Shell, Star, Total und Westfalen einlösbar.

GRATIS zur Wahl

BestChoice-Universalgutschein € 115,–

Machen Sie sich mit diesem Universalgutschein im Wert von € 115,– eine Freude. Insgesamt stehen Ihnen mehr als 200 Handelspartner mit über 25 000 Filialgeschäften oder Online-Shops zur Auswahl – von Alessi über Ikea bis zu Karstadt u. v. m.

B&F · Borken

Jetzt SPIEGEL-Leser werben und Gutschein auswählen!

Ihre Vorteile im Überblick:

- ☑ **Jeder kann werben! Sie brauchen nicht selbst Abonnent zu sein!**
- ☑ **Ein Wunsch-Gutschein für den Werber**
- ☑ **Der Abonnent zahlt zurzeit nur € 3,80 statt € 4,– pro Ausgabe**
- ☑ **SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus**

Auslandsangebote auf Anfrage:
+49 40 3007-4881

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL (ggf. inklusive der digitalen Ausgabe) für mindestens zwei Jahre zum Vorzugspreis von zurzeit nur € 3,80 statt € 4,– im Einzelkauf. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird. Der Werber erhält den Gutschein ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags durch den neuen Abonnenten. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland.

☐ **Ja, der neue Abonnent möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb ist er damit einverstanden, dass der SPIEGEL-Verlag oder die manager magazin Verlagsgesellschaft ihn künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.**

Ich abonniere den SPIEGEL zum Vorzugspreis:

☐ Frau
☐ Herr
Name, Vorname

PLZ | Ort | Straße, Hausnummer

E-Mail (Pflichtfeld für Abonnenten der digitalen Ausgabe) | Telefon (für eventuelle Rückfragen)

☐ **Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe (für iPad/iPhone und PC/Mac) beziehen.**

SD11-019

Ich zahle bequem per Bankeinzug.
Der SPIEGEL vierteljährlich: € 49,40
Digitale Ausgabe halbjährlich: € 13,–

BLZ | Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

SP11-101

Datum | ✗ Unterschrift des neuen Abonnenten

Ich bin der Werber und erhalte meinen Wunsch-Gutschein: ☐ DriversChoice-Universal-Tankgutschein € 100,– (3295) ☐ BestChoice-Universal-gutschein € 115,– (3294)

☐ Frau
☐ Herr
Name, Vorname

Straße, Hausnummer | PLZ | Ort

* aus dem deutschen Festnetz; Mobilfunk max. 0,42 €/Min.

Einfach Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

Telefon 0180 2 775566
(6 Ct./Anruf*) Aktionsnummer SP11-101

Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen

Alexander Lukaschenko, 56, weißrussischer Präsident mit dem inoffiziellen Beinamen „letzter Diktator Europas“, kann trotz wachsender Unruhe in der Bevölkerung weiter auf den Beistand hoher Funktionäre zählen. Leonid Kosik, ehemals Vizepremier und nun Boss der staatlichen Gewerkschaften, möchte den früheren Kolchose-Chef Lukaschenko für den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften vorschlagen. Lukaschenko, der sein 9,5-Millionen-Volk an den Rand des Staatsbankrotts geführt hat, verdiene den Preis für seinen „Beitrag zum Aufbau eines sozialorientierten Staates, einer Idee von Weltbedeutung“. Weißrussland hat offiziell keine Arbeitslosen, aber eine Inflationsrate von 41 Prozent in den ersten sieben Monaten dieses Jahres. Der Minsker Dokumentarfilmer Jurij Chaschewazki kommentierte sarkastisch: „Hoffentlich gewinnt Lukaschenko, dann kann er mit dem Preisgeld die Haushaltslöcher stopfen.“

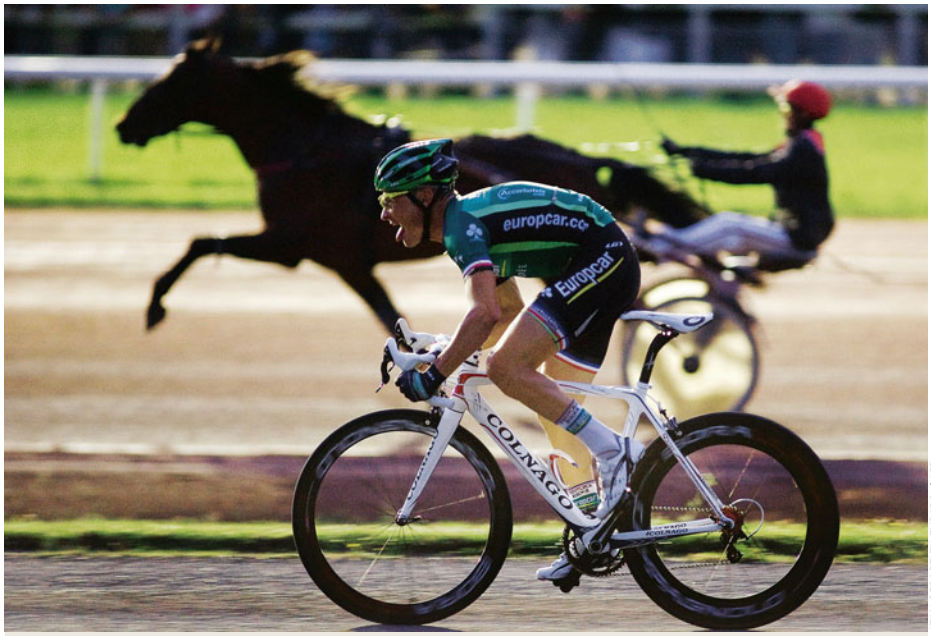
Prakash Jha, 59, indischer Regisseur, sorgte mit seinem neuen Film „Aarakshan“ für gewalttätige Proteste. Eine aufgebrachte Menschenmenge demolierte das Haus der Bollywood-Größe Jha noch vor der Filmpremiere, parallel wurde in drei Bundesstaaten die Aufführung verboten. Die verantwortlichen Politiker in Uttar Pradesh, Punjab und Andhra Pradesh begründeten ihre Entscheidung damit, dass der Film die öffentliche Ordnung störe. Nach einer Überarbeitung konnte das Werk in Punjab und Andhra Pradesh gezeigt werden. In „Aarakshan“ geht es um die positive Diskriminierung von „Dalits“, Unberührbaren, im indischen Bildungssystem. Danach muss ein bestimmter Prozentsatz von Studienplätzen und Beamtenjobs jedes Jahr mit Menschen aus der seit Jahrhunderten unterprivilegierten Kaste besetzt werden. In der jüngeren Vergangenheit kam es häufig zu Beschwerden von Indern aus der Mittelklasse, die sich trotz besserer Qualifikation um ihre Chancen betrogen fühlten. Der Film thematisiert diese sozialen Spannungen. Jhas Beteuerungen, dass er lediglich eine Diskussion anregen wolle und nicht für eine Abschaffung des Systems plädiere, nutzten nichts. Hunderte wütende Demonstranten gingen auf die Straßen. Regisseur Jha zog vor Gericht, um die Freigabe seines Werks durchzusetzen. Derweil floriert der Handel mit Raubkopien: Für 20 Rupien (30 Cent) ist eine schwarzgepresste DVD zu haben.

GETTY IMAGES

Jha

DAVID SLIJPER / TRUNK

Salma Hayek, 44, Schauspielerin („Frida“) mit mexikanisch-libanesischen Wurzeln, hält sich für einen Kontrollfreak. Während der Entwicklungsphase ihrer eigenen Kosmetiklinie „Nuance“ mit 100 Produkten habe sie sich persönlich um jedes noch so kleine Detail gekümmert, sagte Hayek. Sie habe nicht nur die Erstellung der Rezeptur von Cremes und Lotionen überwacht, sondern sich auch als Testperson zur Verfügung gestellt. Von der Idee für die Schönheitsmittelchen bis zur Marktreife vergingen mehrere Jahre. Der Zeitung „USA Today“ sagte die Schauspielerin: „Wenn ich gewusst hätte, wie viel Arbeit das ist, hätte ich es nicht gemacht. Ich bin einfach unfähig zu delegieren.“



JEAN-SEBASTIEN EVRARD / AFP

Thomas Voeckler, 32, französischer Radrennprofi und Vierter der diesjährigen Tour de France, musste sich vergangenen Mittwoch einem ungewöhnlichen Gegner geschlagen geben. Auf der Trabrennbahn von Les Sables-d'Olonne verlor er vor 8000 Zuschauern ein Sprintduell – ein Pferd war schneller. Auf der 380 Meter langen Zielgerade gewann der auf Asphalt fahrende Voeckler zwar den ersten von drei Läufen gegen den auf Gras startenden Traberhengst Othello Bourbon, doch am Ende setzte sich das einen Hauch flinkere Tier durch. Das knappe Finish dürfte Voeckler sehr an den Verlauf der Tour de France erinnert haben: Im Juli trug der Elsässer zur Freude des französischen Publikums zehn Tage lang das Gelbe Trikot des Spitzenreiters, erst zwei Tage vor dem Ziel in Paris fiel er zurück.

Margrethe II., 71, dänische Monarchin, gerät wegen steigender Ausgaben in die Kritik. Umfragen zufolge meint inzwischen jeder dritte Däne, dass die Königsfamilie keine 342,2 Millionen Kronen (46 Millionen Euro) wert sei – so viel zahlten die Steuerzahler jedes Jahr für den Hofstaat. Eher überschaubar sind noch die Kosten von Margrethes Lieblingszigaretten – die Königin schwört auf die griechische Marke „Karelia" – , die den Haushalt jährlich mit mehr als 1700 Euro belasten. Die von Prinzgemahl Henrik freudig betriebenen königlichen Jagden kosten immerhin fast 60 000 Euro pro Jahr. Diese Summe wird aus dem Etat des Umweltministeriums beglichen. Und für die Auslandsreisen Ihrer Majestäten muss das Außenministerium gut 1,5 Millionen Euro ausgeben. Der rechtsliberale Regierungschef Lars Løkke Rasmussen versucht Volkes Unmut zu dämpfen: „Die Rechnung wäre nicht kleiner, wenn wir einen Staatspräsidenten hätten."

REFLEX

Margrethe II.

Daniel Craig, 43, britischer Schauspieler („James Bond"), verabscheut Facebook und Twitter als Mittel der Kommunikation. Seine Abneigung gegen soziale Netzwerke resultiere überwiegend aus der Tatsache, dass „eine enorme Menge Blödsinn" über ihn im Internet kursiere, sagte Craig dem „Sunday Telegraph". Auch nach 20 Jahren liebe er seinen Beruf über alles, die Schauspielerei sei wahnsinnig aufregend, aber „der ganze belanglose Kram drum herum hat mir nie etwas bedeutet". „Allerdings", scherzte der Frauenschwarm, „kommt es ab und an vor, dass ich aus Versehen meinen Namen google."

ARMANDO GALLO / INTERTOPICS

Craig

Denis Scheck, 46, deutscher Literaturkritiker und TV-Moderator („Druckfrisch"), zeigt ein unsentimentales Verhältnis zum Gegenstand seines professionellen Tuns. „Natürlich darf man Bücher in den Müll werfen!", sagte Scheck in der Radiosendung „SWR1 Leute". Egal ob „Schuhe, Bücher, Anzüge, Popmusik" – 95 Prozent aller Produkte seien eben einfach „Mist", und es bestünde wahrlich kein Grund, ein schlechtes Buch im Regal stehen zu haben: „Trennen Sie sich davon!" Das ehemalige Jury-Mitglied des renommierten Ingeborg-Bachmann-Preises sieht sich bezüglich seiner Lektüre deutscher Bestseller als „Testkarnickel" und will aufklären: „Es gibt da ein kleines Missverständnis im Deutschen, nämlich dass der ‚Bestseller' etwas mit den besten Büchern zu tun haben könnte. Dabei sind es nur die meistverkauften." Man möge sich mal vorstellen, die zehn meistverkauften Mahlzeiten Deutschlands verzehren zu müssen, so Scheck: „Würden Sie da auf die Idee kommen, dass Sie dabei gut essen?"

Teresa Scanlan, 18, die jüngste Miss America seit 74 Jahren, wirft dem linksliberalen Nachrichtenmagazin „Newsweek" Sexismus vor. Die frauenfeindliche Haltung des Blattes manifestiere sich auf dem Titelbild der vergangenen Woche, so die begeisterte Kirchenbesucherin, Klavierspielerin und Kuchenbäckerin. Dort wird ein Porträt der ultrarechten Tea-Party-Vertreterin Michele Bachmann gezeigt, die sich um die US-Präsidentschaftskandidatur bewirbt. Die als „Königin des Zorns" betitelte Politikerin blickt mit aufgerissenen Augen in die Ferne. Schönheitskönigin Scanlan beklagt, das Foto sei unvorteilhaft, und sie vermutet böse Absicht dahinter: „Sie versuchen, Frauen runterzumachen, sie der Lächerlichkeit preiszugeben und sie in einem negativen Licht darzustellen", klagt der Teenager. Männliche Politiker hingegen würden stets positiv gezeigt – und zwar unabhängig davon, ob deren politische Ansichten der Linie des Blattes entsprächen oder nicht.

TOM DONOGHUE / PICTUREGROUP / FACE TO FACE

Scanlan

„Newsweek"-Cover

Beim Tanzen die Demenz vergessen

Aus der „Celleschen Zeitung“

Aus der „Sächsischen Zeitung“: „Der 50-köpfige Chor besticht auch mit bodenständigen Wiesen, die den Thüringer Wald und die Rhön besingen.“

Werbeschild in Schleswig

Kinder zum Kochen gebracht

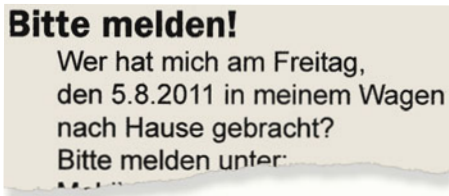
Aus dem „Stormarner Tageblatt“

Aus der „Main-Post“: „2009 gab es 82 500 Radler, die in einen Unfall verwickelt waren, 462 wurden getötet. Der früheren SPD-Bundestagsabgeordneten Heidi Wright aus Karlstadt (Lkr. Main-Spessart) ist das zu wenig.“

Lions-Spieler haben den Gegner jetzt in den Köpfen

Aus den „Wolfsburger Nachrichten“

Aus der „Westdeutschen Zeitung“: „Der Mann aus dem ehemaligen Russland hält sich illegal in Deutschland auf.“



Anzeige aus dem „Badischen Tagblatt“

Fische sind dem Handel Wurst

Aus dem „Kölner Stadt-Anzeiger“

DB BAHN

Tortendiagramm erstellen.

Tortendiagramm verschicken.

Torte mit Kaffee bestellen.

Mach’ ich im Zug.

Bahnfahrer nutzen ihre Zeit sinnvoll.

Ein kurzfristiger Geschäftstermin? Kein Problem. Ihr Ticket buchen Sie bequem bis kurz vor Abfahrt. Und Ihre Präsentation aktualisieren Sie bei einer Tasse Kaffee. In Ihrem mobilen Büro. Wo sonst lässt es sich so entspannt arbeiten: **www.bahn.de.**

Die Bahn macht mobil.

Zitate

Die „Financial Times Deutschland“ zum SPIEGEL-Gespräch „Keine Rettung um jeden Preis“ mit Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble über die Turbulenzen an den Finanzmärkten (Nr. 33/2011):

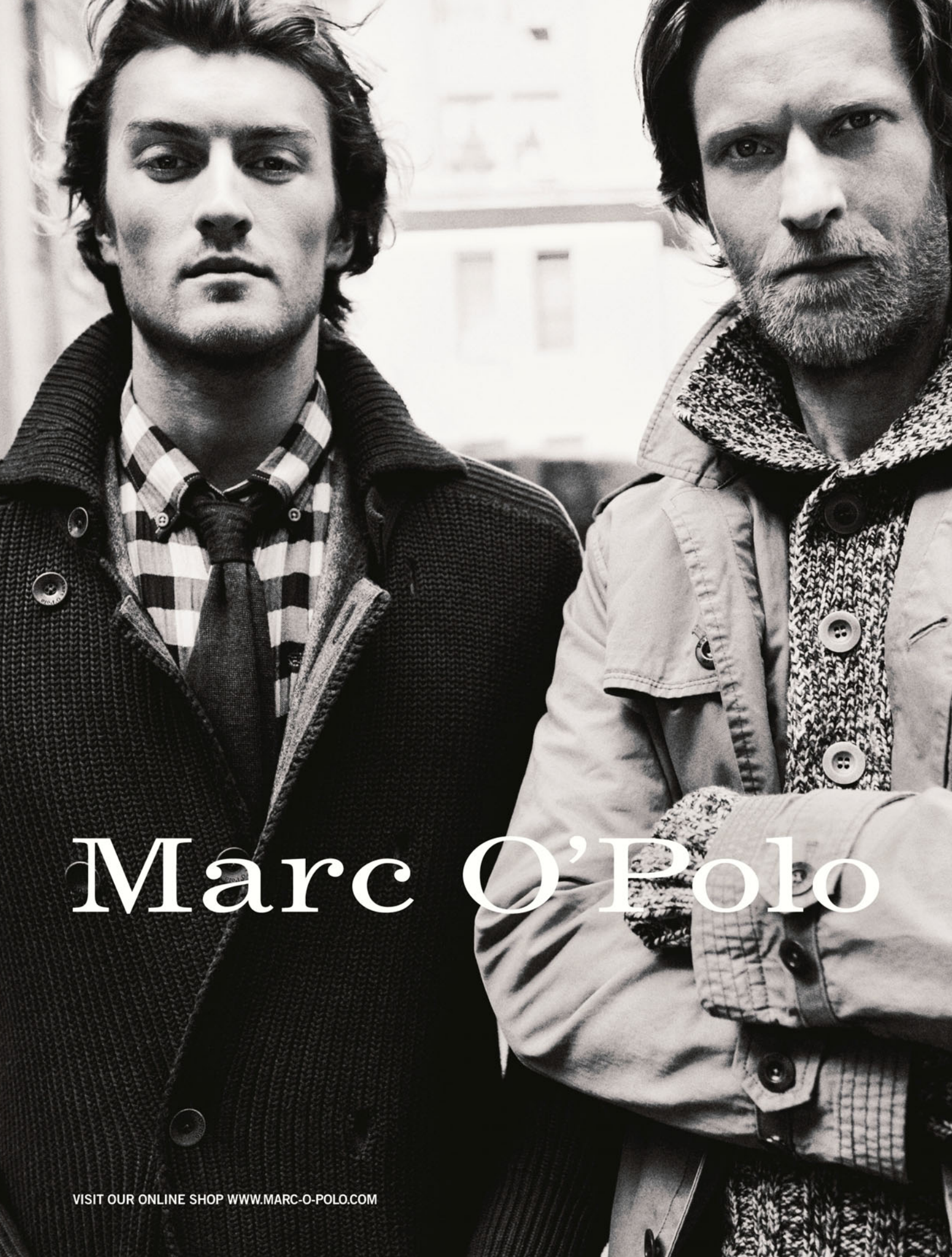
Finanzminister Wolfgang Schäuble (CDU) schaltete sich mit einer mehrdeutigen Äußerung ein. „Ich schließe Euro-Bonds aus, solange die Mitgliedstaaten eine eigene Finanzpolitik betreiben und wir die unterschiedlichen Zinssätze benötigen, damit es Anreize und Sanktionsmöglichkeiten gibt, um finanzpolitische Solidität zu erzwingen“, sagte er dem SPIEGEL. Offiziell interpretiert die Regierung diesen Satz als Absage an Euro-Bonds. Doch in der Unionsfraktion wird er von einigen als Bedingungskatalog für deren Einführung verstanden. Eine interne Arbeitsgruppe von Unionspolitikern hat nach „FTD“-Informationen bereits diskutiert, unter welchen Umständen Euro-Bonds in Frage kämen.

Die britische Tageszeitung „Independent“ zum SPIEGEL-Interview „Deutschland muss diktieren“ mit US-Investor George Soros, der die zögerliche Haltung der Bundesregierung bei der Euro-Rettung kritisiert (Nr. 33/2011):

Außerhalb Deutschlands, so scheint es, schließen sich Staatsminister und Finanzexperten zusammen, um Euro-Bonds zu unterstützen. Der Investor George Soros stellte sich an die Seite des italienischen Finanzministers, Giulio Tremonti, indem er unmissverständlich für die Idee eintrat. In einem Interview mit dem SPIEGEL sagte Soros, er sei überzeugt, dass Euro-Bonds „der einzige Weg“ aus der momentanen Krise der Einheitswährung seien.

Die „Frankfurter Allgemeine“ über den Fall Christian von Boetticher, die Berichterstattung auf SPIEGEL ONLINE und die Leserreaktionen dazu:

Wenn es schon auf die Vorbehalte im Lande ankommt, während es um eine gesetzeskonforme Liebe geht, sollte man neben den vielen Stimmen, die jetzt im Netz über die „Augenhöhe“ von Beziehungen streiten, die mit 16-Jährigen auf „Lendenhöhe“ eingegangen werden, auch Stimmen wie diese gewichten, die gestern unter Hunderten bei SPIEGEL ONLINE zu lesen war: „Es wundert mich aber doch, dass das einzig Obszöne dieses Skandals nicht thematisiert wird: Boetticher hat, ‚als die Spitzenkandidatur auf ihn zukam, die Beziehung beendet‘. Dieser Herr hat seine Prioritäten. Gott sei Dank bleibt uns die Wahl dieses ernsthaft liebenden Menschen erspart.“


Marc O'Polo
VISIT OUR ONLINE SHOP WWW.MARC-O-POLO.COM

Wir machen den Weg frei. Gemeinsam mit den Spezialisten der Genossenschaftlichen FinanzGruppe Volksbanken Raiffeisenbanken: DZ BANK, WGZ BANK, Bausparkasse Schwäbisch Hall, DG Hyp, DZ PRIVATBANK, easyCredit, Münchener Hyp, R+V Versicherung, Union Investment, VR LEASING, WL Bank.